

der Bauernkrieg und diesem wiederum der Dreißigjährige usf.

Der Besucher, der das alte Museum noch in Erinnerung hat, erkennt eine ganze Reihe weiterer Vorteile, die der Arsenalbau bietet. Die Szenen in den Dioramen kommen besser zur Geltung. Das liegt am kabinetttartigen Charakter der ganz und gar keine Kabinettgröße aufweisenden Räume selbst. Sowohl die kleineren, mit Lichtschutzmaßnahmen versehenen Fensteröffnungen in der Tiefe der Mauernischen, als auch das dimmbare Licht der Lüster läßt das die Dioramen ausleuchtende Licht viel intensiver wirken. Folglich kommen auch die einzelnen Figuren viel markanter zur Geltung, was dem Sinn, ein Museum für die Zinnfiguren zu betreiben, nur dienlich sein kann.

Freilich werden sich an der Höhe der Dioramen die Geister scheiden. Wird dem weniger interessierten Besucher das mühevoll Bücken mitunter etwas lästig werden, so eröffnen sich dem Zinnfigurenkennner

und -liebhaber durch die unterschiedlichen Perspektiven völlig neue Erlebniswelten.

Daß der Arsenalbau nicht nur unter den didaktischen und ästhetischen Aspekten ein Gewinn ist, beweist die Tatsache, daß er auch Raum für die Arbeit der gesamten Museumsmannschaft bereitstellt. In unmittelbarer Nähe zu den Schauräumen liegen die Werkstatt für den Dioramenbau, die Zinngießerwerkstatt, der Aufenthaltsraum, das Sekretariat, das Büro der Museumsleitung und ein richtiger Studienraum für die große und stetig wachsende Zahl der Zinnfigurensammler und -liebhaber. Ein repräsentativer Festsaal steht zusätzlich noch zur Verfügung. Eine überaus wichtige Tatsache bleibt noch festzustellen, nämlich, daß das Museum mittels einer Aufzuganlage behindertenfreundlich erschlossen werden kann. Bleibt zu hoffen, daß nun auch der Aufbau des Landschaftsmuseums in den nun freien Räumen im Hochschloß schnell vorangeht, so daß endlich auch diese Lücke in der oberfränkischen Museumslandschaft geschlossen werden kann.

Bezirk intensiviert Volksmusikpflege

Seit April d.J. sind in verschiedenen Regionen Oberfrankens vom Bezirk bestellte ehrenamtliche Volksmusikpflegerinnen und -pfleger tätig, die eine ortsnahe Betreuung der Volksmusikgruppen und -interessierten gewährleisten sollen. Anlaß für diesen Beschluß des Bezirksausschusses waren die positiven Erfahrungen aus der nunmehr drei Jahre andauernden Tätigkeit des bisher alleinigen ehrenamtlichen Volksmusikpflegers Hans Hofmann. Seine sehr erfolgreichen Bemühungen, gerade die Jugend an die Volksmusik heranzuführen, haben in den vergangenen Jahren gerade

im nord-ostoberfränkischen Raum zu einer aus heimatpflegerischer Sicht gesehen ganz erfreulichen Entwicklung geführt. Bei den nun zusätzlich bestellten Kräften handelt es sich ebenfalls um in der Volksmusikpflege bereits sehr erfahrene und verdiente Persönlichkeiten. Nachdem nun auch seit April die Beratungsstelle für fränkische Volksmusik des Bayer. Landesvereins für Heimatpflege für Oberfranken halbtags von Bayreuth aus betreut wird, werden diese ehrenamtlichen Volksmusikpfleger letztendlich auch als Multiplikatoren eines von der Beratungsstelle in Abstimmung mit

der Bezirksheimatpflege erarbeiteten Konzeptes für den Bereich Volksmusik wirken. Auch bei der Arbeitsgemeinschaft Fränkische Volksmusik Bezirk Oberfranken e.V. fand dieser Beschluß des Bezirks großen

Zuspruch, als Bezirkstagspräsident Edgar Sitzmann auf der Jahreshauptversammlung der Arbeitsgemeinschaft diese Regionalisierung der "Volksmusikpflege" angekündigt hatte.

Verantwortlich:

Dipl.-Hist. Ulrich Wirz, Bezirk Oberfranken, Ludwigstraße 20, 8580 Bayreuth

Die Energie des von seiner Frau unterstützten Handwerkersohnes war immer auch auf ökonomische Absicherung und gesellschaftlichen Aufstieg aus dem Muff des Gesellenwohnheims gerichtet, was eine instinktichere und flexible marktgerechte Anpassung an die Geschmacksvielfalt des Publikums der Jahrhundertwende nötig machte.

Allroundkünstler und Selbstdarsteller

Wieder nach München zurückgekehrt, beteiligte sich Taschner ab 1897 mit wechselndem Erfolg an Konkurrenzen für Brunnen und Denkmäler (u. a. Goethe-Denkmal in Straßburg) entwarf Farbglasfenster, gestaltete, dem Jugendstil verpflichtet, Innenräume, schuf als Mitglied des "Albrecht-Dürer-Vereins" und der "Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" stilistisch von mittelalterlichen Darstellungen, von Realismus und Naturalismus inspirierte Kleinskulpturen religiösen und weltlichen Inhalts, die bei allen historischen Anleihen als neuartige Beiträge zu einer zeitgemäßen Kunst gewürdigt wurden ("Hl. Cäcilie", "St. Martin", "Rauhbein", "Parcival"). Unter Einbeziehung "volkstümlicher" und scheinbar naiver Kunstformen betätigte er sich als Zeitschriften- und Buchillustrator ("Grimms Märchen"). Von Möbeln für das schlesische Schloß Raake über Briefbeschwerer, Bierkrüge und Uhren bis hin zum Werbefigürchen für die "Salzburger Feigenkaffeeabrik André Hofer" reichte sein Arbeitsfeld als Designer. In einem Selbstportrait von 1899 präsentiert sich Ignatius Taschner im schwarzen Habit des gesetzten Bürgers vor einem starkfarbigen wildbewegten Jugendstil-Fries mit Chercher-la-femme-Motiv: Symbol einer Existenz im Spagat zwischen individualistischem Künstler und angepaßt-anerkanntem, weil wirtschaftlich "Etwas gewordenem" Mitglied der "besseren Gesellschaft". Der selbstauferlegte Streß, Kunst als gefallende Ware einträglich zu produzieren – d. h. mit knappen Terminen und in hohen Quantitäten – und zugleich bei handwerklicher Perfektion auch noch in Tapeten,

Blumenvasen und Kaffeetassen Originalität und Ideenreichtum zu beweisen, was für jedes Produkt einen entsprechenden Zeitaufwand, körperliche und geistige Energie erforderte, griff schon früh Taschners Konstitution an. Herzstörungen und Nervenschmerzen in Kopf und Magen machten ihn zeitweise arbeitsunfähig. Daß der Künstler auch in dieser Situation wieder auf überhörende Stilisierung des eigenen Selbst als Strategie zur Bewältigung eines problematischen und hilfälligen Daseins zurückkam, belegen Dokumente ab den späten 1890er Jahren; nur erscheint er nicht mehr als Opfer des Höllenfürsten, sondern er identifiziert sich mit dem Kruzifixus: ein Photo zeigt Taschner in der Pose des Gekreuzigten im Atelier, ebenso eine selbstporträtartig angelegte Zeichnung. Das Christus-Thema setzte er auch plastisch um.

Doch überwog in der Bewältigung des eigenen Geschicks wie in der Selbst-Darstellung das Humorvolle und Lebenslustige seiner Persönlichkeit. Geschätzt war sein Talent, biographische Begebenheiten, gerade auch die unangenehmen, in anekdotischer Form zum Besten zu geben, Marotten und Unarten der Freunde und Bekannten zu parodieren. Seinem Faible für Rollenspiel und Maskerade ließ er bei den aufwendigen Festivitäten des Münchner Künstlerfaschings und ihren satirischen theatralischen Einlagen freien Lauf. Unter anderem trat er dort – das kleinbürgerliche Milieu, aus dem er selbst stammte, ironisierend – als "Schuster" auf, ein andermal als verschmitzter mittelalterlicher "Strauchdieb", eine Figur, die ihn besonders faszinierte, und die er auch als Skulptur gestaltete. So weit wie möglich um ein selbstbestimmtes Künstlertum bemüht, mußte Taschner notwendig einen Ort am Rande oder außerhalb der "normalen" gesellschaftlichen Welt beziehen: Seine Außenseiter, die Schnapphähne, Handwerksburschen und Heiligen, die witzig-grotesken und skurrilen Fabelwesen seiner Vignetten und Buchillustrationen oder die manchmal kindlich-unschuldigen, manchmal geheimnisvollen Märchengestalten, die sein Werk bevöl-

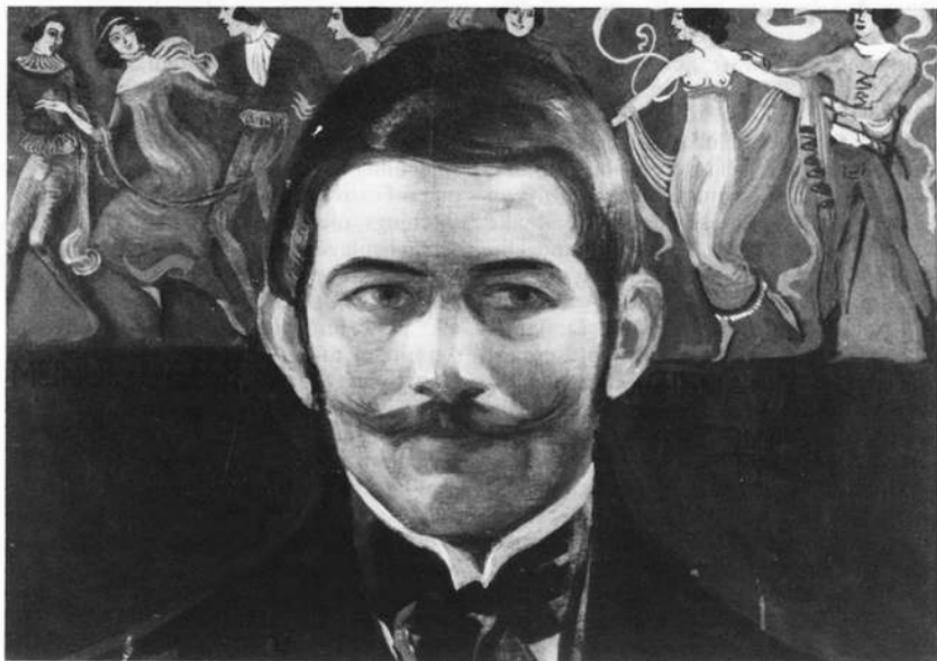
kern, waren mehr als Produkte bizarrer Beliebigkeit.

"Heimat" und Entlastung von der hektischen Kunstszene der Großstadt fand Taschner in der "bayerisch"-ländlichen Welt der Münchner Umgebung. Auch hier fehlte nicht der Auftritt in Tracht vor der Kamera, und in Briefen an seinen Freund Ludwig Thoma befließigt sich "der Nazi" (Ignatius) bajuwarischen Dialekts. Immer wieder variiert der Künstler mit viel Sinn für Situationskomik Motive aus dem bäuerlichen Bereich, Maßstäbe setzend in den Illustrationen zu Thomas Satire "Der heilige Hies" (1904). Dabei findet sich nirgends im Werk wie im Selbstverständnis des distanziert-teilnahmervollen Individualisten Taschner die dumpfe Tümelei des "Heimatstils" und auch nicht das "kracherte" Auftrumpfen, wie es Thoma bisweilen in geradezu aggressiver Form inszenierte. Obwohl der Abschied von Bayern schwer fiel, bewies Taschner mit seiner Übersiedlung nach Breslau die gleiche Souveränität

in Wechsel und Neuanfang, die auch für sein Schaffen typisch war. Das schloß nicht aus, daß ihm Deutschlands Süden weiterhin eine Ideallandschaft blieb.

Erfolg im Kunstbetrieb: Breslau und Berlin

1903 gelang es dem Architekten Hans Poelzig, dem jungen Direktor der Breslauer Kunstschule, Taschner mit viel Überredungskunst und dem Hinweis auf neue Karrieremöglichkeiten zur Annahme einer Professur an der reformorientierten Institution zu überreden. Eine große Ausstellung in Breslau präsentierte Taschners Werk von der Skulptur bis hin zur Textilgestaltung und begeisterte die Presse: "universelle Beherrschung der verschiedenen Materialien und Techniken" – "Es ist wirklich eine reine Freude zu beobachten, wie sich die Form stets der Technik anpaßt". Freilich fehlte auch nicht der zeitgemäße Preis "urdeutschen Künstlertums", das gerade dort



Ignatius Taschner: Selbstporträt 1899

gewittert wurde, wo die Sensibilität für die komplexe Formensprache Taschners fehlte.

In Pionierarbeit baute der 32jährige an der Kunstschule die Werkstatt für Ziselieren, Treiben und Emaillieren auf, wo er wiederum vom Jugendstil beeinflusste Schmuckstücke, -kästchen und Schmuckzubehör kreierte. Auch als Bauplastiker war er in öffentlichem Auftrag tätig, mußte allerdings einige seiner eigenwilligen Ideen dem konventionellen Geschmack der Auftraggeber anpassen.

Schon seit Jahren hatte sich Taschner nach Berlin orientiert. 1902 wurde er korrespondierendes, 1904 dann ordentliches Mitglied der Berliner Secession, auch hatte er sich bereits durch seine Grabmäler für Karl und später Emy Bennewitz von Loefen sowie die Beteiligung an mehreren Ausstellungen bekannt gemacht. 1905 sah er endlich die Gelegenheit, in der Reichshauptstadt und ihrem vielfältigen Kulturleben Fuß zu fassen. Er gab seinen wohldotierten und angesehenen Breslauer Professorenposten auf und zog in die preußisch-deutsche Metropole. Die damals bedeutendsten Berliner Architekten, Alfred Messel und Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, engagierten Taschner als Bauplastiker. Noch in Breslau, hatte er 1904 die Schmuckreliefs für Messels Kaufhaus Wertheim geschaffen, einen Bau, der als wegweisend für die Moderne gilt. Hoffmann deckte Taschner nun mit Aufträgen für öffentliche Nutzbauten wie das Stadthaus, das Märkische Museum, ein Waisenhaus, das "Alte-Leute-Heim" in Buch und mehrere Schulhäuser ein, hinzu kamen Arbeiten für Bauten in Breslau, Posen, Lübeck und Darmstadt sowie das Schiller-Denkmal in St. Paul/Minnesota. Bei der Ausführung all dieser Aufgaben konnte Taschner auf einen Stab renommierter Handwerker zurückgreifen, die, von ihm intensiv kontrolliert, seine Entwürfe und Modelle in Stein oder Metall umsetzten.

Als ein Berliner Meisterwerk Taschners gelten die Figuren für den Märchenbrunnen. Dem monumental und auf Reprä-

sentation angelegten Denkmalstil der Zeit prinzipiell abhold, gestaltete der Bildhauer die Märchengestalten leicht verständlich und mit kindlichen Zügen ohne plumpe Betulichkeit. Sie wurden durchwegs wie "Spielkameraden" in Reichweite von Kindern plaziert, die viele versteckte Details erkennen konnten. Das Werk ist nach den Kriegszerstörungen nur noch in Form einiger Modelle und in schlecht proportionierten, steif wirkenden Kopien vorhanden.

In seiner Berliner Zeit öffnete sich Taschner zunehmend den Einflüssen des Neoklassizismus, wohl nicht nur in Anpassung an den Geschmack seiner Auftraggeber; seine Werke in einem großzügigen, idealisierenden Stil – der das Skurrile und bisweilen Karikaturhafte früherer Arbeiten zurückdrängte und dennoch Witz und Lebendigkeit behielt –, reflektieren auch das Selbstverständnis ihres Schöpfers, der in der Kunstszene eine gesicherte Position erkämpft hatte. Beleg dafür ist nicht zuletzt der "herrschaftliche" Auftrag zum Kronprinzinsilber, den Taschner, wiederum unter Mitwirkung der Architekten Messel und Hoffmann, zusammen mit anderen Künstlern erhielt. Nachdem die Verlobung des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Hohenzollern mit Cecilie von Mecklenburg-Schwerin bekanntgegeben worden war, beschloß der Preußische Städtetag 1904, als Hochzeitsgeschenk ein Tafelsilber herstellen zu lassen. Das Gebrauchskunstwerk wurde in Form einer von Taschner gestalteten Urkunde 1905 symbolisch überreicht, die Arbeiten selbst endeten 1914; 1043 Silberteile waren fertiggestellt. Zu einer Übereignung an die Hohenzollern kam es durch Krieg und Abdankung des Herrscherhauses nicht mehr. Taschner bestimmte als Hauptmeister mit seinen Einzelfiguren, Gruppen, Leuchtern und Schalen wesentlich das Erscheinungsbild des Werks; in seiner neoklassizistischen Ausführung, die auch Elemente des Jugendstils verarbeitet, mit seinen heiteren, teils exotischen und aus Mythen und Sagen entlehnten Motiven nimmt es typische Elemente Taschnerschen Schaffens in neuer Form wieder auf.

Vor dem Ziel

Trotz aller Erfolge in einer Welt-Kunststadt: Den Fluchtpunkt seiner Lebensperspektive hatte Taschner im ländlichen Idyll von Mitterndorf gefunden. 1907 legte er in dem Örtchen bei Dachau, mitten in einer typisch "bayerischen" Landschaft, den Grundstein für sein Haus, in das er sich mit seiner Frau und den beiden Töchtern nach Abschluß seiner Arbeiten am Kronprinzensilber als wirklich "freier" Künstler, unabhängig von Aufträgen und Anpassungsartistik, zurückziehen wollte. Seit 1908 pendelte er ständig zwischen Berlin und Mitterndorf hin und her. Der im Ort stets mit "Herr Professor" titulierte Taschner errichtete sich einen herrenhausartigen Bau als Synthese aus Bauerngehöft und Palast, der bis in Details wie Lampen und Türfüllungen zu einem Gesamtkunstwerk

geriet: Dokument geglückten Aufstiegs aus der kleinbürgerlichen Welt der Lohrer Steinmetzwerkstatt, wie der Utopie, das Leben ganz in Kunst aufgehen zu lassen. Dieses Streben nach schöpferischer Autonomie bei gesicherter materieller Existenz endete tödlich: Überhäuft von den Aufträgen eines vielleicht allzu begeisterten Publikums, das den Alltag mit immer neuen Einfällen verschönert sehen wollte, und verzettelt in seinem Terminplan, starb Taschner am 25. November 1913 mit 42 Jahren unter schweren Herzkrämpfen in Mitterndorf, ohne seine Fähigkeiten voll entfaltet zu haben.

Herbert Bald,

Spessartmuseum Lohr, Schloßplatz 1, 8770 Lohr

Literaturgrundlage: Katalog "Ignatius Taschner – Ein Künstlerleben zwischen Jugendstil und Neoklassizismus". München 1992

Hartmut Schötz

Zum 100. Geburtstag eines Poeten und Forstmanns – Heinrich Grimm (1893 – 1983) –

Am 25. Februar 1993 hätte Heinrich Grimm seinen 100. Geburtstag feiern können. Er starb vor etwas mehr als neun Jahren.

In der unmittelbaren Nähe seines Geburtsortes Kirchenpingarten bei Bayreuth fand am 25. 2. 1993 eine Gedenkveranstaltung für Heinrich Grimm statt.

Er war das 13. Kind einer Försterfamilie und kam als Jugendlicher in den mittelfränkischen Regierungssitz Ansbach, wo er aufwuchs und später als Forstmann arbeitete. Rund 75 Jahre stand er im Dienste des Forstwesens, denn nach seiner Pensionierung leitete Heinrich Grimm das Gut des

Freiherrn von Stromer bei Altdorf bis über sein 90. Lebensjahr.

In seiner Freizeit widmete er sich darüber hinaus der Schriftstellerei. So erschienen in den Jahren 1925 bis 1960 sieben Romane, drei Novellen und Erzählungen und bereits 1933 das Schauspiel "Friederike" – ein Spiel um Friedrich den Großen. Seine Gedichte sind nicht gesammelt, sie sind zum Teil in den Prosawerken zu finden.

Der Historienroman "Canossa", erschienen 1930, ist das wohl bedeutendste Werk Heinrich Grimms; ein tiefeschürfendes Opus, philosophisch gewichtet, mit subtiler Hand geschrieben. Einem breiten Publi-



Markgraf Karl = Heinrich Grimm

In dem in Ansbach ab 1894 vielfach aufgeführten Heimatspiel "Der wilde Markgraf" von Konrad Friedrich spielte Heinrich Grimm mehrere Jahre Markgraf Carl Wilhelm Friedrich. Die Aufnahme entstand beim Heimatfestspiel des Jahres 1926.

kum wurde er auch durch seinen Hesselberg-Roman "Menschen um den Berg" bekannt.

Zu Heinrich Grimms Werken gehören aber auch "Der letzte Ketzler" (1937), "Die Waldstromerin" (1939), "Der schwarze Jäger" (1954), "Die Brüder von der Freikugel", (1933, 1953, 1981, unter dem Titel "Das andere Gesicht").

Die Arbeiten Grimms spiegeln profunde Geschichtskennntnisse, großartige Landschaftsschilderungen und Städtebilder von plastischer Monumentalität wider. Sie bestechen darin ebenso wie die mit großer psychologischer Sensibilität meisterhaft gezeichneten Charakterbilder. Leider gelangten Grimms Werke nur in einen geographisch bescheidenen Kreis.

Rechtzeitig zum 100. Geburtstag wurden nun einige Gedichte Grimms durch Johannes Schwinn und Dieter Kirmse vertont. Bei der Gedenkveranstaltung am 25. Februar 1993 wurden in Fuchsendorf das Gedicht "Ilse" von der 23jährigen Sopranistin Karin Kirmse und das Gedicht "Vorfrühling" von deren Vater, dem Ansbacher Lehrer Dieter Kirmse zu Gehör gebracht. Begleitet wurde diese durch den Freundeskreis der "Schlaraffen" initiierte Veranstaltung vom Direktor der Fachakademie für evangelische Kirchenmusik Bayreuth, Hans Schmidt-Mannheim. Daran teil nahmen auch die Bürgermeister des Geburtsortes von Heinrich Grimm, Josef Legath und dessen Vorgänger im Amt Hans Krockauer sowie der Ortsgeistliche.

Hartmut Schötz,
Feuchtwanger Str. 9, 8800 Ansbach

Susanne Fischer

„Ludwig Richter in Franken“

Eine Ausstellung im Pfalzmuseum Forchheim

Im Sommer 1993 gedenken Stadt und Landkreis Forchheim eines für die Region bedeutenden Ereignisses: der Entdeckung der Fränkischen Schweiz durch die Romantiker.

Zu Pfingsten 1793 unternahmen die beiden Berliner Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder, die damals an der Universität Erlangen studierten, eine Reise durch die Fränkische Schweiz bis ins Fichtelgebirge. Sie zeigten sich stark von den Reizen der Landschaft beeindruckt und teilten ihre Erlebnisse ihren Angehörigen in Briefen nach Berlin mit. Bald kursierten sie in einschlägigen Berliner Literatenzirkeln, worauf es eine Reihe weiterer Dichter, darunter Ernst Moritz Arndt, nach Franken zog, um ihrerseits die ursprüngliche, ungekünstelte Natur in sich aufzunehmen.

Aber nicht nur Dichter, auch Maler und Zeichner waren in der Folge von Franken fasziniert. Ihr bedeutendster und zugleich populärster Vertreter ist der Dresdner Maler Ludwig Richter, dessen Frankenreisen im Mittelpunkt der Ausstellung im Pfalzmuseum Forchheim stehen.

Adrian Ludwig Richter wurde am 28. September 1803 als erster Sohn des Kupferstechers Carl August Richter in Dresden geboren. Schon 1815 trat er in die Werkstatt des Vaters ein und arbeitete bald mit diesem an Sammelmappen mit Stichen von Landschaftsansichten. Die immer gleichen Kompositionsschemata genügten bald seinen künstlerischen Ansprüchen nicht mehr, da sein Ziel auf dem Gebiet der ungleich freieren Landschaftsmalerei lag. Auch der Unterricht an der Dresdner

Kunstakademie befriedigte ihn nicht, da die überkommenen Lehrmethoden vor allem im Kopieren der alten Meister bestanden. Schon früh dagegen schätzte er die Arbeit im Freien, wo er seine Natureindrücke direkt in Zeichnungen umsetzen konnte.

Nach einem dreijährigen Studienaufenthalt in Rom erhielt er 1828 eine Anstellung als Lehrer an der Zeichenschule der Porzellanmanufaktur in Meißen. Während dieser Zeit verarbeitete er seine römischen Reiseindrücke zu meist großformatigen Ölgemälden.

Wanderungen in Böhmen ließen ihn schließlich die Reize der deutschen Landschaft erkennen, die er fortan in Stichen und Gemälden festhielt. Seiner Anstellung als Lehrer für Landschaftsmalerei an der neu organisierten Kunstakademie in Dresden (1836) folgte die Ernennung zum Professor (1841) und die Aufnahme in den Akademischen Rat (1853), die seine Laufbahn zusammen mit verschiedenen Ehrentiteln krönten. Seine enorme Popularität verdankte Ludwig Richter jedoch den Volksbüchern, die er mit zahlreichen Holzschnitten illustrierte. Hier kam seine besondere Fähigkeit zur Geltung, Geschichten durch wenige, knappe Bilder treffend zu charakterisieren. Als Motive wurden Genreszenen verwendet, die im kleinbürgerlichen oder bäuerlichen Milieu angesiedelt waren. Gerade die Themen aus dem täglichen Leben, die bis dahin kaum bildwürdig erschienen, begründeten durch ihren volkstümlichen Charakter seine große und dauerhafte Breitenwirkung. Nach langer Krankheit starb Ludwig Richter am 19. Juni 1884.

Die Ausstellung im Pfalzmuseum Forchheim stellt – neben biographischen Daten und einer kurzen Werkschau – vor allem die beiden Frankenreisen Ludwig Richters in den Mittelpunkt. Diese Wanderungen durch die Fränkische Schweiz (1837 und 1845) hielt der Künstler nicht nur in zahlreichen Skizzen und Zeichnungen fest, sondern auch in einem Reisetagebuch, das Land und Leute einfühlsam und unterhaltend schildert.

Ausschlaggebend für seine erste Reise war ein Angebot des Leipziger Verlegers Georg Wigand, der Richter vorschlug, mehrere Bände der Reihe "Das malerische und romantische Deutschland" zu illustrieren. Richter stimmte begeistert zu, denn er selbst hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, die schönsten deutschen Landstriche zusammen mit den "... Volkstrachten, Festen und Gebräuchen zu einem poetischen Gesamtbilde ..." zu verarbeiten.

Das Ergebnis dieser ersten Frankenreise (1837) waren Vorlagen zu 31 Stahlstichen, die in dem "Franken"-Band der oben genannten Reihe zusammen mit dem Text des Coburger Schriftstellers und Hofbibliothekars Gustav von Heeringens publiziert wurden.

Die zweite Reise (1845) mit seinem Freund, dem Maler Carl Gottfried Peschel, sollte allein der Erholung dienen. Doch auch von dieser Wanderfahrt existieren

Skizzenbücher, die belegen, daß Ludwig Richter stets mit gespitztem Bleistift im Gepäck reiste und jedes interessante Motiv – ob Burg oder Volkstracht – sogleich mit dem ihm eigenen, treffsicheren und ausdrucksstarken Strich aufs Blatt bannte.

Die Präsentation dieser beeindruckenden Zeichnungen im Rahmen der Ausstellung bietet darüber hinaus die Möglichkeit, die Arbeitsweise Ludwig Richters vom "ersten Eindruck" bis zum vollendeten Stahlstich nachzuvollziehen. Dies schließt sowohl flüchtige Skizzen, die vor Ort entstanden, als auch ausgearbeitete Kompositionen mit Vordergrundprospekt und Staffagefiguren mit ein. Letztere dienten Schülern als Vorlagen für Werkpausen, die von den Stechern schließlich auf Stahlplatten übertragen und dann gedruckt wurden.

Die Ausstellung wird von Leihgaben namhafter deutscher Museen und Institute bestückt: Staatsbibliothek Bamberg, Kunstsammlungen der Veste Coburg, Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Stadtarchiv Dresden, Technische Universität Dresden, Museum Folkwang Essen, Staatliche Graphische Sammlung München, Stadtgeschichtliche Museen Nürnberg und Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

Viele der ausgestellten Zeichnungen sind bisher unbekannt und werden erstmals öffentlich gezeigt.

Susanne Fischer, M.A., Pfalzmuseum Forchheim
Kapellenstraße 16, 8550 Forchheim

Zum 70. Geburtstag von Bfr. Wolfgang Rosenberger

Am 24. Mai wird der Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Kitzingen, Studiendirektor i. R. Wolfgang Rosenberger, 70 Jahre alt.

In Würzburg geboren, besuchte er das dortige Realgymnasium. Nach dem Abitur folgte der Kriegseinsatz, als Offizier kam er in russische Gefangenschaft nach Sibirien, von wo er erst 1950 wieder heimkehrte.

Schon in seinem Elternhaus eröffnete sich ihm die Liebe zu Natur und Heimat und sie war auch entscheidend für seine Berufswahl, das höhere Lehrfach für Chemie, Biologie und Geographie.

Es war eine glückliche Fügung, als er im Jahr 1964 in seiner zweiten Heimat zum Frankenbund stieß und die Aufgabe des Wanderwartes übernahm, seit dem Jahr 1971 führt er als Nachfolger des unvergessenen Dr. Ernst Kemmeter den Vorsitz der Gruppe.



In ungezählten Wanderungen und Wanderfahrten führt er seit nunmehr fast 30 Jahren die Gruppe in alle Teile des fränkischen Landes und seiner angrenzenden

Randbezirke, wobei er seine Ziele sorgfältig auswählt nach geologischen, botanischen und kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten, vom Frankenwald bis zum Odenwald, von der Thüringer Rhön bis ins Hohenloher Land, von der Frankenalb bis zum Spessart. In seiner Amtszeit entwickelte sich die Wandergruppe zum dominierenden Bestandteil der Gruppe. Jede Veranstaltung wird von ihm bestens vorbereitet mit eingehender Information über das Zielgebiet, sodaß sich jedem Teilnehmer die ganze Fülle unserer fränkischen Heimat erschließt. Zu einer ständigen Einrichtung ist die hochsommerliche Picknick-Wanderung mit Krönung einer Picknick-Königin geworden, sowie die Jahresabschlußwanderung mit besinnlicher Einkehr im Advent. Auf großes Interesse stoßen seine Vogelstimmen-Exkursionen. In einem Jahresrückblick zeigt er seine photographische Ausbeute und läßt dabei alle Erlebnisse nochmals lebendig werden.

Mit leidenschaftlicher Akribie erarbeitet er Planung und Vorbereitung zu mehrtägigen Wanderstudienfahrten, die er in dreijährigem Rhythmus durchführt. Nach dem Pfälzer und dem Hessischen Bergland, der Schwäbischen Alb und dem Weserbergland wird in diesem Jahr die Vulkan-Eifel erkundet. Alle Sehenswürdigkeiten werden in einem umfangreichen Logbuch dargelegt und erläutert.

Seit die Kinder aus dem Hause sind, genießt er seine Freizeit mit seiner Gattin in Studienreisen und Studienwanderfahrten überall in Europa.

Neben seiner Familie wünscht ihrem Chef vor allem seine Gruppe noch viele "unruhige Ruhestandsjahre" und Freude beim gemeinsamen Wandern und entdecken im fränkischen Land.

Richard Rückert

In memoriam Professor Heinrich Pospiech (1908–1980). Nicht nur durch die Vielzahl seiner bedeutenden Werke als Maler, Bildhauer und Graphiker, sondern auch durch die langjährige erfolgreiche Tätigkeit als Kunsterzieher, zuletzt am Platen-Gymnasium in Ansbach, ist Heinrich Pospiech in lebhafter Erinnerung geblieben. Am 11. März 1993 hätte er seinen 85. Geburtstag feiern können, doch er starb bereits am 17. November 1980.

Heinrich Pospiech wurde 1908 in Ansbach geboren. Nach der Volksschul- und Gymnasialzeit in Ansbach studierte er in München an der Kunstgewerbeschule, an der Akademie der Bildenden Künste und an der Technischen Hochschule. Einer seiner Lehrer war Karl Knappe, dem ein besonderes Verhältnis zum Holz und darin besonders zum plastischen Baumstamm eigen war. Professor Pospiech gehörte – vielleicht beeinflusst durch seinen Lehrer Knappe, der in der NS-Zeit als entarteter Künstler galt und nach Kriegsende nur privat arbeitete – der NS-Partei niemals an.

In den fünfziger Jahren war Heinrich Pospiech Mitglied der Künstlergemeinschaft "Die Barke". Nach der Auflösung der Barke schloß er sich mit dem Gymnasiallehrer Anton Zahner und Gerhard Knieschon zu der Gruppe "Die Zelle" zusammen.

Auffallend bei Heinrich Pospiechs Werken ist die Vielzahl der religiösen Themen, die sicherlich den Hauptteil seines Schaffens bilden. In Sachsen bei Ansbach findet man in der neuen katholischen Kirche eines seiner letzten größeren Werke: eine 1979 aus Lindenholz geschaffene überlebensgroße Schutzmantelmadonna. Nicht ungenannt bleiben dürfen zwei seiner wichtigsten Werke: die "Emmaus-Darstellung" in der kleinen Marienkapelle in Schurbach bei Wunsiedel und das sich heute im Ansbacher Markgrafenmuseum befindliche Ölbild "Der apokalyptische Reiter".

Hartmut Schötz

Ausstellung: **"Lohr im Dritten Reich"** Das städtische Schulmuseum in Lohr am Main, das ohnedies in einer ständigen Schau das Schul- und Erziehungswesen der Nazis dokumentiert, zeigt ab jetzt bis Dezember die Sonderausstellung

"Lohr im Dritten Reich". Das Museum greift damit ein Geschichtsdatum auf, das vor 60 Jahren das Ende der Weimarer Demokratie und den Beginn der nationalsozialistischen Diktatur markierte. Mit zeitgenössischen Fotografien, Dokumenten und Objekten wird das öffentliche Erscheinungsbild des deutschen Faschismus nachgezeichnet. Das Ausstellungskonzept sieht sich – so Museumsleiter Eduard Stenger – einer phänomenologischen Sichtweise verpflichtet. So werden geschichtliche Zeugnisse durch Reihung in ihrer Aussage verdichtet, um sie gleichsam zum Sprechen zu bringen. Damit soll ein Prozeß der Selbstentlarvung in Gang kommen, der zum Beispiel die willfährige Bereitschaft der Bevölkerung zeigt, sich für die großangelegten Inszenierungen der Nazis zur Verfügung zu stellen. So dokumentiert das Lohrer Schulmuseum die Indoktrination der Zeit von 1933–45, die karrierefördernde Mitgliedschaft bei Nazi-Organisationen, die Presse als Regime-Sprachrohr und die Gewalt gegen jüdische Mitbürger – auch in Lohr am Main. In einer Presseverlautbarung mahnen die Veranstalter: "In jeder Hinsicht eine gewöhnliche Kleinstadt in Deutschland, mußte Lohr sich befreien lassen, um zu sehen, was nicht hätte übersehen werden dürfen ...". Die Sonderausstellung "Lohr im Dritten Reich" ist bis zum 12. Dezember zu sehen. Geöffnet ist das das Schulmuseum in Lohr-Sendelbach (Sendelbacher Str. 41, Telefon 093 59/317) mittwochs bis sonntags von 14 bis 16 Uhr. Schulklassen und Jugendgruppen zahlen keinen Eintritt.

Mainfränkisches Museum Würzburg – Sonderausstellung: "Entfaltete Schönheit: Fächer". Vom 18. 5. – 25. 7. 1993, täglich von 10 – 17 Uhr (außer Montag).

Sonderausstellung "KÜNSTLERPUPPEN" im Museum der Deutschen Spielzeugindustrie, Neustadt bei Coburg, 30. April – 7. November 1993. Im Jahre 1908 schon wurde der Begriff "Künstlerpuppe" geprägt, um individuell als Einzelstücke oder in kleinen Auflagen hergestellte Puppen aus Mischmasse von den industriell gefertigten Spielpuppen jener Zeit auch sprachlich abzugrenzen. Namen wie "Marion Kaulitz", "Lotte Pritzel" oder "Käthe Kruse" sind seitdem heute noch gut bekannt.

Bereits zum drittenmal zeigt das "Museum der Deutschen Spielzeugindustrie" in Neustadt bei Coburg eine Sonderausstellung zu dem Thema zeitgenössischer Künstlerpuppen.

War bisher das Ziel, zunächst eine Erklärung des Begriffes "Künstlerpuppe" zu geben (1989) und die Vielfalt der Materialien zu deren Herstellung aufzuzeigen (1992), so beschäftigt sich die diesjährige Ausstellung vor allem mit den unterschiedlichen Stilrichtungen und Strömungen innerhalb der noch jungen Gattung der Künstlerpuppen.

32 international anerkannte Puppenmacher und Puppenmacherinnen zeigen – erstmals auch Künstlerinnen aus den Niederlanden und der Schweiz – einen repräsentativen Querschnitt der zeitgenössischen Puppenzene. Er gibt Einblick, wie unterschiedlich Ergebnisse sein können, wenn sich kreative Menschen mit dem gleichen Thema befassen.

So wird alles gezeigt von "liebenswerten Puppenkindern", über skurrile Typen, Porträtpuppen von Kindern in Lebensgröße (95 cm), einer Figurengruppe nach historischem Vorbild, grazile Kostümpuppen, Puppen nach Literaturvorlagen, Fabel- und Phantasiewesen, Puppenobjekte und -büsten, die sich im Grenzbereich zwischen "Künstlerpuppe" und "Skulptur" bewegen, bis hin zu Figurenobjekten, die das Sujet "Puppe" soweit abstrahieren, daß sich ihre ursprüngliche Herkunft nur noch errahnen läßt.

Zur Sonderausstellung erscheinen Postkarten und ein Begleitheft in limitierter Auflage. Die Ausstellung ist während der regulären Öffnungszeiten (Mo – So 10.00 – 17.00 Uhr; Einlaß bis 16.15 Uhr) geöffnet.

Radtouren 1993 auf dem Brunnenrundwanderweg bei Bamberg führt Martina Schramm vom Brunnenarchiv Bamberg durch Tagesradwanderung durch Teile der Bamberger Altstadt (ca. 25 km). Neben idyllischen Winkeln und berühmten Sehenswürdigkeiten lernen die Teilnehmer mehr als 100 Brunnen und Wasserspender kennen. Aktuelle Terminvorhersage: 09.51/2.59.16. Für Gruppen ab 10 Personen können individuelle Terminwünsche berücksichtigt werden.

Postkartenausstellung im Fränkische Schweiz-Museum. Die Fränkische Schweiz feiert heuer das Jubiläum der 200-Jahrfeier ihrer Entdeckung durch die Romantiker und infolge davon ihrer Entwicklung zu einer der bekanntesten und beliebtesten Erholungs- und Urlaubslandschaften

in Deutschland. Als kleinen Beitrag hierzu zeigt das Fränkische Schweiz-Museum vom 2. April bis 6. Juni 1993 die Sonderausstellung "Schöne Grüße aus der Fränkischen Schweiz – Postkarten um die Jahrhundertwende".

Neben einer Darstellung der Entwicklung der Großpostkarten von den Vorläufern im letzten Jahrhundert über die für die Ausstellung namengebenden sog. "Gruß aus"-Karten hin zur Entwicklung der Fotokarten wurden bei der Planung vor allem historische Aspekte berücksichtigt. Ausgangspunkt hierfür war die Überlegung, daß Postkarten nicht nur für die jeweiligen Empfänger der mehr oder minder persönlichen Botschaften von Belang waren, sondern oftmals Zeugnis von heute in Vergessenheit geratenen Ereignissen und Entwicklungen ablegen. Diesen Zeugnischarakter darzustellen, ist Anliegen der Ausstellungsmacher.

Fichtelgebirgsmuseum Wunsiedel bei Internationaler Tourismusbörse in Berlin. Für den Besucher des Fichtelgebirges wirbt derzeit das Fichtelgebirgsmuseum bei der Internationalen Tourismusbörse in Berlin.

Anlaß dafür ist die nächste Sonderausstellung des Museums "Die Geburt der Romantik – Zum 200. Jahrestag der Pfingstreise von Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder durch die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge."

Diese Ausstellung findet in der Zeit vom 22. Mai 1993 bis 15. August 1993 in Wunsiedel statt.

Die von Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder zu Pfingsten 1793 unternommene Reise von Erlangen durch die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge, steht ganz am Anfang eines neuen Erlebens und Empfindens von Geschichte, Kunst und Natur. Sie ist Zeugnis für den Beginn der literarischen Romantik, die von Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck wesentlich mitbegründet und getragen wurde.

Aus Anlaß des 200. Jahrestages dieser Reise will das Fichtelgebirgsmuseum in zeitgenössischen Ansichten, Karten, Gegenständen etc., ein Nacherleben dieser Reise im Fichtelgebirge ermöglichen und Anregungen für eine vertiefende Begegnung mit unserer Heimat geben.

Der beiliegende Prospekt lädt zu dieser Ausstellung im Fichtelgebirgsmuseum ein, das auch außerhalb seiner Sonderausstellungen immer wieder einen Besuch wert ist.

Thomas Hürlimann-Förderungsgabe für Dr. Johann Schrenck. Dr. Johann Schrenk aus Gunzenhausen erhält vom Internationalen Kuratorium des Wolfgang-Amadeus-Mozart-Preises einen Literaturpreis verliehen für seine "fränkischen Landschaftsführer", in denen, so der Vorstand der Johann Wolfgang von Goethe-Stiftung der Schweiz, er "seine Fähigkeiten bewiesen hat, das Innere seiner Heimat präzise und eigenwillig zu vermessen." Die Thomas-Hürlimann-Förderungsgabe ist mit 10000 Sfr. dotiert und wird zu gleichen Teilen an Georg Paulmichl aus Prad in Südtirol an Peter Steiner aus Zürich und an Dr. Johann Schrenk verliehen, d.h. am 15. Mai im Hotel Seiler in Innsbruck übergeben.

Der Schweizer Jury haben folgende Veröffentlichungen Schrenks vorgelegen: "Altmühltal und Fränkisches Seenland" ein Reisehandbuch (Verlag Michael Müller, Erlangen, z.Zt. 3. Aufl. i. Vorb.) und "Fränkisches Seenland" ein Heimatbildband (Verlag W. E. Keller, Treuchtlingen, 2. Aufl.) Darüberhinaus hat er bereits die beiden Heimatbildbände "Zenngrund, Bibert und Aurach" (Verlag F. Majer & Sohn, Leutershausen, 2. Aufl. i. Vorb.) und "Romantisches Mittelfranken" (Roth-a-print-Verlag, Roth, 2. Aufl. i. Vorb.) sowie diverse kleinere Arbeiten über Gunzenhausen und Umgebung veröffentlicht, darunter die Reiseführertexte zu den beiden Wanderkarten über das Neue Fränkische Seenland und das Erlanger Land. Die verkaufte Gesamtauflage seiner Bücher beträgt 26000 Exemplare, die der Wander- und Freizeitkarten 95000 Exemplare.

Städtische Galerie Würzburg: Ausstellungen
28. 5. 1993 – 11. 7. 1993

Im Zentrum: Menschenbilder. Aus der graphischen Sammlung von Heiner Dikreiter.

18. 7. 1993 – 19. 9. 1993

Julia Lohmann. Arbeiten auf Metall (Arbeitstitel). (Gemeinschaftsprojekt mit dem Heidelberger Kunstverein)

Ehrenbürgerwürde für Prof. Manfred Beck-Arnstein. Lkr. Main-Spessart. Gäste aus ganz Deutschland und den Nachbarländern waren gekommen, als in einer beeindruckenden Feierstunde in der bis auf den letzten Platz besetzten Stadthalle von Arnstein nahe Würzburg der Arnsteiner Bürgermeister Roland Metz den erst 46jährigen akademischen Maler Prof. Manfred Beck-Arnstein mit der Ehrenbürgerwürde seiner Heimatstadt auszeichnete. Manfred Beck-Arn-

stein gilt weltweit als einer der führenden Fantastischen Realisten. In mittelalterlichen Techniken schafft der Künstler seine mystischen Seenlandschaften zwischen Traum und Realität. Seine Bilder sind offen für eine andere Wirklichkeit, und das Fehlen eines eindeutigen Etiketts in Labyrinth von Kunstmarkt und Kunstszene wird bei Beck-Arnstein zum Gewinn.

Heidi Beck, Ehefrau des Künstlers, las Texte aus dem bei dieser Feierstunde vorgestellten neuen Buch des Künstlers "Mythische Begegnungen – Magische Poesie". Der Einband des großformatigen 210 Seiten starken Buches mit 85 Farbbildern zeigt das Rundbild "Prometheus". Hinweisende Gedichte Beck-Arnsteins, den Bildern gegenüber gestellt, geben Einblick in Werk und Seelenlandschaft, wobei Beck-Arnstein offen zugibt, Etikettierungsschwierigkeiten zu haben. So gehört auch sein bis heute entstandenes Gesamtwerk zu den Gegenbildern, die nicht von materialistischen und pragmatischen Vorstellungen bestimmt sind, sondern in meisterlicher Technik eine verborgene Wirklichkeit aufzeigen. Arnsteins Bürgermeister Roland Metz eröffnete zum Abschluß der Feierstunde eine Ausstellung mit über 100 Werken des Künstlers, die in der Stadthalle von Arnstein bis zum 12. April gezeigt wurden.

Paul-Werner Kempa

Manfred Beck-Arnstein. "Mythische Begegnungen – Magische Poesie", 210 Seiten, 85 Farbbildtafeln. Sebaldis-Verlag Nürnberg, 45 DM. (vgl.: Aus dem fränkisches Schrifttum)

Heinrich W. Mangold 85 Jahre. Seinen 85. Geburtstag konnte der über den fränkischen Raum hinaus bekannte Gymnasialprofessor und Kreisheimatpfleger im Ruhestand, Maler, Zeichner und Kunsttheoretiker Heinrich W. Mangold am 9. März in Pappenheim (Landkreis Weißenburg/Gunzenhausen) feiern. H. W. Mangold malt seit seinem 9. Lebensjahr. Nach dem Abitur 1929 folgten Studienjahre an der Münchner Technischen Universität bei dem bekannten Professor Knappe, der in der Zeit des Nationalsozialismus zu den verpönten Künstlern gehörte und nur noch privat arbeiten konnte.

Die Mutter von Professor Mangold stammte aus Frankreich, weshalb sein Streben nach dauernder deutsch-französischer Freundschaft leidenschaftlich ist. Auch in vielen seiner Bilder hat er deutsche und französische Landschaften festgehalten.

Im April 1993 fand in Eichstätt, das seit der Gebietsreform 1972 zu Oberbayern gehört, eine Ausstellung von Heinrich W. Mangolds Arbeiten statt.

Die **Geistliche Musik im Münster Heilsbronn** an den Donnerstagabenden von Mai bis August kann im 5. Jahr stattfinden. Sie beginnt jeweils um 19 Uhr außer 13. Mai und 17. Juni. Diese Reihe erfreut sich inzwischen großer Beliebtheit. Die Besucher kommen aus den Städtebereichen Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schwabach, Roth und Ansbach, auch aus den Ferien- und Urlaubsgebieten Rangau und Neues Fränkisches Seengebiet. Die Geistliche Musik im Münster hat sich in den Jahren seit 1988 herumgesprochen und ist zu einem festen Bestandteil des kirchenmusikalischen Angebotes in der ganzen Region geworden.

Zu den regelmäßigen Veranstaltungen an den Donnerstagabenden kommen diesmal weitere hinzu. Sie erstrecken sich vom Karfreitag über Ostern, Christi Himmelfahrt und Pfingsten bis Advent und Weihnachten. Mehrere sind Bestandteil eines Hauptgottesdienstes am Sonntagmorgen. Am Buß- und Betttag wird der Gottesdienst mit dem Windsbacher Knabenchor und Landesbischof Hanselmann im Bayerischen Rundfunk, Deutschlandfunk und Deutscher Welle übertra-

gen. Das Programm kann im Pfarramt angefordert werden.

Wer keine Gelegenheit hat, nach Heilsbronn zu kommen, kann also im Rundfunk mithören und in der Advents- und Weihnachtszeit im Fernsehen SAT 1 die Aufzeichnungen mit dem Windsbacher Knabenchor sehen. Außerdem weisen wir auf die Schallplatten und CDs hin, die im Münster Heilsbronn aufgenommen worden sind.

Heilsbronn liegt am historischen Jakobsweg nach Santiago de Compostela. Das Münster ist eine Marien- und Jakobuskirche. Überaus großes Interesse hat im vorigen Jahr der Prospekt "Der Jakobsweg zwischen Nürnberg und Rothenburg o.d.T. über Heilsbronn" erfahren. Er wollte eine Einladung zur Pilgerschaft auf einem "fränkischen Camino" sein. Der Prospekt ist soeben in zweiter Auflage erschienen und kann ebenfalls im Pfarramt angefordert werden. Schenken Sie auch der Rubrik "Das Jakobsjahr 1993 in Heilsbronn" Ihre Aufmerksamkeit.

Wer nach Heilsbronn kommt, erlebt heute noch etwas von der Spiritualität der Zisterzienser, von der Geschichte der Hohenzollern, der europäischen Bedeutung des Jakobsweges, eine reiche Kunstausrüstung der Kirche und eine Gemeinde, die sich sonntäglich zum Gottesdienst versammelt.

Aus dem fränkischen Schrifttum

Ernst Penzoldt – Kunst und Poesie. Ausstellungskatalog hg. Gertraud Lehmann. Veröffentlichungen des Stadtmuseums Erlangen Nr. 42. 1992 (Verlag Junge und Sohn, Erlangen). ISBN 3-87388-022-9.

Was bleibt von sog. Gedenkjahren, ihren Eröffnungsfeiern, Ausstellungen, Vorträgen? – Am meisten Dauer und Nutzwert haben die Festschriften, in denen sich namhafte Autoren in aller Ruhe mit dem Geehrten beschäftigen.

Listig schafft sich so auch Ernst Penzoldt (1892–1955), der nicht nur heitere Vater von "Squirrel" und der "Powenzbande", ein Denkmal über sein in der Geburtsstadt Erlangen groß gefeiertes Gedenkjahr 1992 hinaus. Der vom örtlichen Traditionsverlag Junge & Sohn sorgfältig und mit vielen (Farb-)Bildern ausgestattete Band versammelt auf 368 Seiten nach bürgermeisterlichen Grußworten 17 Aufsätze, die Penzoldt als

Romancier (G. Penzoldt), Theatermann (W. Haug), Scherenschnittkünstler (E. Hoegl), Graphiker, Buchillustrator und Maler (K. Pickel, J. Sandweg, S. Eckmann) sowie "fränkischen Idylliker" (H. Glaser), beleuchten. Überschneidungen, humorvoll-schwebende Grenzüberschreitungen, unangesprochenes Sich-Ergeben waren den Texten offenbar bewußt erlaubt, gehören fast schon zur Natur Penzoldts selbst. So befassen sich z. B. Siegfried Unseld mit Penzoldts Beziehungen zu seinem Verleger Suhrkamp, Reinhard Baumgart mit der wiederentdeckungswürdigen Geschichte vom "Armen Chatterton" und Inge Meidinger-Geise bzw. Ulla Penzoldt mit dem prozeßträchtigen Literaturskandal "Fall Loch". Reizvoll, daß auch Sohn und Tochter des Jubilars, inzwischen selbst Arrivierte der Szene, mit teilweise sehr persönlichen Erinnerungen, etwa an Vaters Gutenachtzettel und Bilderbriefe, zur Feder griffen. Eine zitatenreiche

gründliche Biographieskizze von Gertraud Lehmann leitet ein, ein Werkverzeichnis, dazu eine Bibliographie mit Sekundärliteratur über Penzoldt, schließt das Buch, das zudem Katalog der gleichzeitigen Ausstellung im Palais Stutterheim und Hinweis auf den im Erlanger Stadtarchiv verwahrten Penzoldt-Nachlaß ist.

Wer immer sich für dieses zu Lebzeiten münchenabtrünnigen enfant terrible, jetzt Vorzeigekind Erlangens interessiert, hat im vorliegenden Band eine ebenso systematisch wie feuilletonistisch-geschmackvoll ausgebaute Fundgrube vor sich. Penzoldt verdient diese Würdigung; er war gerade als künstlerisches Multitalent ein Interessanter in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts!

Dr. Hartmut Heller

Manfred Beck-Arnstein, **"Mythische Begegnungen – Magische Poesie"**, 210 Seiten, Sebaldus Nürnberg, 1993, 48 DM

In einer Zeit, in der die Avantgarde sich nicht kahl, schrill und absurd genug gebärden kann, gibt es doch ab und zu eine Tür im Felsen, die sich plötzlich auftut und dem Eintretenden ungeahnte Räume eröffnet. Eine solche Tür hat der mittlerweile vielfach ausgezeichnete Maler Manfred Beck-Arnstein aufgestoßen. Nun liegt sein Buch "Mythische Begegnungen – Magische Poesie" vor. Es enthält 85 Farbbilder, diesen sind wissenschaftliche Texte, Vita der Gemälde und Gedichte des Künstlers gegenübergestellt. Eine Moderscheinung? Hier paßt es. Die in mittelalterlicher Maltechnik entstandenen Exponate des Phantastischen Realisten gewinnen durch das verbale Medium eine weitere Dimension. Dem Dichter gelingt es, in einfacher, bildhafter Sprache Wesentliches zu sagen.

Bei "Der kleine Atlas", Mischtechnik, 80 x 110, 1993, S. 58, heißt es: "Du mußt es malen, das Bild. Und ich sagte, daß ich zu klein sei für all die vielen Probleme. Du nennst sie Probleme, ich nur Gedanken. Werde frei wie die Gedanken und male, male sie, als wärest du ein Kind. Vergiß Sisyphus und rolle deine Kugeln vom Gipfel ins Tal ..." Im Bild wird die göttliche Substanz des Menschen sichtbar. Alte und moderne Märchen verschmelzen, Gut und Böse, Hell und Dunkel liegen miteinander im Kampf. Doch praktisch jedes Bild siegt – in Farbe, Form, Komposition.

Meist malt Manfred Beck-Arnstein Menschenbildnisse, oft sind es Götter, Sagengestalten, Figuren aus der Bibel oder Verkörperungen von Erdteilen. Sie sind anmutig, selbstgenügsam bis sehnsüchtig, weise, überirdisch. Häufig schwingt

unaufdringliche Erotik mit, manche Gestalten vereinigen weibliche und männliche Züge gelungen in sich. Durch bestimmte Beigaben macht der Künstler ihre Aura und die ihrer Umgebung sichtbar. Man spürt, daß nichts für sich alleine existiert, alles Teil eines Ganzen ist. "Adonis", Mischtechnik, 80 x 110, 1987, S. 190 etwa, ausschließlich in Grün- und Brauntönen gehalten, sind Rankenblumen und eine Katze beigeordnet. Die im Alltagstrott untergegangenen Traumwelten unserer Kindheit tauchen wieder auf.

Walter Eichhorn: **Lautertal – Die Zent Lauter, Bindeglied zwischen Franken und Thüringen.**

Herausgeber: Gemeinde Lautertal, 1992

Als politische Gemeinde ist Lautertal ein Werk der heutigen Generation. Aus ehemals sechs selbständigen Orten hervorgegangen, ist sie noch nicht einmal ein Viertel Jahrhundert alt. Ihre Wurzeln aber liegen in der karolingischen Zent Lauter und reichen damit mehr als eintausend Jahre zurück. Nur wenige Gemeinwesen Oberfrankens können auf eine solch lange geschichtliche Kontinuität zurückblicken.

Nun ist die Erinnerung aber auch das eigentliche Geheimnis der Integration; und der Wunsch des Gemeinderats, mit einer Darstellung des Zusammenhangs vom Neuen mit dem Alten, ebenso vom Ganzen und seinen Teilen, Identität zu verinnerlichen, wird daher leicht verständlich.

Daß dieser Wunsch auch Wirklichkeit werden konnte, verdankt er seinem einstmaligen 2. Bürgermeister, Walter Eichhorn.

Sicher war kein anderer so durch Beruf und Neigung prädestiniert; dennoch blieb es ein Wagnis, mehr als eintausend Jahre Geschichte auf weniger als 250 Seiten zusammenzudrängen, dabei keinen Ortteil zu vernachlässigen und sogar noch Vereinen und Verbänden Raum für eine Selbstdarstellung zu gewähren.

Indessen, wie gut ihm das Wagnis gelang, zeigt sich allein schon darin, daß man keineswegs Lautertal sein muß, um dieses Buch mit Gewinn zu lesen.

"In der Chronik", so resümiert ihr Autor einleitend, "sehe ich eine Zusammenfassung meiner 30jährigen geschichtlichen Arbeit."

Diese Arbeit war mannigfaltig und komplex zugleich: immer stand Wirkung nach innen durch Rezeption und Forschung gleichermaßen neben der Wirkung nach außen durch Publikation und Lehre, einander ergänzend, anregend, befruchtend.

Seit 1972 hatte Walter Eichhorn mit den "Blättern zur Geschichte des Coburger Landes, vormals Lautertaler Heimatgeschichte" ein Forum für ein umfangreiches Spektrum heimatkundlicher Studien geschaffen. Dazu kam eine Reihe von Buchveröffentlichungen. Vieles davon, so zeigt sich nun, war unverzichtbare Vorarbeit für dieses Buch.

Es kann und will den Lehrer nicht verleugnen. Er äußert sich – wie könnte es anders sein! – in der Stoffauswahl und in der Methode. Mir erscheinen drei Aspekte beachtenswert:

Als Lehrer weiß der Autor um die Notwendigkeit, gleichzeitig aber auch um die Problematik der Vermittlung geschichtlicher Stoffe. Vergangenes zu begreifen setzt Interesse am Geschehen voraus. Zweifellos fördert das Bewußtsein, den eigenen Wurzeln nachzuspüren, ein solches Interesse beim Leser. Es genügt aber nicht. Gar zu leicht vergißt man, was uns von der Vergangenheit trennt. Aus dem zeitlichen Kontinuum lassen sich nämlich keineswegs gleichbleibende Denk- und Verhaltensweisen ableiten. Neben vielen Verbindungen gibt es auch so manches, was uns von unseren Vorfahren trennt. Wir erben zwar unsere Geschichte; schöpferischen Gewinn für die Gegenwart kann sie jedoch nur durch geistige Verinnerlichung entwickeln. Es ist ein Lernprozeß.

Um ihn zu erleichtern, entschloß sich Walter Eichhorn zu einer außergewöhnlichen Stoffanordnung. Er beginnt mit der Zeitgeschichte. Sie ist der älteren Generation noch aus eigenem Erleben bekannt. Kapitelweise nähert sich der Leser sodann dem Unbekannten, indem er in der Zeit zunächst zwei Schritte zurückgeht, innerhalb des Kapitels aber wieder einen Schritt nach vorn, um an dessen Ende den Anschluß an Bekanntes wieder zu finden.

Der zweite Aspekt betrifft den Methodenwechsel innerhalb der Darstellung: Informationen und Reflexionen wechseln mit Quellenzitate; ebenso Karten und Grafiken mit bildlichen Illustrationen. Anordnung und Wechsel der Drucktypen geben der Gliederung Profil. Man kann auf diese Weise eine Stelle leicht wiederfinden. Für ein Buch, in dem man öfters nachschlagen möchte, sind das nicht zu unterschätzende Hilfen.

Am wichtigsten erscheint mir jedoch der dritte Aspekt. Bei aller verständlichen Liebe zum Detail – bekanntlich lebt Heimatgeschichte zu einem großen Teil davon – vergißt der Autor nie die Verbindung zur Territorial- bzw. Nationalgeschichte. Nicht umsonst weist der Untertitel

auf die enge Verzahnung mit den benachbarten oberfränkischen und südhüringischen Gebieten hin. Nicht zuletzt deshalb ist dem Buch eine Verbreitung über den Kreis Coburg hinaus zu wünschen. In den Nachbarregionen Sonneberg und Hildburghausen dürfte mancher Lehrer, der sich um eine heimatgeschichtliche Akzentuierung seines Unterrichts bemüht, für so manche stoffliche wie auch methodische Anregung dankbar sein.

Edi Hahn: Bad Kissingen – Historische Postkarten 1900–1930, 452 historische Dokumente, DM 135.– Rötter Druck und Verlag, Bad Neustadt.

Ich möchte dem Autor zum jüngsten "Kind" seiner Publikationsreihe beglückwünschen. Er hat durch seine überlegte Auswahl der Bilder viele Parteien von Bad Kissingen in jenem Zustand, den sie zu Beginn unseres Jahrhunderts besaßen, der Nachwelt optisch bewahrt. Wer weiß, wie schwierig es ist, private Fotos aus jener Epoche aufzutreiben, wird diese Arbeit besonders würdigen. Postkarten sind da oft die einzigen Zeugen, die einen Blick zurück gestatten. Edi Hahn hat erkannt und gehandelt. Nicht nur vielen Kissingern und Kurgästen wurde damit die Möglichkeit geschenkt, Vergleiche vom Einst zum Jetzt zu ziehen, sondern auch für zahlreiche Geschichtsinteressierte besteht durch das Buch die Chance, z. B. den Zustand eines alten Gebäudes sich wieder vor Augen zu führen.

Hahn hat aber auch Leben und Atmosphäre der Stadt mit eingefangen, schließlich findet der Leser von den Hohenzollern und Wittelsbachern (um nur zwei Beispiele aufzuzählen) über unzählige anonyme Kurgäste bis zu bekannten Kissinger Geschäftsleuten – einschließlich Personal – die bunte Palette des Lebens wieder.

Sachkundige, prägnante Begleittexte ergänzen die Bilder und runden das Ganze ab. Alles in allem also ein Buch, das seinen Autor lobt und das Bad Kissingen zur Ehre gereicht. Peter Kolb

Karl Hochmuth: Das Loch. Roman. Würzburg: Königshausen & Neumann 1992, 164 Seiten, Broschur mit Fadenheftung, DM 24,80.

Karl Hochmuth, der Verfasser von Jugendbüchern, Hörbildern und Hörspielen, ist einer breiten Öffentlichkeit vor allem bekannt als Autor von Erzählungen und Romanen, die sich mit der Zeitgeschichte befassen. Auch sein jüngstes Werk, der Roman "Das Loch", gehört hierher. Karl Hochmuth erzählt hier die Geschichte der drei Jugendfreunde Markus, Guido und Florian, die sich eng

zusammengeschlossen haben und "den Dingen auf den Grund gehen wollen", wörtlich bezogen besonders auf das "Loch", eine Erdhöhle, in der sie sich treffen und die nicht nur die Funktion eines Spielplatzes hat, sondern auch der Ort der Bewährung bei allerlei zunächst noch kindlichen Abenteuern ist. Symbolisch steht das "Loch" allerdings für alles Dunkle, Geheimnisvolle und Nichtverständliche, durch das sich die Freunde ihren Weg bahnen müssen in einer Zeit voller Irritationen. So wie sie dem "Loch" auf den Grund gehen wollen, so wollen sie dies auch bei den Erlebnissen der schwierigen Zeit, in der sie leben: im Dritten Reich, später im Krieg und in der Gefangenschaft. Sie erleben, wie sich die Menschen entscheiden: da gibt es die Gruppe, die auf den Führer vertraut und in ihr Unglück rennt, da gibt es die Vorsichtigen, die abwarten und doch auf ein gutes Ende hoffen, obwohl sie voller Skepsis und Zweifel sind, und diejenigen, die zu opponieren versuchen. Auch sie müssen sich entscheiden, wie ihr Weg aussehen soll, und sie entscheiden sich.

In dem Roman "Das Loch" führt Karl Hochmuth (wieder einmal) ein Zeitmosaik vor Augen, in dem jedes Steinchen den ihm gemäßen Platz erhält: er zeigt, wie sich Menschen in schwierigen Situationen verhalten, wie sie sich entscheiden müssen, ob sie sich bewähren oder versagen. Genaue, psychologisierende Beobachtung, ergänzt und gestützt durch exakte Recherchen, und eine erzählerische gekonnte Darstellung weben einen dichten Teppich, als dessen Muster die Atmosphäre der Nazizeit so eingefangen ist, daß sie auch von den Lesern erfaßt werden kann, die sie nicht miterlebt haben. Auch sie läßt die Lektüre dieses Buches nachdenklich zurück: Die Leser aber, die diese schwere Zeit offen und wach erlebt haben, werden vieles wiederfinden und wiedererkennen.

Das "Loch" wirkt stark auf den Leser: es entfaltet einen nahezu magischen Sog: man kann, hat man sich einmal auf dieses Buch eingelassen, dieses kaum weglegen, bis man es zu Ende gelesen hat; Karl Hochmuth ist es gelungen, den Leser vom ersten bis zum letzten Satz zu fesseln, nicht zuletzt durch seine eindrucksvolle Art des Erzählens und die äußerst gepflegte Sprache. Gelegentlich scheint auch ein feiner, stiller Humor auf, der manche Härte auffängt.

Christa Schmitt

Richard Adleff: **Der lange Weg zum Markt.** Kurzgeschichten. Berlin: Frieling & Partner 1992, 62 Seiten, DM 9,80.

Richard Adleff, geboren 1932 in Hermannstadt/Siebenbürgen, studierte in Bukarest Elektrotechnik, Germanistik und Romanistik; später absol-

vierte er noch ein Zusatzstudium der Sozialwissenschaften. Seit 1973 lebt er in Deutschland; er arbeitet als Gymnasiallehrer in Erlangen.

Seine letzte Veröffentlichung – er schrieb bereits in seiner Heimat – der Kurzgeschichtenband "Der lange Weg zum Markt", verdient Beachtung und Anerkennung. Die hier gesammelten Kurzgeschichten sind als Parabeln angelegt und lesen sich als Gleichnisse. Sie handeln, fein verschlüsselt und trefflich codiert – von menschlichem Erleben, schildern oft Grenzsituationen und ironisieren manches typische, ärgerliche Verhalten in unserer Zeit. Dabei steht Richard Adleff eine äußerst reiche Sprache zur Verfügung, deren Mittel folkloristisch-archaische Elemente ebenso umfassen wie das Vokabular des Grotesken oder Absurden. Dennoch sind es in allen an- und ausgesprochenen Bereichen leise und auch nachdenkliche Töne, in denen sich die Erfahrungen eines ganzen Lebens ausdrücken. Das Anliegen: "... die Erinnerung muß man aufschreiben, damit die Spur erhalten bleibt, das Gegenwärtige und nicht das Tägliche, Verschwindende und deshalb doch Gleiche" (so im Text "Abstrakte Chronik", in dem sich Adleff mit der Verschiedenheit der "Lebensgänge" und der "Gedankengänge" auseinandersetzt, die schließlich zu einer "getrennten Übereinstimmung" führt, zu einer Art unangepaßter Anpassung im Gegenwärtigen).

Die Titelgeschichte ist (geschildert hinter der Figur eines Pferdes, das sich auf dem "langen Weg zum Markt" gemacht hat, sich dort vergeblich feilbietet und später allenfalls noch als bloßes Knochenengerüst, als "archäologische Rarität" Interesse findet) ein böses Gleichnis für den "langen Weg" zur (Selbst)Aufgabe und (Selbst)Verleugnung, aber vor allem auch für die Unfreiheit und Hybris in unserer Zeit. Sämtliche Kurzgeschichten in diesem Band sind so konzipiert, daß hinter dem deutlich und vordergründig Lesbaren viel Unausgesprochenes, Schweres, Bitteres steht; hier ist – so vermute ich – auch manches Biografische verschlüsselt enthalten. – Diesem nachdenklich machendem Band sind viele (nachdenkliche) Leser zu wünschen.

Christa Schmitt

König, Walter: **Flüchtlingslager Wülzburg: Ankunft und Integration der Heimatvertriebenen in Weißenburg.** Weißenburg: Lühker 1990. ISBN 3-921354-21-8. (= Weißenburger Heimatbücher. Quellen und Forschungen zur Geschichte von Stadt Weißenburg und Weißenburger Land. Herausgegeben von der Stadt Weißenburg. Band 1).

Herrn
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

8700 Würzburg

Frank, Rainer: **Die Heimatvertriebenen im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen: Ihre Aufnahme und Eingliederung und ihre Aufbauleistungen: Eine Dokumentation.** Herausgegeben vom Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen. Weißenburg: Lühker, 1991. ISBN 3-92 1354-24-2.

Das Schicksal der Heimatvertriebenen ist in den letzten Jahren bayernweit Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen. Die Stadt Weißenburg und der Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen haben hier – mit Hilfe von AB-Maßnahmen – Abhandlungen vorgelegt, die schon vom äußeren Umfang her sich herausheben. Beide Bücher ergänzen sich.

Frank hat seine Untersuchungen in den großen geschichtlichen Rahmen seit 1918 hineingestellt. Bei König nimmt das Flüchtlingslager Wülzburg einen breiteren Raum ein. Die Schilderungen der Zeitzeugen über Vertreibung und Eingliederung sind tief bewegend, ebenso alles, was mit dem damaligen Alltag, Wohnraumbeschaffung, Wiederaufbau u. a. m. zusammenhängt. Der Rückblick auf die Ansiedlung der österreichischen Glaubensflüchtlinge (Exulanten) nach 1648 macht das Ausmaß dieses Geschichtsabschnittes nach 1945 deutlich.

Dankenswerterweise hat Frank (Seite 351–353) auf die besondere Problematik der Integration der sudetendeutschen Sozialdemokraten in Gun-

zenhausen hingewiesen. Leider konnten die in Weißenburg lebenden ehem. Antifaschisten aus Weipert u. a. im Buch über das Flüchtlingslager Wülzburg aus thematischen Gründen keine Berücksichtigung finden (sie wurden seinerzeit direkt in Privatwohnungen untergebracht). Auch reizt die Wülzburg gerade zu weiteren Abhandlungen über das damalige Internierungslager 13 (ILAG 13) mit dem mutigen Kommandanten Ritter von Ibach, der dort Russen und Juden schützte (letztere waren sogar maßgeblich am Aufbau der Industrie in Weißenburg beteiligt, z. B. Michael Aisenstadt). Diese wenigen Hinweise mögen genügen um aufzuzeigen, wie viele Lücken noch durch die Befragung von Zeitzeugen geschlossen werden müssen. Die beiden Bücher sind im Sinne notwendiger zeitgeschichtlicher Dokumentation ein wichtiger Beitrag, für den spätere Generationen noch dankbar sein werden.

gwz

**Neue Adresse der Schriftleitung
ab sofort:**

Herrn Rudolf Erben
Friedrich-Ebert-Ring 20, 8700 Würzburg
(neue Postleitzahl: 97072 Würzburg)

Dr. Hans Bauer

Friedhofsarkaden und Friedhofskanzeln

Eine regionale Besonderheit in Friedhöfen des Maindreiecks



Sommerhausen, Lkr. Würzburg. Hier ist die ursprüngliche Funktion zwischen Kanzel (1609) und Arkade erhalten geblieben. Die gesamte Anlage muß einschließlich der darin aufgestellten Epitaphien aus vier Jahrhunderten als kunsthistorisch und volkskundlich besonders bemerkenswert bezeichnet werden.

Foto: Dr. Hans Bauer

In einigen protestantischen Friedhöfen der Mainlande rund um Kitzingen finden wir inmitten des Gräberfeldes eine Predigtkanzel und ihr gegenüber eine Friedhofsarkade. Die Kanzeln sind aus Sandstein gefertigt, die Arkaden bestehen aus stämmigen Holzpfählen und einem Schieferdach.

Kanzel und Arkade sind noch anzutreffen in Abtswind, Mainbernheim, Marktbreit, Marktstett, Prichsenstadt, Repperndorf, Wiesenbronn (alle Orte des Lkr. Kitzingen) und Sommerhausen (Lkr. Würzburg).

In manchen Orten wurden Kanzel oder Arkade vor geraumer Zeit abgebrochen; nur

die Kanzel ist erhalten in den Friedhöfen von Buchbrunn und Sickershausen, nur die Arkade in Segnitz und Kitzingen (alle Orte im Lkr. Kitzingen).

Die Friedhofskanzeln des Kitzinger Landes sind dem Typ der "Freikanzeln" zuzurechnen. Dem Wortsinn nach handelt es sich um Kanzeln, die in Form und Zweck den Kanzeln im Kircheninneren entsprechen, jedoch auf einen freien Platz gestellt wurden. Die von hier aus vorzunehmende Handlung mußte im Freien stattfinden, weil ein Innenraum dafür zu klein oder an der erforderlichen Stelle nicht vorhanden war.

An Wallfahrtskirchen verwendete man häufig auch sog. "Außenkanzeln", die in die Mauer eingelassen und von innen begehbar waren. Sie waren nach draußen auf einen großen Vorplatz hin gewendet, wo mehr Gläubige dem Prediger zuhören konnten als im beschränkten Innenraum. Schöne Beispiele solcher Außenkanzeln sind u.a. an der Herrgottskirche von Creglingen (Lkr. Main-Tauber), an der Wallfahrtskirche von Hesenenthal (Lkr. Aschaffenburg) oder an der St. Anna-Kapelle in Obernburg (Lkr. Miltenberg) erhalten. Freistehende Predigtkanzeln an Wallfahrtskirchen gibt es im fränkischen Raum noch in Baunach (Lkr. Haßberge) und Amorsbrunn (Lkr. Miltenberg).

Am häufigsten tritt die Freikanzel jedoch in den Friedhöfen für die Leichenpredigt auf. Im Kitzinger Umkreis entstanden die meisten von ihnen um 1600, als man die Gräber rings



Arkaden und Kanzeln in Mainbernheim und Prichsenstadt, Lkr. Kitzingen; hier steht die Kanzel auf dem Boden ("Predighäuslein"), dort auf einem zierlichen Sockel ("Predigtstuhl")

Fotos: Dr. Hans Bauer

um die Kirche auflöste und einen neuen Gottesacker vor den Toren anlegte. Nun hatten Kanzel und Arkade dort die Stelle der Kirche zu vertreten.

Die Kanzel steht inmitten des Gräberfeldes, mit Blickrichtung auf die langgestreckten Hallen der Holzarkade. Von der Kanzel hielt der Pfarrer die Leichenpredigt und leitete die Begräbniszereemonien; leider hat sich nur in wenigen Orten dieses historische Brauchtum erhalten. Die trauernde Gemeinde nahm unter dem schützenden Dach der Arkade Platz.

Drei Landstriche sind bekannt, in denen diese freistehenden Friedhofskanzeln vorkommen: eine besonders zahlreiche und geschlossene Gruppe befindet sich in der Bretagne, eine zweite in Thüringen und die dritte im hier beschriebenen Raum des Maindreiecks.

Kanzel und Arkade kommen nahezu ausschließlich in überwiegend protestantischen Orten vor, wo die Predigt, die Verkündigung des Gotteswortes besondere Bedeutung haben. Viele der genannten Orte im Maindreieck waren einst ansbachisch, die Markgrafen unterhielten enge Beziehungen zu Wittenberg und Kursachsen. Auch die Stadt Kitzingen selbst pflegte enge Bindungen dorthin, vor allem seit der bedeutende Sohn der Stadt Paul Eber (1511–1569) vom Main nach Wittenberg gezogen war, dort bei Luther und Melancthon studierte, 1541 Professor

und 1551 Rektor der dortigen Universität wurde. Gefördert durch reichliche Stipendien wurden Kitzinger Söhne in Wittenberg ausgebildet, von dort kamen auf Bitten der Stadt Pfarrer und Lehrer hierher. Sicher gelangte auf diesem Wege auch die Gepflogenheit ins Mainland, auf Friedhöfen, Kanzeln und Arkaden zu errichten.

Kanzel und Arkade sind aber nicht nur eine volkskundliche, religiös-rituelle Besonderheit. Bemerkenswert sind in allen Fällen die handwerkliche Ausgestaltung und die kunsthistorische Bedeutung. Dies umso mehr, als fast immer die Rückwände der Arkaden zahlreiche schöne Grabsteine unterschiedlichster Stilepochen enthalten.

Literatur:

BAUER, H.:

Friedhofskanzeln und Friedhofskanzeln. In: *Schönere Heimat* Heft 2, S. 336–341. München 1982

FUNK, W.:

Unterfränkische Friedhofskanzeln. In: *Das Schöpfrad* 1928, S. 27 ff.

KEMMETER, E.:

Friedhofskanzeln und -arkaden. In: *Im Bannkreis des Schwanbergs*. Heimatkalender für den Lkr. Kitzingen 1966, S. 48 ff.

Dr. Hans Bauer, Rektor, Heimatpfleger im Lkr. Kitzingen, Richard-Wagner-Straße 22, 8710 Kitzingen

Dr. Hans Bauer

Fränkische Hof Tore und Pforten

Im östlichen Unterfranken findet man eine große Fülle und Formenvielfalt unterschiedlichster Hof Tore und Pforten. Das dichte Vorkommen dieser Kleindenkmäler hat mehrere Gründe:

Die wichtigste Ursache ist formaler Art, denn die hier verbreiteten Dreiseit- und Hakenhöfe benötigen zur Straße hin einen passenden Abschluß, der aus Fahrort und Fußgängerpforte ("Läuferle") gebildet wird:

Die anderen Gründe sind eher psychologischer Natur, im Wesen des Franken begründet. Zwar ist er ein geselliger Dorfmensch, der in der Enge seiner Siedlung nahe bei seinen Nachbarn wohnt, häufig und gerne mit ihnen verkehrt und feiert; doch trotz der aufgeschlossenen Zuwendung riegelt er dennoch das, was ihn selber angeht, gerne vor der Öffentlichkeit ab, d.h. er läßt sich nicht so ohne weiteres durchs Fenster, übers Hof Tor



Bild 1: Fränkische Dreiseitanlage mit einem Hoftor des 19. Jh.: Junkersdorf, Lkr. Haßberge



Bild 3:
Rundbogenforte (1616) an einem Bürgerhaus in
Aub, Lkr. Würzburg



Bild 4:
Vorhangbogenforte (1675) in Bastheim, Lkr.
Rhön/Grabfeld



Bild 2:
Diese Toranlage in Saal, Lkr. Rhön/Grabfeld, auf
1822 datiert, verdeutlicht mit ihrer Geschlossen-
heit in die inneren Motive der Hoftoresetzung:
Schutzbestreben, Besitzerstolz, Frömmigkeit

schauen. So ist die Toranlage die bauliche Dokumentation des Bestrebens, die Privatsphäre nach außen hin zu schützen.

Wenn das Hoftor über besonders reiche und aufwendige Verzierungen und Gestaltungselemente – oder gar über eine Madonnen- oder Heiligenfigur verfügt, kommen als weitere Motive, vergleichbar der Bildstocksetzung, Besitzerstolz und Frömmigkeitssinn hinzu:

Hoflore in der frühen Zeit ländlichen Bauens waren aus Holz gefertigt. Ihr Aussehen ist uns auf Bildern alter Meister überliefert. Es waren hölzerne Torgestelle mit einem kleinen schindelgedeckten Satteldach; besonders authentisch und mit erhaltenen Beispielen vergleichbar sind die Darstellungen auf Kupferstichen Albrecht Dürers.

Hölzerne Hoflore sind aber ebensowenig eine fränkische Besonderheit wie die hohen Steinbogentore, die seit dem 16. Jh. weithin Verwendung fanden.

Eine auf Unterfranken beschränkte und einmalige Sonderform sind jene steinernen Hoflore und Pforten, von denen dieser Beitrag berichtet.

Die Formen der späten Gotik und frühen Renaissance waren nahezu ausschließlich Steinportale, die in die Hofmauer oder die Hauswand eingelassen wurden. Oft stehen sie neben einem hohen Fahrtrahm aus Holz oder Stein (vgl. Bild 2). Ihre Gestaltung ist eher nüchtern, reichlich streng und erst um die Wende vom 16. zum 17. Jh. sind schmuckvollere Pforten festzustellen.

Diese sind an der Form ihres Sturzbalkens zu unterscheiden: häufig ist der **Rundbogen** (s. Bild 3), seltener der **Spitzbogen**; ausgefallen und optisch eindrucksvoll sind der **Kragsturz**, der **Vorhangbogen** (s. Bild 4) und der **Eselsrücken**. Schöne Beispiele finden wir vor allem noch im Landkreis Rhön/Grabfeld in zahlreichen Ortschaften; das mag eine regionale Eigenart sein, hat aber auch darin seinen Grund, daß hier nahe der ehemaligen innerdeutschen Grenze manch historischer Baubestand den Erneuerungsboom länger überdauert hat.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jh. setzte sich in Franken eine neue Torart durch. Waren es anfangs zwei oder drei mächtige

Steinpylonen, die die Hofeinfahrt flankierten und als Anschlag für die Torflügel dienten, so stellte man bald durch die Überdeckung der senkrechten Pforten mit einem waagrecht Sturzbalken das neue Hoftor her. Es kommt als gerades oder rundbogiges **Steinpfortentor** (s. Bilder 5 und 6), aber auch als **Gewändepfortentor** über das 18./19. Jh. bis in die Anfänge des 20. Jh. hin vor.

Die Gestaltungsmöglichkeiten an Pforten und Querbalken waren groß, so daß die Vielfalt der Hoflore beträchtlich ist. Immer wieder erkennt man die handwerkliche Phantasie an den einzelnen Bestandteilen:

Der Radabweiser, von seiner Funktion her eigentlich ein Zweckdetail, wurde oft mit kleinen Sitzkonsolen versehen; sie findet man als Sitznische auch in den Pforten (vgl. Bilder 3 und 5); meist wurden die senkrechten Stützpfeiler jedoch mit Kassetten, Profilleisten, Rankenornamenten u.ä. Dekor gestaltet (s. Bilder 7 und 8); der Sturzbalken erhielt einen besonders sorgfältig gearbeiteten Scheitelstein, der als **Fratze** (s. Bild 5), **Engelskopf**, **Hauszeichen** oder für die Initialen des Bauherrn, die Jahreszahl der Errichtung oder einen frommen Wunsch diente (Bilder 3 und 7); schließlich die Abdeckplatte, der man verschiedene Figuren (Steinkugeln, Pinienzapfen, Urnen, Rundgiebel, Voluten, Kartuschen, Madonnen, Heilige, Kreuzschlepper – vgl. Bilder 2, 5, 6, 7, 8) aufsetzte.

So ist es keinesfalls eine Übertreibung, wenn man die Hoflore und Pforten als zwar kleine, aber dennoch bemerkens- und erhaltenswerte Kunstdenkmäler bezeichnet! Umso verwunderlicher, daß sie in der Literatur bislang kaum erwähnt wurden und Autoren von Kunstführern o.ä. Publikationen diese Eigenart fränkischen Bauens regelmäßig übersehen.

Dabei wäre es dringend notwendig, mehr Wertschätzung für unsere alten Hoflore zu wecken! Wie sich im Vergleich mit historischen Aufnahmen feststellen läßt, sind seit dem Ende des 2. Weltkriegs weit mehr als 50% dieser historischen Hofeingänge verlorengegangen. Aber was bleibt, wenn der überlieferte Hofabschluß zerstört ist? Die Hoflore unserer Tage (Bild 9) sind zwar pfl-



Bild 5:
Rundbogiges Steinfostentor (1721) in Knetzgau,
Lkr. Haßberge



Bild 7:
Rundbogiges Steinfostentor (1783) mit Statue
des hl. Kilian in Geldersheim, Lkr. Schweinfurt



Bild 6:
Gerades Steinfostentor (1715) mit Kragstuhl in
Untereßfeld, Lkr. Rhön/Grabfeld



Bild 8:
Gerades Steinfostentor (18. Jh.) mit Kreuz-
schlepper in Aidhausen, Lkr. Haßberge

geleicht und stehen nicht unter Denkmalschutz – aber wo ist die Stilqualität, die Formschönheit, auf die man in früheren Jahrhunderten so deutlich sichtbaren Wert legte? Viele der heutigen Besitzer bedenken nicht mehr, daß ihr Hoftor, von den Vorfahren gesetzt, ein Dokument des guten Geschmacks, des Besitzerstolzes, der Frömmigkeit und handwerklichen Könnens ist.

Grund genug also, für die Erhaltung des Restbestandes zu kämpfen! Die Heimatpfleger des Landkreises Kitzingen haben deshalb 1988 in ihrem Kreistag ein Sonderzuschußprogramm durchgesetzt und eine Restaurierungsliste gefährdeter Hofttore vorgelegt. Mit 30% Zuschuß konnte jeder der angesprochenen Eigentümer rechnen – und nahezu alle ließen sich überzeugen. Wesentlich zum Er-

folg dieser Aktion trug die Tatsache bei, daß sich der Bezirk Unterfranken dem Kitzinger Zuschußprogramm anschloß und weitere 25% der jeweils anfallenden Kosten übernahm.

Literatur:

BAUMANN, R.:

Das Hoftor in Franken. Phil. Diss. Würzburg 1952 (unveröffentlichte maschinenschriftliche Abhandlung)

BAUER, H.:

Fränkische Hofttore. Ein Beitrag zur Baugeschichte fränkischer Ortsbilder. Marktbreit 1980.

Dr. Hans Bauer, Rektor, Heimatpfleger im Lkr. Kitzingen

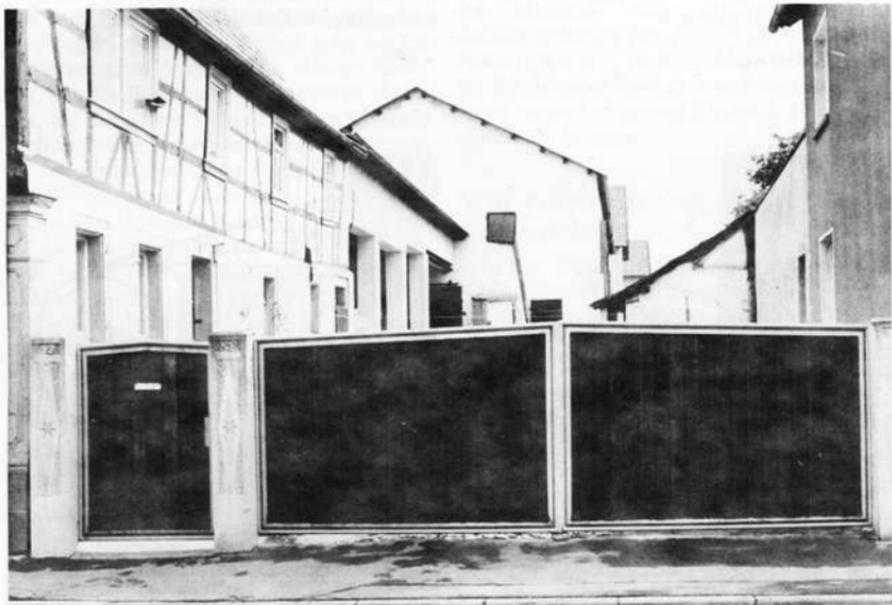


Bild 9:

Verlust an Formschönheit und Stilqualität: ein Hoftor unserer Tage. Ort: "Überall" im Lkr. "Irgendwo"

Wirtshausausleger in Franken

Wirtshausausleger sind wegen ihres weit in den Straßenraum hineinragenden Arms optisch besonders eindrucksvolle Gestaltelemente unserer Ortsbilder. Wie stark diese prägende Wirkung in vielen Straßen und Gassen früher war, belegt beispielhaft die Stadt Rothenburg o. d. T.

Wirtshausausleger dienten in alter Zeit als Rechtmale. Sie waren sichtbares Zeichen, daß die betreffenden Häuser eine Schank- und/oder Herbergkonzession besaßen. Im Fürstbistum Würzburg unterschied man z. B. zwischen dem "steten Wirt" und dem "Heckenwirt"; der eine durfte ständig, der andere nur zu bestimmten Jahreszeiten ausschenken und Unterkunft geben.

Der Ursprung des Auslegers

Die ursprüngliche Form des Auslegers war der Strohwisch oder Schaub, der an einer Stange ausgehängt wurde. Bis zum 16. Jh. war er das allgemein übliche Zeichen des Schankrechts. Danach wurde er oft durch einen Buschen aus Laub oder Fichtenzweigen ersetzt. Der ausgehängte Wisch oder Schaub war bis vor einigen Jahren noch häufig vor allem in fränkischen Winzerdörfern zu sehen, tritt in jüngster Zeit aber nur noch vereinzelt auf.

Um die Mitte des 16. Jh. entstand allmählich die Schildform. Viele Wirte mit ständiger Konzession ließen sich nun ein Schild aus



Tannenwedel an einer Heckenwirtschaft in Rödelsee, Lkr. Kitzingen



Ausleger des Historismus (wohl um 1900) in Scheinfeld, Lkr. Neustadt/A.-Bad Windsheim

Holz, später aus Eisen anfertigen. Die ersten Ausleger bestanden aus einer waagrechten, durch eine schräge Strebe von unten gestützten Stange, an der ein quadratisches und mit einem kleinen Schutzdach überdecktes Schild hing. Es war bemalt und zeigte das Hauszeichen des Wirtes (z.B. einen roten Ochsen, den goldenen Stern usw.).

Häufig findet man am Schild oder am Trägerarm einen sechs-, manchmal auch einen achtstrahligen Stern. Über seine Bedeutung gehen die Interpretationen auseinander. Eine Deutung besagt, der Stern diene als Abwehr böser Mächte und Schutz gegen Mißbrauch berauscher Getränke und deren übler Folgen. Eine andere Auslegung meint, ein sechsstrahliger Stern sei ein Glücksbringer, ein achtstrahliger Stern sei Licht- und Leitstern, der auch die Weisen aus dem Morgenland geführt habe; er solle den spät heimkehrenden Gast sicher nach Hause geleiten. Die dritte und wohl wahrscheinlichste Sinngebung behauptet, der sechs Zackige Stern gehe auf die alchemistischen Symbole für Wasser (Dreieck, auf der Basis ruhend) und Feuer (Dreieck, auf der Spitze stehend); diese Symbole für Brantwein (Feuer und Wasser) finde man oft an ehemals adeligen Brauhäusern, z.B. einem "Stembräu", seien also Beweis der Brenn- und Braugerechtigkeit.

In der nachfolgenden Zeit bis in unsere Tage haben die Wirtshausausleger den stilistischen Wandel ihrer Epoche erfahren, so daß wir an den Formelementen meist recht eindeutig auf Alter und Entstehungszeit schließen können.



Ausleger des Historismus in weitgehend originalgetreuer Ausprägung der Renaissancezeit (Iphofen, Lkr. Kitzingen)

Frühe Auslegerformen: die Renaissancezeit

Die ältesten, aus Blech und Eisen gefertigten Wirtshausausleger stammen aus dem frühen 16. Jh. Sie waren beidseitig bemalt und hingen an einer schlichten, dreieckgestützten Stange. Nur einige sparsame Spiralornamente, die wohl als Rankenwerk zu deuten sind, und eine aufgespleißte Spirale in Lilienform am Stangenende waren als Schmuck vorgesehen.

Das Schild war mit einem kleinen Schutzdach überdeckt; dieses Detail stammt noch aus der vorausgegangenen Zeit, als man die hölzernen Schilder vor Durchfeuchtung und allzu rascher Verwitterung schützen wollte.

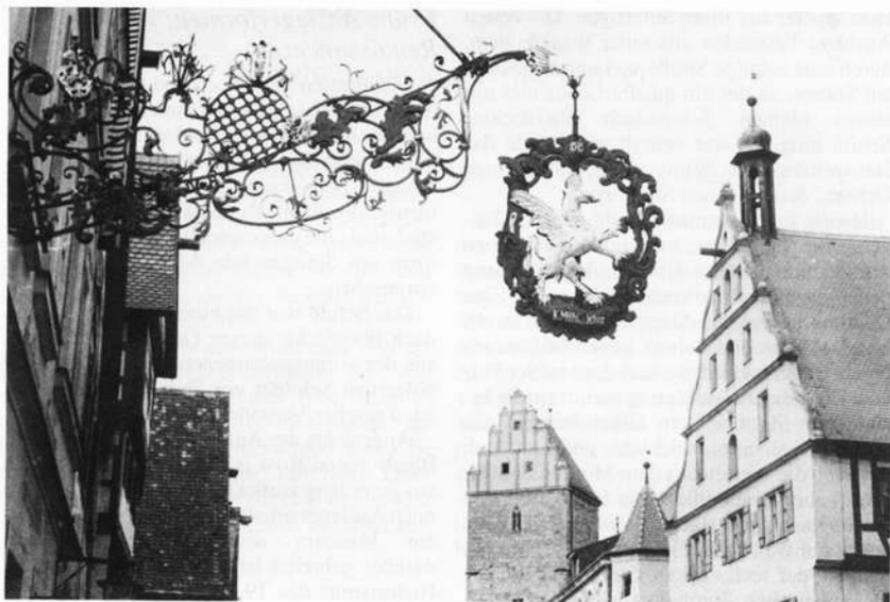
Angesichts der Anfälligkeit von Eisen und Blech gegen Rost ist es verständlich, wenn aus jener lang zurückliegenden Epoche kaum noch Ausleger erhalten sind – es sei denn, daß ein Museum seine schützende Hand darüber gebreitet hat. Allerdings wurden im Historismus des 19. Jh. zahlreiche Ausleger im Renaissancegewand angefertigt, die uns einen zumindest groben Eindruck dieser Zeit vermitteln können.

Neue Formenvielfalt: die Barockzeit

In der frühen Barockzeit (vor und nach 1700) entstanden Ausleger, die in ihren Grundbestandteilen noch an die vorausgegangene Stilepoche erinnern.

Wie in der Renaissance war es ein waagrechtcr Tragarm, der vorne in einer Linie endet; überkommen ist auch die schräge Strebe, die mit der Waagrechten ein kurzes Dreieck bildet. Typisch schließlich das bannerartige, seitlich durchbrochene Schild.

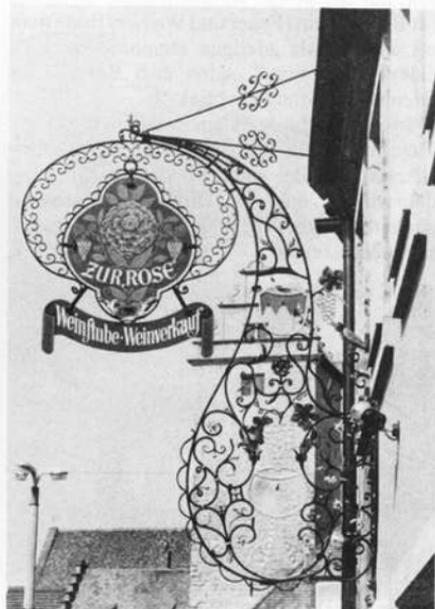
Mit dem fortschreitenden 18. Jh. entwickelten sich die Formen der Ausleger weiter, lösten sich mehr und mehr vom Überlieferten. Man vermied weitgehend alles Geradlinige, aus der statischen Harmonie wurde die dynamische. Das strenge Dreieck wurde durch einen S-förmig nach oben aufgebogenen Arm ersetzt. Noch sind die spiralförmigen Ornamente vorhanden, doch erscheinen sie jetzt leichter und lockerer als vorher. Das Schild hatte nun nicht mehr die strenge Form



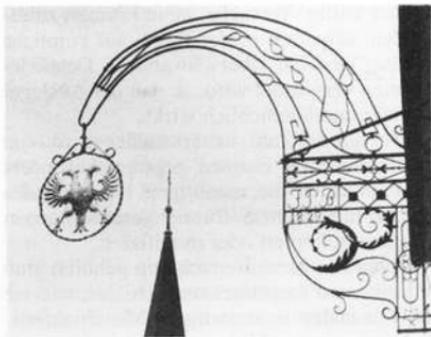
Rokokoausleger "Zum Greifen" in Dinkelsbühl, Lkr. Ansbach



Ausleger als Konsolfigur, Feuchtwangen, Lkr. Ansbach



Überladener Ausleger unserer Tage – weniger wäre mehr gewesen!



Ausleger des Biedermeier (1822) in Weissenstadt, Lkr. Wunsiedel

des Quadrats; sie ist zwar noch erkennbar, doch wurde sie durch elegante Einbuchtungen, blatt- und blütenartige Ranken abgewandelt und verfeinert. Eine sich steigernde Freude an Gestaltung und phantasievoller Neuschöpfung nahm ihren Lauf.

Höchste Gestaltungskunst: Ausleger des Rokoko

Das Rokoko brachte auch in der Gestaltung der Wirtshausausleger einen Überschlag an Formen und Figuren. Weitgehend war nun jegliche Erinnerung an die einst so starre Konstruktion des dreieckigen Stützarms der Renaissance- und Barockzeit verwischt. Das konstruktive Element war nun nicht mehr sichtbar, es herrschte die elegante und scheinbar schwerelose Kombination aus C- und S-förmigen Schwüngen vor, verziert durch Rosetten, Blüten und Blütenzweige als schmückendes Beiwerk. Eine weitere Eigentümlichkeit kam hinzu: Ausleger des 18. Jh. und hier vor allem des Rokoko endeten vorne in einem schlanken Volutenhals, der oft wie ein stilisierter Vogelkopf ausgebildet war, der im Schnabel das Schild hält. Auch dieses war nun aufwendig hergerichtet.

Statische Harmonie: Empire und Klassizismus

Gegen Ende des 18. Jh. folgte als Reaktion auf das verschwenderisch-heitere und verspielte Rokoko die Rückkehr zu strengen und

nüchternen Formen in Empire und Klassizismus. Stildetails der römischen Antike erlebten eine Wiedergeburt.

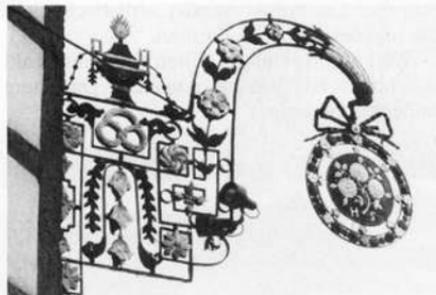
Für die Ausleger gilt, daß zwar die Grundformen des 18. Jh. beibehalten wurden, die Gestaltung der Einzelteile aber deutlich erkennbare Veränderungen erfuhr: statt der Vielfalt des Rokoko nun Einfachheit, Klarheit, statische Harmonie. Die Ornamente bestanden überwiegend aus geometrischen Figuren, aus Rechtecken, Quadraten und Kreisen. Noch erkennbar, wenngleich mehr und mehr auf seine Grundlinien elementarisiert, der Vogelkopf am Ende des geschwungenen Trägerarms.

Weil das Empire nur eine Übergangsphase zum Klassizismus darstellte, sind nur wenige Ausleger dieser Stilprägung erhalten. Sie unterscheiden sich von den klassizistischen Beispielen durch eine noch strengere, noch stärker vereinfachende Detailgestaltung.

Freundliche Idylle: Ausleger des Biedermeier

Das Biedermeier – Lebensstil, Lebensgefühl und Kunstrichtung zugleich – ist auf die Jahre zwischen 1815 und 1848 zu begrenzen. Eine heitere und häusliche, der Idylle zuneigende Lebensauffassung war auch in der Kunst spürbar und wirkte sich auf die Ausleger aus.

Die geometrisch-klaaren Linien des Klassizismus wurden nun abgelöst durch einfache, verspielte, verniedlichende Formen. Weniger Prunk, schlichte Ornamente (Blüten, Blätter, Rosetten) bestimmten den Gesamteindruck.



Klassizistischer Ausleger (1796) in Bad Königshofen, Lkr. Rhön/Grabfeld



Ausleger des Empire (1802), Burgpreppach, Lkr. Haßberge

Vor allem in Mittelfranken und den südlich angrenzenden Landkreisen kam zeitweilig sogar eine völlig andere Form des Auslegers auf: konsolartige Tragearme, die manchmal als mächtiges Füllhorn ausgebildet waren, hielten das Symbol des Gasthauses.

"Maskenball der Stile": Ausleger des Historismus

Die 2. Hälfte des 19. und die ersten Jahrzehnte des 20. Jh. verwendeten scheinbar längst vergangene Details von Renaissance und Barock, die imitiert wurden, ohne eigenen Drang nach Neuschöpfung zu entwickeln. So fehlte diesen Auslegern meist die Eleganz, die Harmonie einer ausgewogenen Komposition, sie wirkten als blasse Kopie, vermischten immer wieder stilistisch nicht zueinander passende Formen.

Weil nur in seltenen Fällen eine Jahreszahl erkennbar ist, ist die genauere Datierung äußerst schwierig.

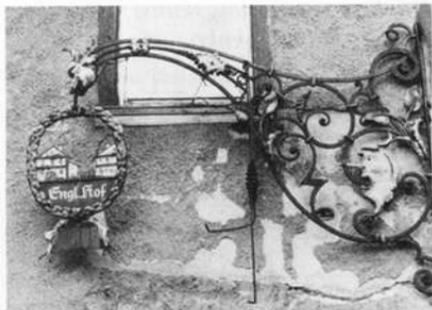
Die Jetztzeit: neue Stilimpulse nicht in Sicht!

Unsere Zeit hat die Ausleger als willkommenes und repräsentatives Werbemittel wiederentdeckt. Die Ausleger unserer Tage könnte man einer Art "Neohistorismus" zuordnen, denn schöpferische Innovationen

fehlen völlig. Versuche, neue Formen zu erfinden, scheitern in der Regel auf peinliche Weise, weil ein Überschwang an Detailslementen verwendet wird, so daß der Ausleger protzig und überheblich wirkt.

Die große Zahl neuer Ausleger ist von überkommenen Formen geprägt; besonders gerne werden die anmutigen Beispiele des 18. Jh. mit ihrem S-förmig geschwungenen Trägerarm kopiert oder modifiziert.

Nicht in unsere Betrachtung gehören jene Plastik- und Leuchtreklameschilder, wie sie zu Tausenden in stereotyper Massenanfertigung unsere Ortsbilder und Gasthöfe verunstalten. Wie viele alte Ausleger mußten ihnen weichen – was für ein Verlust an Originalität und handwerklicher Kunst! Gott sei Dank ist in jüngster Zeit eine Trendwende spürbar, weg von der Massenware, zurück zu handwerklichen, historisch begründbaren Schöpfungen. Der Blick in die Stilentwicklung des Wirtshausauslegers kann dazu wertvolle Hilfestellung leisten.



Probleme der Erhaltung: "vergessener" Ausleger (frühes 18. Jh.) am ehem. Engl. Hof in Unteraltersheim, Lkr. Würzburg

Literatur:

FUNK, W.:

Stilentwicklung des Wirtshaussschildes. In: Fränkischer Kurier Nürnberg Nr. 156 vom 6. 6. 1936

LAUTER, W.:

Schöne Laden- und Wirtshaussschilder. Die bibliophilen Taschenbücher Nr. 218, Dortmund 1980

LEONHARD, W.:

Schöne alte Wirtshaussschilder. München 1977

Kleindenkmale

Aus dem mittelfränkischen Raum und dem nahen Hohenlohe-Franken will ich Ihnen über einige Kleindenkmale – mehr oder weniger bekannt – in Wort und Bild berichten.

Ich will dabei auch einige Kleindenkmale beschreiben, die heute nicht mehr existieren wie der Dinkelbauerbrunnen in Dinkelsbühl. Brunnen und Kleinhäuser waren mir mit dem Thema zur Behandlung vorgegeben. Ich kann natürlich hier nur eine Auswahl vorstellen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit in dem großen Gebiet Mittelfrankens hat, den Bereich Hohenlohe-Frankens tangiere ich exemplarisch nur im Bereich von Kirchberg an der Jagst.

Beginnen möchte ich mit Brunnen, in und um Mittelfranken, den Spendern von Wasser und Leben. Am Ende meiner Arbeit stelle ich Ihnen dann Kleindenkmale auf Friedhöfen vor.

Wenn wir schlechthin von besonders gestalteten Brunnen sprechen, dann erkennen wir, wie sich aus grauer Vorzeit bis in unsere Zeit wohl manches geändert, der Brunnen aber seine magische Kraft nie eingebüßt hat.

Die Geschichte unserer Dörfer und Städte liefert in den meisten Fällen das Motiv für die Gestaltung eines Brunnens dieser Art. Viele Orte verdanken ihre Entstehung dem Vorhandensein von Wasser. So deuten sehr oft Ortsnamen darauf hin (Brunn, Bronn...). Namen von Siedlungen führen sehr oft auf historische Gestalten zurück, die bis in unsere Tage in der Geschichte oder in der Sage überliefert sind, verleihen den Orten das Bestimmte das erhalten bleibt für alle Zeiten. Für die Orte und Städte werden diese Brunnen Visitenkarten und vermitteln augenfällig die innere Einstellung zur Geschichte der Heimat.

Die Brunnen sind und waren aller Gut, sind Mittelpunkt des dörflichen Lebens und Ausdruck eigenständigen Schaffens.



Theilenhofen: Ziehbrunnen

Der Ziehbrunnen in Theilenhofen

Der ursprüngliche Ziehbrunnen am östlichen Ortseingang von Theilenhofen stammte aus dem Jahr 1544. Zwischenzeitlich wurde der Brunnen mehrmals erneuert.

Dürer zeigt solche Ziehbrunnen und Merian hat sie uns in seinen Städtebildern hinterlassen. Noch im letzten Weltkrieg konnte man diese Brunnen an den Rollbahnen Rußlands sehen, und aus der ungarischen Pußta sind sie noch immer nicht ganz verschwunden.

In einer gut fünf Meter hohen Brunnen säule ist durch einen starken Nagel ein etwa sieben Meter langer Querbalken, der Zugbalken, befestigt, der seinen Drehpunkt in dem Nagel hat. So ist der Zugbalken ein doppelarmiger Hebel. Am Ende des einen Armes hängt eine Stange mit einem Brunnenkübel. Das Ende des anderen Armes ist kolbenförmig verdickt und hilft durch seine Schwere beim Heraufziehen des gefüllten Kübels aus dem Schöpfbrunnen.

Daß es auch sonst solche Brunnen in unserer Gegend gegeben hat, wissen wir z. B. aus den Tagebüchern des Sinnbronner Pfarrers Wirsing (1573). Er schreibt, daß man den Zugbalken – wohl wegen seiner Ähnlichkeit mit einem Storchenschnabel – auch "Brunnenschniewel" hieß. Wirsing ließ ihn zur Erneuerung öfter "abwerfen". Es konnte aber vorkommen, daß der Schniewel brach und Menschen dabei zu Schaden kamen. So etwa 1707 ein 20 Jahre altes Mädchen in Wilburgstetten, als sie das Vieh tränken wollte.

Im Mainfränkischen hieß man den Zugbalken übrigens "Brunnenschnerrer".

Ein ähnlicher Ziehbrunnen als der in Theilenhofen ist uns aus Beyerberg, Gemeinde Ehingen, Landkreis Ansbach bekannt.

Der Räderbrunnen in Auerbach (Gemeinde Colmburg)

Der alte Ziehbrunnen mit Holzräderwerk wird von den Auerbacher Dorfbewohnern noch heute mit großer Pietät behandelt. Der Ort weiß, was er an diesem Brunnen hat. Wegen der Höhenlage des Dorfes und seines durchlässigen Grundes war von jeher die



Brunnen in Auerbach, Kreis Ansbach

Wasserversorgung ein ernstes Problem. Der Brunnen mit seiner Tiefe von 38 Metern war daher der Hauptwasserlieferant, der nie versiegte. Selbst als die Wasserleitung 1894 durch die Bemühungen des damaligen Auerbacher Pfarrers Alt als Hochdruckleitung aus dem Quellgebiet östlich Oberramstadts gebaut wurde, entnahm man noch bis zum Ersten Weltkrieg Wasser aus dem alten Ziehbrunnen, weil es frischer war.

1950 hat die Wasserleitung eine Verbesserung durch die Anlage eines Hochbehälters erfahren.

Das hölzerne Brunnenhaus des Auerbacher Räderbrunnens deckt ein Ziegelsatteldach. Im Mai 1961 wurde der Brunnen von einem Langholzlastzug gestreift. Der Anprall war so heftig, daß der gesamte Brunnenüberbau zusammenstürzte. Das unter Denkmalschutz stehende Brunnenhäuschen und Wahrzeichen von Auerbach wurde bald danach wieder aufgebaut.



Dinkelsbühl, die 1000jährige Stadt – Löwenbrunnen und Wörnitztor

Dinkelsbühl, Brunnen auf dem Altrathausplatz

Den schönsten Schmuck des Dinkelsbühler Altrathausplatzes bildet der dort befindliche Röhrenbrunnen. Dieses Prunkstück entstand in der Renaissancezeit. Es zeigt eine balusterartige Säule, auf deren korinthischem Kapitäl mit feinem Akantuslaub ein ruhender Löwe den Doppeladler, das Wappen des alten deutschen Reiches, in den Pranken trägt.

Das Brunnenbecken besteht aus acht eisernen Gußplatten, die in gerahmten Feldern wieder den Doppeladler und inmitten dessen das Stadtwappen, die drei Dinkelähren, zeigen. Eingefaßt werden die Doppeladler von der Jahreszahl 1715. Die Ecken der Brunnenplatten decken Blattstäbe.

Der Brunnenlöwe selbst datiert vermutlich aus früherer Zeit und könnte bereits das Brunnenier eines Vorgängerbrunnens gewesen sein. Vor dem Brunnen das aufgelockerte Geviert der den Altrathausplatz umstehenden Häuser und das hochragende frühgotische Wörnitztor mit dem in der Renaissancezeit aufgesetzten geschwungenen Giebel.

Zwei abgegangene Brunnen: Der Dinkelsbühler Dinkelbauerbrunnen

Der Dinkelbauerbrunnen war 1866 zur Erinnerung an den sagenumwobenen Gründer der Stadt, dem Dinkelbauer, dessen Figur mit Sichel und Dinkelgarbe in einem kapellenartigen, gotischen Aufbau stand, errichtet worden. Dem Brunnen war jedoch nur eine kurze Lebensdauer von 60 Jahren vergönnt. Am 12. Juli 1926 beschloß der Verwaltungssenat mit dem knappen Ergebnis von 5 gegen 4 Stimmen den sofortigen Abbruch des Brunnens. Der Beschluß wurde nicht mehr vor den Stadtrat gebracht. Am 13. Juli 1926 wurde der Dinkelbauerbrunnen abgebrochen und als Altmateriale verkauft. Am folgenden Tag berichtete der "Wörnitzbote": "Der Dinkelbauerbrunnen wurde gestern wegen Bau-fälligkeit – das Eisen war teilweise durchgerostet – abgebrochen."

An der Pflasterung vor dem Turm der St. Georgskirche zeichnet sich noch heute der Standort des Brunnens ab.



Dinkelsbühl: Deutsches Haus mit Dinkelbauerbrunnen

Nachtsichtiger ging man mit dem Dinkelbauer um. Noch 1926 postierte man ihn auf einem steinernen Sockel im Stadtpark. Abgesehen von kleinen Platzverschiebungen steht er dort seit 66 Jahren.

Der Ansbacher Luitpoldbrunnen

Auch der Ansbacher Luitpoldbrunnen existiert nicht mehr. 1906 war von den Ansbacher Kollegien der Beschluß gefaßt worden, daß zur Erinnerung an die 1806 erfolgte Vereinigung der Stadt mit der Krone Bayerns ein Monumental-Kunst-Brunnen errichtet werden sollte, dessen Grundsteinlegung am 20. Mai 1906 erfolgte. Das bedeutende

Steinwerk schuf Fritz Behn aus München. Es stellte Germane zu Pferd im Kampf mit einem Bären dar, vorgelagert das Wasserbekken. Zuerst stand der Brunnen vor dem Präsidialgebäude, schräg gegenüber dem Ansbacher Schloß, ab 1934 vor dem Postamt am Bahnhofplatz. Dort wurde er bei den schweren Luftangriffen am 22. und 23. Februar 1945 schwer beschädigt. Die Trümmer waren noch einige Jahrzehnte – sorgsam nummeriert – im Ansbacher Bauhof eingelagert, später sind sie als Auffüllmaterial beim Straßenbau verwendet worden.



Der Röhrenbrunnen am Feuchtwanger Marktplatz

Der Röhrenbrunnen am Feuchtwanger Marktplatz zeigt ein achtseitiges Brunnenbecken und eine Königsbronner Gußeisenplatte mit Rekiefdarstellungen. Der Brunnen stammt aus dem Jahr 1726. Im Jahr 1975 wurde, wie vom Feuchtwanger Stadtrat gewünscht, die wappenhaltende Brunnenfigur wieder gegen die ursprüngliche Minervafigur ausgetauscht. Seither grüßt wieder die Minerva vom Röhrenbrunnen. Die hier gezeigte historische Aufnahme entstand kurz nach dem Ersten Weltkrieg mit der Minervafigur auf der Brunnensäule.

Woher stammen die Eisengußplatten dieses Brunnens?

Da Ansbach über keine Hüttenwerke verfügte, bezogen die markgräflichen Feuchtwanger die Platten zu ihrem Marktbrunnen



Feuchtwangen: Röhrenbrunnen
Foto: Verlag Lutz Tondl, Photo-Bedarf,
Feuchtwangen

aus dem württembergischen Werk Königsbronn. Dabei waren auch "verwandschaftliche" Beziehungen im Spiel: Die Markgräfin Christiane Charlotte stammte aus dem württembergischen Herzogshaus. Die hohenlohischen Hüttenwerke und das bischöflich-eichstädtische in Obereichstätt lagen zu weit entfernt.

Das Becken des Feuchtwanger Röhrenbrunnens hat rund 966 Gulden gekostet. Die Feuchtwanger bezahlten an das Königsbronner Werk für den Zentner Eisen 2½ Gulden.



Rothenburg ob der Tauber: St. Georgsbrunnen

Der Herterichs- oder St. Georgs- Brunnen in Rothenburg/T.

Von besonders schöner Gestaltung ist der Herterichs- oder St.-Georgs-Brunnen in Rothenburg. Die Quelle zum Herterichsbrunnen war bereits 1446 in die Stadt geleitet worden. 1608 wurde der Brunnen im Stil der Spätrenaissance umgestaltet. Sehenswert sind die Füllungen und die Fratzen an dem durch Michael Scheinsberger erbauten Trog. Dieser soll zirka 1300 Eimer Wasser fassen und ist mehr als acht Meter tief. Bei Bränden waren diese Wassermassen zwingend notwendig.



Rothenburg/T.: Wasserholen am Herterichsbrunnen

Wegen ihrer hohen Lage hatte es der Stadt Rothenburg oft an Wasser gefehlt. Erst im Jahre 1953 wurde die Stadt durch eine Fernleitung mit Wasser versorgt. Doch zurück zum Herterichsbrunnen. Nicht unerwähnt lassen möchte ich die herrliche Brunnen säule: Sie trägt als Symbol (Zweitname Georgsbrunnen) St. Georg, den Drachentöter. Die Brunnen säule ist ein Werk Chr. Körners.

Der Herterichsbrunnen vor der Marienapotheke, die Carl Spitzweg in einigen Bildern als Motiv verwendet hat, zeigt ein zwölfeckiges ornamentiertes Steinbecken. Der Name Herterichsbrunnen entstand nach einer Restaurierung des Brunnens durch Franz Hert erich im Jahre 1866. Die zweite Aufnahme zeigt eine Rothenburger Bürgerin beim Wasserholen am Herterichsbrunnen vor dem Zweiten Weltkrieg. Der Brunnen ist bereits für die Wintermonate abgedeckt.

Der Alexander-Brunnen in Pfaffenhofen

Der Alexander-Brunnen in Pfaffenhofen wurde 1785 durch Markgraf Alexander beim Ausbau der Frankenstraße anstelle eines im Wege stehenden Ziehbrunnens errichtet.

Der Brunnen besitzt einen kannelierten Pfeiler, der auf einer profilierten Basis steht. Auf dem Pfeiler ruht ein umgestürzter Pyramidenstumpf mit der Inschrift "dem besten der Fürsten Alexander half dem hiesigen Mangel an lebendigem Wasser im Jahre 1783".

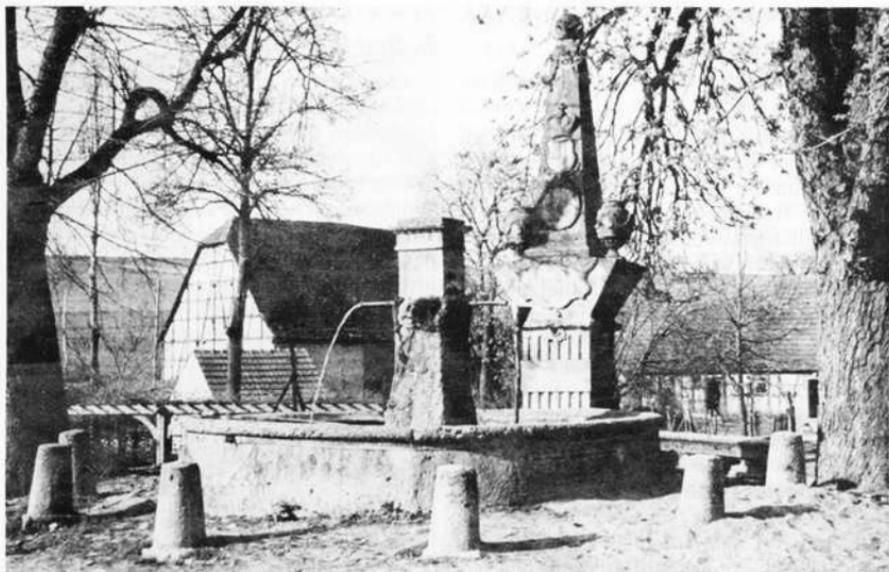
Auf diesem Pyramidenstumpf steht ein schlanker Obelisk mit dem Bildnis des Fürsten, einem Wappen und dem Kurfürstenthut. Der Obelisk selbst wird von zwei klassizistischen Vasen flankiert. Die gesamte Anlage ist aus gelb-grauem Sandstein gefertigt.

Die beiden flankierenden Vasen sind in einem so schlechten Erhaltungszustand, daß sie nur noch durch eine Acrylharzvolltränkung erhalten werden können, nachdem sie vorher gereinigt worden sind. Diese Feststellung ist bereits vor Jahren vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in München getroffen worden. Weiterhin wäre zu empfehlen, im Winter das Becken weitgehend von Wasser leerlaufen zu lassen (niedriger Wasserstand durch niedriges Standrohr), so daß dieses beim Gefrieren keine Sprengwirkung auf den Brunnentrog auswirken kann. Im Sommer könnte der Wasserspiegel im Trog dagegen höher stehen.



Pfaffenhofen: Sitzbank in der Rannadebrücke von Joh. Dav. Steingruber 1779/1780

Unweit des Brunnens befindet sich auf der anderen Seite der früheren Bundesstraße 13, ca. 100 m süd-östlich Pfaffenhofens beidseitig der Straße je eine Steinbank innerhalb der 1779/80 durch den markgräflichen Hofbaumeister Johann David Steingruber erbauten Brücke über die Rannach. Die Brüstungen



Der Alexanderbrunnen in Burgbernheim, Ortsteil Pfaffenhofen, in einer Aufnahme vor dem Zweiten Weltkrieg noch mit dem Brunnenstock in der Bassinmitte. Wie die Brunnenfunktion wohl in einem Zwischenstadium ausgesehen hat?

der Rannachbrücke sind geschweift und durch Steinfraß ebenfalls in einem sehr sanierungsbedürftigen Zustand.

Über die Instandhaltungspflicht des Alexanderbrunnens bestehen seit Jahren Meinungsverschiedenheiten zwischen der Stadt Burgbernheim, Pfaffenhofen ist ein Stadtteil von Burgbernheim, und dem Freistaat Bayern. Der Staat ist der Ansicht, daß der Brunnen auf stadteigenem Grundstück stehe und deshalb Eigentum der Stadt Burgbernheim sei. Die Stadt Burgbernheim vertritt die Ansicht, der Freistaat Bayern sei Eigentümer des Brunnens, weil er diesen in Ausübung eines Rechtes an dem gemeindlichen Grundstück erbaut habe. Der mittelfränkische Regierungspräsident hat zwischenzeitlich einen Kompromißvorschlag unterbreitet: Der Freistaat setzt den Brunnen nochmals in stand und danach anerkennt die Stadt Burgbernheim das Eigentum an dem Brunnen und damit auch die Instandhaltungspflicht.

Leider ist die Stadt Burgbernheim auf den Vorschlag bisher nicht eingegangen.

Der Markgraf-Carl-Wilhelm-Friedrich-Brunnen in Ansbach

Im Jahre 1746 wurde der Röhrenbrunnen vor der Südfassade des gotischen Chores der Gumbertuskirche in Ansbach errichtet. Die Krönung des Brunnenwerkes war eine mit Blattgold überzogene Büste der Fürsten, der in der Geschichte auch als "Wilder Markgraf" bezeichnet wird. Der Markgraf hatte keinerlei Bedenken, sich noch zu Lebzeiten ein Brunnenndenkmal setzen zu lassen. Es ist noch heute ein Pendant zum Georgsbrunnen auf der großen, durch das Stadthaus weit geteilten West-Ost-Achse, dem heutigen Martin-Luther- und Johann-Sebastian-Bach-Platz.

Der Carls-Brunnen war ein öffentlicher Wasserspender für die markgräflichen Untertanen. Bei der nicht gerade gesegneten Wasserversorgung der Bevölkerung war man über einen neuen Brunnen froh. Der Brunnen wurde auf Anordnung des Fürsten nach ihm benannt; dies im Gegensatz zum Georgsbrunnen vor dem Stadthaus, der von dankbaren Untertanen so geheißen wurde.

Der Markgraf-Carl-Wilhelm-Friedrich-Brunnen in Uffenheim

Ein Uffenheimer Glückwunsch für Hosenbandorden

Mit dem Bau des Markgrafenbrunnens am Uffenheimer Marktplatz wurde im Jahre 1749 begonnen. Der Entwurf des Brunnens und der Treppenanlage stammt von dem markgräflichen Hofbaumeister Johann David Steingruber. In die Stirnwand der Treppe ist die Brunnenanlage mit dem Relief zweier, eine Schrifkartusche haltender Adler eingefügt. Die geschmiedete Gitterbrüstung zieren die Markgrafeninitialen CWF (Carl Wilhelm Friedrich) und die Devise des englischen Hosenbandordens "Hony soit qui mal y pense". Dieser Spruch erinnert an ein großes Ereignis im Leben dieses Markgrafen die Verleihung des Hosenbandordens durch den englischen König im Jahr 1749. Das Übergabezeremoniell haben damals der englische Gesandte und der königliche Wappenherold im Ansbacher Schloß vorgenommen. Die Uffenheimer brachten ihren Glückwunsch zur Verleihung des Hosenbandordens an den Markgrafen durch Errichtung des Brunnens zum Ausdruck.



Uffenheim: Markgrafenbrunnen

Der Schöne Brunnen in Bad Windsheim

1542 erwarb die Stadt Windsheim von Junker Adam von Gailing das Schloß Röllinghausen bei Illesheim für 4000 Gulden, ließ die dortigen Quellen fassen und deren Wasser durch Holz- und Bleirohre nach Windsheim leiten. 1572 erbauten Jobst Jäger und Johann Crato den ersten Schönen Brunnen, der ursprünglich Neuer Brunnen hieß – im Gegensatz zum Alten Brunnen in der Seegasse. Dieser Brunnen besaß noch kein Standbild auf dem Schaft. 1590 wurde das steinerne Becken hinzugefügt. Das Standbild zeigt den Habsburger Kaiser Karl VI. (1711–1740). Die Figur wurde 1725/26 gefertigt.

Der Rathausbrunnen in Kirchberg/Jagst

In Hohenlohe-Franken, in Kirchberg an der Jagst steht dieser Brunnen zwischen dem Rathaus und dem Schloß derer von Hohenlohe-Kirchberg. Ein Bau des Schlosses, der sogenannte Eberhardsbau ist vor etwa zwei Jahrzehnten abgetragen worden. Der Brunnen stammt aus der Zeit um 1800.

Auch die gußeiserne Pumpe, die mittels eines Schwengels einen kräftigen Strahl klaren Wassers verspritzt, gehört als Relikt der einstigen Wasserversorgung zum Bild dieses Platzes.



Rechts im Bild der in den 60er Jahren abgebrochene zum Schloß gehörende sog. Eberhardsbau

Der Schöne Brunnen in Schwabach

1717 wurde auf Anordnung des Markgrafen Wilhelm Friedrich der Schwabacher Schöne Brunnen errichtet. Dieses prächtige barocke Bauwerk – entworfen und vollendet durch den markgräflichen Oberbaudirektor Johann Wilhelm von Zocha aus Wassertrüdingen, mit Wasser versorgt durch den markgräflichen Brunnenmeister Martin Conradi, mit Metallreliefs und Figuren ausgeschmückt durch den Hofbildhauer Johann Christoph Fischer – wurde am 12. Mai 1717 in Anwesenheit des Landesregenten eingeweiht. Um 1813 mußte der Obelisk restauriert werden. Karren voller Steine holte man aus dem Brunnen, dessen Statuen durch unsinniges Bewerfen verunstaltet waren, bis dann 1874 der Rother Bildhauer Eduard Feuerlein beauftragt wurde, die Erneuerungsarbeiten zu übernehmen. Er ließ von den Quellennymphen, Flußmuschel den vier Najaden, den vier (Meergöttern) Tritonen und den vier Delphinen Kopien aus Rothenburger Sandstein anfertigen, und diese mit anderen Steineinsätzen in den Kunstwerk torso einfügen. Die ursprünglichen Steinbilder die man versucht hatte auszubessern, sind nachdem dies nicht gelungen war, verlorengegangen. Die Brunnenstufen wurden in Münchberger Granit ausgeführt. Als 1931/32 wegen starker Schäden die Erneuerung des Obelisks einschließlich Volutengesimses mit den aufgesetzten Füllhörnern unter Verwendung von Mainsandsteinen notwendig wurde, ließ die vom Stadtrat beauftragte Schwabacher Bildhauervereinigung einen Transportkran der MAN aufstellen. Durch die Abbrucharbeiten im Jahr 1932 sind die Schwabacher überraschenderweise sogar um einen außergewöhnlichen Fund bereichert worden. Im unteren Teil des Obelisks lag, anscheinend längst vergessen, eine Bleikassette, die folgende sieben Gegenstände aus der Zeit der Grundsteinlegung enthielt: ein reich bemalter Prunkteller, 22,5 Zentimeter im Durchmesser, in kobaltblauer Grundfarbe; ausgeschmückt mit zwei Vasen in der Mitte umrankenden Blumen- und Blattronamenten in gold und rot; auf der Rückseite gezeichnet mit den Buchstaben O–W und der Jahreszahl 1716; ein Fayenceteller, 22,5 Zentimeter im



Kirchberg/Jagst: klassizistischer Brunnen und Pumpbrunnen



Der Schöne Brunnen in Schwabach in den 50er Jahren – Detailaufnahme 1989

Durchmesser, mit handgemalter Vase in der Mitte, die von kobaltblauen Blumen- und Blattornamenten umrahmt war.

Weiterhin wurden eine quadratische Wandplatte und eine massive Messingplatte gefunden. Die Fayencen stammen zweifellos aus der Porzellanmanufaktur, die Markgraf Wilhelm Friedrich 1709 in Ansbach errichtet hatte. In den Jahren 1961, 1976 und 1991 ist der Schöne Brunnen nochmals renoviert worden.



Nürnberg – Am Schönen Brunnen um 1900. Nach einem Gemälde von Werner Zapf

Der Schöne Brunnen in Nürnberg

Der Schöne Brunnen wurde nahe dem alten Rathaus am Nord-West-Eck des Marktplatzes errichtet. Seit der Ausstellung der Markturkunde Kaiser Karls IV. im Jahr 1349 ist dieser Platz zum dominierenden Stadtplatz geworden. Der Brunnen ist ein aus einem oktagonalen Wasserkasten aufsteigender, 19

m hoher Sandsteinturm. Die Ausführung erfolgte gegen 1396 vermutlich durch den Parlier Heinrich, zugehörig zu der Bau- und Steinmetzschule der Parler. Dargestellt sind unten die sieben Kurfürsten, ferner heidnische, jüdische und christliche Helden, oben Moses und sieben Propheten, auf dem Beckenrand Kirchenväter und Evangelisten. Die Bemalung und Vergoldung erfolgte 1396 und mußte dann wiederholt erneuert werden.

1587 wurde durch den Augsburgser Schlosser Paulus Kuhn das schöne Gitter geschaffen. Wegen des fortschreitenden Verfalls mußte 1897–1902 eine vollständige Kopie erstellt werden. Die Fragmente der originalen Skulpturen kamen in das Germanische Nationalmuseum (drei Prophetenköpfe in die staatlichen Museen Berlin). Der Standort des Brunnens ist im Hinblick auf die räumliche Wirkung genau überlegt. Das Denkmal vermittelt zwischen dem zweiten Platz und der Hochführung des Straßenzuges gegen die Sebalduskirche.

Auf einer alten Ansicht des Hauptmarktes der Stadt Nürnberg erscheint der Schöne Brunnen umgeben von einer Holzschranke. Auch bei einfachen Gebrauchsbrunnen erinnert diese Vorrichtung daran, daß die Brunnen in früherer Zeit namentlich zur "Brunnenzeit" viel umlagert gewesen sind.

Der Tugendbrunnen in Nürnberg

Dieser Brunnen wurde 1584–1589 von Benedikt Wurzelbauer geschaffen. In Aufbau und figürlicher Gestaltung ist er ein typischer Brunnen der Spätrenaissance mit manieristischer Formsprache. In einem achteckigen Brunnenbecken über zwei Stufen steht eine mit Girlanden, Engelsköpfen, Masken und Muscheln reich geschmückte Säule mit drei Schalen und allegorischem Figurenprogramm. Auf der untersten Schale die 6 Haupttugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe, Tapferkeit, Mäßigkeit und Geduld. Auf der Schale darüber 6 posaunenblasende Knaben mit Wappenschildern. Auf der 3. Schale als Bekrönung die Gestalt der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, Waage und Kranich.



Nürnberg: Tugendbrunnen aus dem 16. Jahrhundert; die 6 weibl. Statuen stellen dar: Die Liebe, Großmut, Tapferkeit, Glaube, Geduld und Hoffnung

In den Jahren 1978/79 fand eine Restaurierung mit vollständiger Freilegung bis auf noch vorhandene, intakte Patinaschichten statt. Die abschließende Konservierung erfolgte mit reinem Bienenwachs, gelöst in Testbenzin.

Die jährliche Wartung der Stadt Nürnberg beinhaltet die Säuberung der Bronzen mittels Hochdruckreiniger (ohne chemische Zusätze) und weichen Messingbürsten sowie die Konservierung der gereinigten Teile durch ein Gemisch aus Bienen- und Caraubawachs, seit 1985 mit microcristallinem Wachs.

Während der kalten Jahreszeit wird der Brunnen durch eine Holzverschalung geschützt.

Bei der Begutachtung 1986 durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege und Probeentnahme wurde eine beunruhigende Oberflächenschädigung festgestellt.

Marktbrunnen in Heilsbronn und Leutershausen

Auf den Marktplätzen in Heilsbronn und Leutershausen finden wir die beiden hier abgebildeten Brunnen. Beide Aufnahmen entstanden schon vor rund zwanzig Jahren. Das polygonale Brunnenbecken des Heilsbronner Wasserspenders mit dem neugotischen Sandsteinpfeiler stammt aus dem Jahr 1862 und ist somit um 10 Jahre jünger als der gußeiserne Röhrenbrunnen in Leutershausen. Letztgenannter Brunnen ist – wie auf dem Brunnenbecken der Aufnahme ablesbar – im Jahre 1852 gefertigt worden.

Wasser ist lebensnotwendig. Immer hat sich der Mensch zur Ansiedlung Gegenden ausgesucht, wo er auch Wasser fand. An manchen Orten gibt es davon im Überfluß. In wasserarmen Landschaften half der Mensch mit Fleiß und Erfindergabe nach. Er baute ebenso primitive wie kunstvolle Einrichtungen, um sich selbst und das Tier mit Wasser zu versorgen. – Er schachtete Brunnen und pumpte das Wasser aus Erdtiefen hoch,



Heilsbronn: Marktbrunnen. Polygonales Brunnenbecken mit neugotischem Sandsteinpfeiler, Gußeisen, bezeichnet 1862; vergleichbar mit dem Brunnen in Leutershausen, dieser von 1852

schöpfte gesammelte Flüssigkeit aus Becken und Zisternen, nützte den Quell und baute aus Stein und ausgehöhlten Baumstämmen Wasserleitungen als Fernversorgung zu menschlichen Niederlassungen und zu Stätten des Gemeinwesens.

Quellen und Brunnen spielen nicht nur in der Landschaft, sondern auch im Dorfbild, nicht zuletzt als "atmosphärische" Träger eine Rolle.



Leutershausen: Marktbrunnen. Neugotischer Röhrenbrunnen, Gußeisen, bis 1852

Der Gumbertusbrunnen bei Ansbach

Westlich von Ansbach liegt mit einem Fußmarsch in etwa eineinhalb Stunden zu erreichen – mitten im Wald, wo das enge Tal des Onolzaches zu Ende geht, der Gumbertusbrunnen. Über der Waldquelle steht ein



Gumbertusbrunnen

kleines kapellartiges Häuschen, dessen Zugang eine eiserne Türe verschließt. Über der Türe dieses Brunnenhäuschens steht der Name "Sankt Gumbertusbrunnen".

Nach der Sage sollen vor rund 1200 Jahren, als noch der Vircunna-Wald die Frankenhöhe deckte, zwei Männer mit Knechten und einer Koppel Hunde hierher geritten sein. Die beiden Männer waren Wolfhart und sein Gastgeber Gumbertus. Die Umgebung war damals noch unwirtlich und nur weil die Täler der Ranach, der Gollach und der Aisch den Menschen nicht mehr genügend Nahrung boten, siedelten diese in den bergigen Wald. Mönche sollen den Siedlern nach dem Gebot des hl. Benedikt das Roden und Bauen gelehrt haben.

Bei der Zelle am Wasser hauste in Einsamkeit Bruder Fridolin, der das Kloster reichlich mit Fischen und Krebsen aus der Rezat versorgte.

Gumbertus kam oft zu der Quelle im Wald und führte damals auch Wolfhart und die Knechte hier vorbei.

Gumbertus war ein Edler des großen Frankenkönigs Karl gewesen. Am Onolzbach stiftete er Land aus seinen reichen Besitzungen und rief die Mönche zum Bau des Klosters. Später ernannte man ihn zum Abt dieses Klosters. Wegen seiner Frömmigkeit wurde er viele Jahre danach selig gesprochen.



Gyllbrunnlein

Das Gyllbrunnlein in Ansbach

An der Südfassade der Johanniskirche befindet sich seit dem Jahre 1919 das durch die Bildhauer Henn und Zangl geschaffene Gyllbrunnlein. Das Werk stellt nach Versen des Lehrers und bekannten Kinderliederdichters Friedrich Güll und dem Holzschnitt Hugo Bürkners den "Pflaumenregen", eines der hübschesten Gedichte des Poeten, in Muschelkalk dar.

Friedrich Güll wurde am 1. 4. 1812 gegenüber dem kleinen Brunnen im Hause Stoffklein geboren. Er wurde Lehrer und erhielt 1831 seine erste Anstellung in Flachlanden. 1833 kam Güll nach Ansbach zurück und unterrichtete zuerst zwei Jahre an der Stadtschule – wohl im alten Durchgangsschulhaus –, dann am "Theresien-Institut". Sein erstes veröffentlichtes Kinderlied war: "Wer will unter die Soldaten". Es folgten das Lied vom

Pelzmärl, das "Osterhäselein", der "Postknecht", Das Mäuslein und nicht zuletzt "Das Büblein auf dem Eis". Verschiedene Dichtungen von Güll findet man noch heute in Lesebüchern für Grundschulklassen. Im Jahre 1837 veröffentlichte Güll ein Sammelwerk unter dem Titel "Kinderheimat". Es war bald vergriffen und mußte wiederholt aufgelegt werden. Der Spätromantiker Graf Pocci, ein Freund während der 35 Jahre währenden Lehrtätigkeit Gülls in München, illustrierte die "Kinderheimat". Friedrich Güll schrieb aber auch viele Rätsel und Sprüche. Er starb am 23. 12. 1879 an einer Lungenentzündung. Die Stadt Ansbach stiftete die Gedenktafel an seinem Geburtshaus und benannte nach ihm die Güllstraße und die 1930 eingeweihte Güllschule.

Das Steinkreuz im Dombachtal bei Ansbach

Wenn man vom östlichen Ausgang der Ansbacher Dombachsiedlung den Zeilbergwald rechter Hand liegen läßt und immer entlang dem Dombachtal Richtung "Dumberloch", dem Weiler Dombach im Loch, läuft, so sieht man schon bald einige Meter vom Weg entfernt, auf der linken Seite ein uraltes Steinkreuz. Nur noch wenige Ansbacher wissen, was es mit dem Steinkreuz auf sich hat. Überliefert ist eine Geschichte, ein Ereignis, das sich vor vielen hundert Jahren zugetragen haben soll.

Ein Ansbacher Hausmetzger schlachtete bei einem Bauern im Weiler Dombach im Loch. Spätabends ging er nachhause, wohl nicht mehr ganz nüchtern. Es war sehr dunkel. Als er an die Stelle kam, wo heute das Steinkreuz steht, tauchte plötzlich eine Gestalt vor ihm auf. Der Metzger dachte in seiner Angst, ein Räuber wolle ihn überfallen. Deshalb ging er gleich zum Gegenangriff über und schlug mit seinem Stock auf den vermeintlichen Halunken ein. Der aber wehrte den heftigen Schlag ab, wodurch der Metzger zu Fall kam, und sich sein eigenes Messer in die Brust ramnte. Im Sterben mußte der aus Dombach kommende Metzger

erkennen, daß der Räuber sein bester Freund und Kollege war. Dieser hatte nämlich in Dautenwinden geschlachtet und ging durch den "Teufelsgraben" Richtung Heimat. An der Stelle, wo der Fußweg aus dem "Teufelsgraben" auf den Fahrweg trifft, hatte er dann auf seinen Freund gewartet, um mit ihm nachhause zu gehen. Da sich der Metzger aber verspätete, ging er ihm entgegen. Nach dem schrecklichen Ereignis gab sich der Freund die Schuld und errichtete ein Steinkreuz an der Unglücksstelle, wo es heute noch unverändert steht.



Hennenbach-Kammerforst (jetzt: Stadt Ansbach), Straßendenkmal an der Straße zwischen Kammerforst und Drechselsgarten (wurde etwa 1985 renoviert und geringfügig verschoben)

Straßenbaudenkmal in Kammerforst

Im Ansbacher Ortsteil Kammerforst steht das hier abgebildete Straßenbaudenkmal an der Straße zwischen Kammerforst und dem Hotel Drechselsgarten. Die Aufschrift lautet: "Der hier aufgefundene Stein zeugt von dem Gemeinssinn und der ausdauernden Arbeit der beim Straßenbau beteiligten Gemeinden 1889-1891".

Das sicher nicht alltägliche Kleindenkmal wurde um 1985 renoviert und geringfügig versetzt.



Platenhäuschen in Erlangen

Erlangen, Platenhäuschen

In Erlangen steht am Burgberg das Platenhäuschen, in dem der Dichter August Graf

von Platen-Hallersmünde, die Tulpe im deutschen Dichtergarten, vom 24. Oktober 1819 bis 3. September 1826 lebte. Von dem in Ansbach geborenen Dichter stammt das Gedicht "Das Grab im Busento", das in die Schulbücher von einst Eingang gefunden hatte.

Das Platenhäuschen wurde 1925 vom Erlanger Heimatverein erworben und später der Stadt Erlangen geschenkt. Mehrmals war es verfallsbedroht. Im Jahre 1977 wurde es generalsaniert. Meine Aufnahmen stammen aus dem Jahr 1992.

Am Platenhäuschen führt eine kleine Freitreppe in den Oberbau, wo sich Erinnerungen an den Dichter im Zusammenhang mit seinem Erlanger Aufenthalt befinden: die Platenbüste von Ernst Penzoldt, Platen-Porträts u. a. auch Abbildungen des Ansbacher Geburtshauses und des Platendenkmals in Ansbach. Tagebucheinträge und im Platenhäuschen entstandene Gedichte sind vorhanden.

Kirchberg / Sophienberg

Auf dem Kirchberger Sophienberg steht dieser Gedenkstein. Die Inschrift auf dem Rand des runden Steintisches lautet:

Als Kind und Kindeskind
hier bei dem Vater war,
da weihten sich ihm
Der Liebe Denkartlar

1789



Kirchberg/Jagst: Gedenkstein am Sophienberg

Erneuertes Gartenhaus mit Tischbein-Gemälden in Kirchberg/Jagst

Am sogenannten Neuen Weg der Westseite des Kirchberger Schlosses steht dieses neuerrichtete Gartenhaus (Bild 1a), in dem die geretteten Gemälde eines verfallenen gleichartigen Häuschens, das in der Nähe des Hofgartens stand, eingebaut worden sind. Mit Unterstützung des Landesamtes für Denkmalpflege konnten die Tischbeingemälde vor rund zwei Jahrzehnten dadurch vor dem Untergang gerettet werden.

Interessant ist die Innenseite der Eingangstüre (1c). Sie ist in der Bemalung zweigeteilt. Den oberen Teil nimmt eine Vase ein, in der ein prachtvoller Blumenstrauß steckt, von dem Zweige herunterhängen. Rechts liegt eine Rose am Boden und links kniet ein nacktes Kind auf einem Bein und nimmt von einem herabhängenden Ast eine Blume ab.

Die untere Hälfte der Türe ist wohl ein netter Scherz des Malers. Da steht in einem königlich ausgestatteten Innenraum ein großer Tisch, darauf zwei Krüge und eine Schale mit einem Löffel. Davor ist eine Frau in einfacher Kleidung, wahrscheinlich eine Köchin, die mit einem Nudelholz einen Fladenteig auswalkt. Links vom Westfenster sehen wir vor uns ein großes Bild (1b) das von Schmuckornamenten eingerahmt ist und über die West-Süd-Ecke reicht. Eine offenbar südliche Landschaft präsentiert sich in romantischen Formen. In der Mitte steht auf einer Insel, in einem See, ein alter Turm. Zur Insel führen zwei Übergänge, einmal im Vordergrund ein primitiver Holzsteg ohne Geländer. Darauf geht ein Mann zum Turmeingang, der einen Sack über der Schulter trägt und einen Stab in der Hand hat, ein Hund läuft ihm nach. Die zweite Brücke dahinter ist fest konstruiert, auf dem Geländer in der Mitte ist eine Figur zu erkennen. Hinter einem Laubbaum ist andeutungsweise ein Gebirge zu erkennen. Angelehnt an den Turm auf der Insel steht ein Haus, eine Art Landhaus. Jenseits des Sees erhebt sich am anderen Ufer ein Turm mit Gebäuden und ein runder Eckturm, ein Schloß oder Kastell. Büsche, Wiesen, Bäume sind einkomponiert. Auch im Südteil des Bildes sind mehrere Gebäude, eine Kirche und wieder ein Kastell,

dahinter ein Höhenzug sichtbar, der von einem Wachturm gekrönt wird, links ein Wanderer mit Tornister und Wanderstab auf einer Straße.

Rechts vom Westfenster des erneuerten Gartenhäuschens sehen wir ein weiteres Gemälde von Johann Valentin Tischbein. Es zeigt im Mittelgrund eine größere Stadt mit Türmen aus dem Mittelalter, romanisch, wie sie auch in Norditalien zu finden sind. Darauf zu führt eine Straße, auf ihr geht ein Mann zur Stadt. Im Vordergrund steht links ein Steinhaus mit einem Bogengang, vorne eine Gestalt, ein Mensch der ein Bild von der vor ihm liegenden Landschaft malt. Auf einem zu diesen führenden Weg fährt ein Mann mit

breitem Hut auf einem Schubkarren ein Weinfäß, ihm folgt eine Frau in ländlicher Kleidung mit einem Korb auf dem Kopf. Ein wichtiger Bildfaktor ist Wasser, ein Fluß. Im Vordergrund steht ein Fischer am Ufer, er angelt. Auf der rechten Seite ist eine Basilika-Kirche mit stattlichem Turm, am Wasser gelegen. An der rechten Ecke kniet hinter einem Busch ein Jäger, der gerade aus seiner Büchse einen Schuß abgibt, der den großen Vögeln gilt, vielleicht Reihern, die fünfzehn an der Zahl über die Landschaft dahin fliegen. Diese Motive sind hineingestellt vor eine sanfte Hügelkette mit bewaldeten Höhen.

Ein weiteres Bild zeigt die wohl interessanteste Darstellung des Raumes, nämlich einen Garten, wie solche in der Zeit des Rokoko um etwa 1740 mit geometrischen Beeten und geschnittenen Hecken angelegt wurden. In der Mitte fällt zunächst ein großer Springbrunnen mit einer Figur auf. Links und rechts sind Arkaden aus festem Mauerwerk, auf den Gesimsen sind Steinfiguren erkennbar, dahinter hochragende Bäume, wahrscheinlich Pappeln. Quer im Vordergrund verläuft eine Ballustrade mit Mittelterrasse, geschmückt links und rechts mit zwei Figuren, rechts Herkules mit der Keule als Sinnbild der männlichen Kraft und links eine Gestalt mit einem Bogen, vielleicht Artemis, die Göttin der Jagd oder der Gott Apollo, Beschützer der schönen Künste. Die Treppe herauf gehen zwei Personen, ein Kavaliere, gekleidet in das prächtige, buntfarbige Kostüm jener Zeit um 1740 und rechts eine Dame in elegantem Kleid, bei dem vornehmen Paar befindet sich ein kleiner Hund. In den Arkaden sind weitere Menschen zu erkennen. Die geometrische Anlage setzt sich auf der Terrasse fort. Im Hintergrund ist das Dach eines offenen Hauses, eines Tempelchens, zu erkennen.

Der Erschaffer der Kunstwerke, nämlich Johann Valentin Tischbein, wurde 1715 als Sohn eines Bäckermeisters in Haina in Hessen geboren. Er war Mitbegründer der berühmten Malerfamilie Tischbein und starb am 24. April 1768 in Hildburghausen. Johann V. Tischbein war viele Jahre Hofmaler in Kirchberg bei dem kunstfreudigen Grafen und späteren Fürsten Carl August von Hohenlohe Kirchberg.



Kirchberg/Jagst: Rekonstruiertes Tischbein-Gartenhäuschen mit Originalgemälden

Das Holzhaus der einstigen Lohgerberei Gurrath in Rügland, Landkreis Ansbach

Die kleine Holzscheune im Bildvordergrund diente Gerber Gurrath, der von 1945 bis 1960 Bürgermeister der Gemeinde Rügland war, als Domizil für seine Gerberei. Im Bildhintergrund ist das Schloß der Herren von Crailsheim zu erkennen.



Rügland: Holzschuppen im Vordergrund war die einstige Lohmühle der Gerberei Gurrath (von 1945–1960 Bürgermeister), im Hintergrund das Schloß der Herren v. Crailsheim

Die Gerberei wird als Loh- oder Rotgerberei bezeichnet, wenn gerbstoffhaltige Pflanzensäfte (genannt Loh) zum Zurichten der Felle zu Leder angewendet werden. Daneben gibt es die Weißgerberei, hier wird Alaun ohne Pflanzensäfte verwendet. Bei der Sämischergerberei werden nur Fett und andere fettartige Substanzen angewendet. Zu nennen ist auch noch die Pergamentgerberei, bei der Kalke angewendet werden. Hier entsteht das Pergament.

Gerber lieferten das gesamte Pfund- oder Sohlenleder und auch Saffian. Dies ist ein feines Leder, das noch bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts nur im Orient aus Bocks- und Ziegenfellen bereitet wurde. In Deutschland begann man erstmals um 1765 in Halle

mit der Herstellung von Saffianleder. Die erste Fabrik mußte jedoch wegen der hohen Preise der Felle wieder eingehen. Bei der Bereitung wurden die Felle getrocknet, dann in Holzlauge gewässert und geäschert. Dazwischen wurden sie im Wasser gereinigt, mit Pumpkeulen gewalkt und später gehärt.

Danach wurden die Felle oft zusammengeñät und in den dadurch gebildeten Sack eine heiße Lauge gegossen, die 24 Stunden darin blieb. Diese Maßnahme wiederholte man mehrfach. Danach wurden die Felle gefärbt, was meist mit Pflanzenabkochung geschah, manchmal wurden auch einige Mineralfarben angewandt. Die gefärbten Felle wurden gewaschen, getrocknet, mit Öl eingeschmiert, abermals getrocknet und anschließend "blank gestoßen".

Die etwa ab 1830 aufkommende Schnellgerberei gerbt statt der Lohes in Substanz mit flüssigem Lohextrakt zum Teil unter erhöhtem Druck, wodurch viel Zeit eingespart werden kann.

Die als Lohkuchen oder Lohballen bezeichnete Gerberlohe wurde noch bis zum Ersten Weltkrieg in Metallringe (wie Tortenringe) gestampft. Die Kuchen trocknete man anschließend auf Lattengestellen und verkaufte sie als Heizmaterial.

Blütenpracht unter der Gedenktafel für Dr. Leonhart von Fuchs

An der südwestlichen Grenzmauer des Ansbacher Hofgartens befindet sich die durch den Bildhauer Ingram Spengler geschaffene Gedenktafel für den markgräflichen Leibarzt Dr. Leonhart Fuchs. Das Relief der Platte zeigt den Kopf des Mediziners und Botanikers.

Fuchs wurde am 17. Januar 1501 in Wemding im Ries geboren. In seinen Jugendjahren entwickelte er eine besondere Vorliebe für Pflanzen und Tieren. Neben seinem Medizinstudium widmete er sich der Philologie, dem Studium der arabischen und griechischen Sprache. Am 1. März 1524 schloß der begabte Fuchs im Alter von 23 Jahren sein Medizinstudium mit dem Dokortitel ab. 1526 wurde dem erst 25jährigen, aber in hervorragendem Ruf stehenden Arzt Dr. Fuchs ein



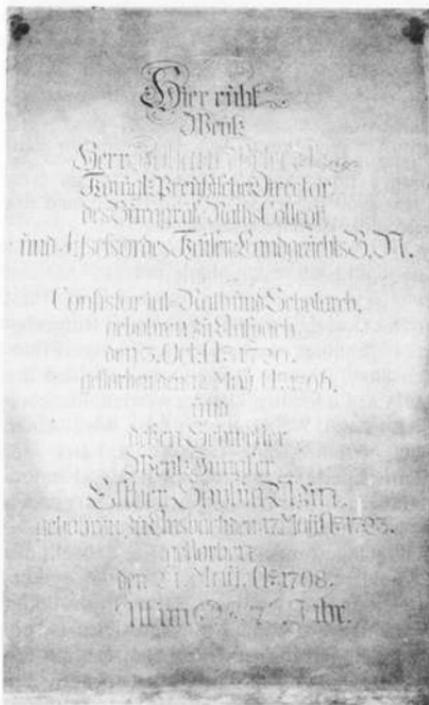
Hofgarten Ansbach: Gedenktafel Fuchs

Lehrstuhl an der Universität Ingolstadt übertragen. Als eifriger Anhänger Luthers konnte er sich jedoch im katholischen Ingolstadt nicht halten und so kam ihm der Ruf des Markgrafen Georg des Frommen 1528 als Leibmedicus nach Ansbach zu kommen gelegen. 1535 folgte Fuchs einem Ruf nach Tübingen. Hier war er als hochangesehener Professor siebenmal Rektor und beteiligte sich maßgeblich an der Neuorganisation der Universität. Sein Buch "De historia stirpium commentarii" (Über die Geschichte der Gewächse), 1542 erschienen zählt zu den bedeutendsten Werken der botanischen Literatur. Es ist ein Folioband von fast 900 Seiten, mit 511 Holzschnitten illustriert. 1543 erschien es auch in deutscher Sprache unter dem Titel "New Kreuterbuch", von dem 1964 ein guter Nachdruck erschienen ist. Das Werk wurde von seinem Verleger Michael Isengrin in Basel geradezu wie eine Luxusausgabe ausgestattet. Die Abbildungen, jeweils eine volle Seite einnehmend, wurden unter Fuchs' Aufsicht von H. Füllmaurer und A. Meyer gezeichnet und von K. Speckle in Holz geschnitten. Im Jahre 1566 starb Fuchs im Alter von 65 Jahren in Tübingen.

Kleindenkmale auf dem Friedhof zu Heilig-Kreuz in Ansbach

Der Ansbacher Stadtfriedhof bei Heilig-Kreuz, ein Camposanto (von Bogengängen umgeben), zählt zu den bedeutendsten im nordbayerischen Raum. Dies nicht nur wegen seiner baulichen und gartenarchitektonischen Gestalt, sondern wegen seines Alters (seit 1522) und der vielen hier bestatteten Persönlichkeiten, von deren Grabdenkmälern ich hier einige aufführen und zeigen möchte.

Vor der Gruft Nummer 147 steht in einem klassizistischen Grabdenkmal die Büste (Kopie, Original im Ansbacher Museum) von Georg Karl Friedrich von Bandel (geboren 1747 in Stettin, verstorben 1828 in Ansbach), die sein Sohn Ernst Josef Bandel für den Vater geschaffen hat. Der Sohn hat sich einen Namen als klassizistischer Bildhauer gemacht.



Heilig-Kreuz-Friedhof, Ansbach: Uz-Grufttafel



Friedhof zu Heilig-Kreuz, Ansbach: Büste Krafft Graf v. Crailsheim

sein Hauptwerk ist das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald.

In Gruft Nr. 130 findet man die Schrifttafel für Johann Peter Uz und dessen Schwester Esther Sophia Uz (siehe Bild). Die Gruft ist durch eine zweiflügelige Eichenholztüre verschlossen. Johann Peter Uz wird häufig als Anacreontiker bezeichnet. Anacreon war ein griechischer Dichter, der um 500 vor Christus lebte und Trink- und Liebeslieder schrieb.

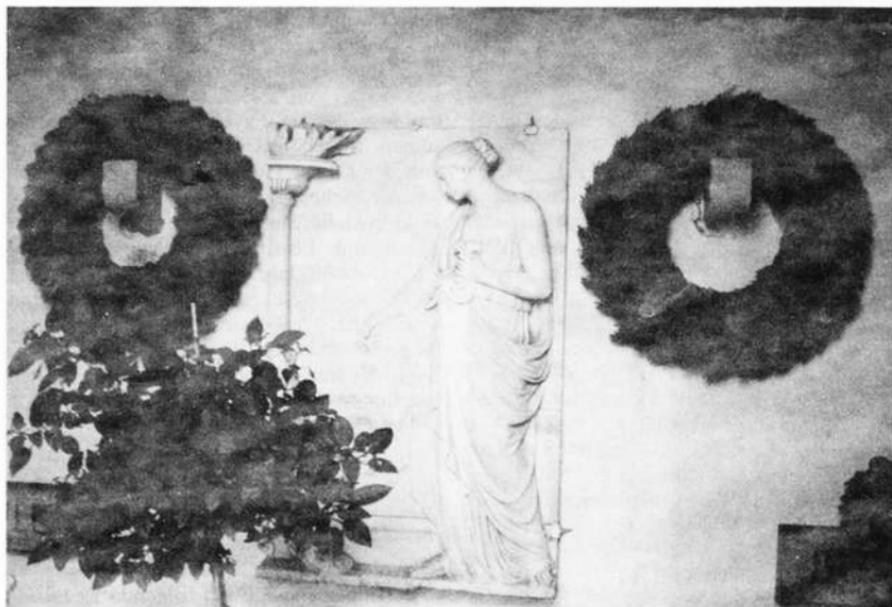
Anacreontiker waren die Dichter des 18. Jahrhunderts, die Anacreon nachahmten (z. B. Lessing, Kleist und der junge Goethe). Der Vater von J. P. Uz war Goldschmied und Inspektor der Fayence Manufaktur. Nach seinem frühen Tod wurden die Geschwister von der Mutter erzogen. Nach dem Besuch des Ansbacher Gymnasiums studierte Uz bis 1743 in Halle/Saale und schloß dort Freundschaft mit Lessing, Nicolai, Weiße und Gleim. Zwölf Jahre lang bekleidete er eine Stelle als Justizsekretär ohne Bezahlung und wurde erst 1763 Assessor am Kaiserlichen Landgericht für das Burggraftum Nürnberg. Seine Haltung kommt in folgenden Zeilen von ihm treffend zum Ausdruck:

Denn edlen Seelen quillt Vergnügen
Selbst aus Erfüllung ihrer Pflicht.
Freund, einem Armen Recht zu sprechen
Und, wenn die Unschuld weint,
An Frevlern sich zu rächen,
Ist göttlicher als ein Gedicht.

Benennen möchte ich folgende Begebenheit zwischen Markgraf Alexander und Papst Clemens XIV. im Jahre 1770: Während der Audienz, die der Markgraf beim Papst erhielt, gratulierte der Hl. Vater dem Markgrafen, daß er das Glück habe, einen deutschen Horaz namens Johann Peter Uz, in seinem Lande wohnen zu haben. Erst durch diese Äußerung des Papstes wurde der Markgraf auf Uz aufmerksam.

1790 ernannte man ihn zum Direktor des Rats-Kollegiums Ansbach, wo er noch sechs Jahre im Dienst des preußischen Königs stand. In seinen letzten Lebensjahren hat er noch ein neues evangelisches "Ansbacher Gesangbuch" erarbeitet und einige Kirchenlieder neu getextet, die heute noch im evangelischen Gesangbuch zu finden sind.

Gruft Nummer 126 wurde ursprünglich für den markgräflichen Hofmaler Feuerlein erbaut und später durch die Familie von Bombard genutzt. Es handelte sich dabei um eine Beamtenfamilie, die in ganz Bayern verzweigt war. Seit dem 16. Jahrhundert sind die Bombards in Gotha nachweisbar. Aus dieser Familie kamen viele Musiker, Hof- und Feldtrompeter hervor, einer von ihnen begleitete den späteren König Friedrich den Großen auf dem Cello zur Flöte.



Das Schwanthalerrelief in Gruft Nr. 139

In Gruft 118 ruht der bayer. Ministerpräsident Krafft von Crailsheim (geboren 15. März 1841, gestorben 13. Februar 1926). Krafft Graf von Crailsheim wurde 1870 an das Handelsministerium nach München berufen und war ab 1874 königlicher Kämmerer. Im März 1880 ernannte man ihn zum bayerischen Staatsminister des Äußeren und 1890 zum bayerischen Ministerpräsidenten. Dieses Amt übte er bis 1903 aus. Europaweit kam Krafft von Crailsheim 1886 wegen der Entmündigung des bayerischen Königs Ludwig II. in die Schlagzeilen. König Ludwig II. war bekanntlich an Paranoia erkrankt. Er gab monatelang keine Unterschriften mehr und häufte durch den Bau seiner Schlösser einen Schuldenberg auf. Innerhalb der Verwaltung bildete sich eine Opposition, in deren Mittelpunkt Graf von Crailsheim stand. Nach eingehendem Studium der Akten stimmte Prinz Luitpold der Entmündigung zu. Minister von Crailsheim sollte mit anderen dem König auf Schloß Neuschwanstein die Absetzung bekanntgeben, wurde dort aber verhaftet und erst am nächsten Tag konnte er nach Mün-

chen zurückreisen und von dort aus die Absetzung vorantreiben. Später wurde Krafft von Crailsheim engster Berater von Prinzregent Luitpold.

Im westlichen Friedhofsteil findet man das Grabdenkmal für das Findelkind von Europa: Kaspar Hauser (geboren um 1812, gestorben am 17. 12. 1833). Kaspar Hauser tauchte am 26. 05. 1928 in Nürnberg auf. Nachdem sein Fall bekanntgeworden war, wurde im Hause seines Lehrers Daumer ein Attentat auf ihn verübt. Später wurde er in Ansbach am Appellationsgericht als Amtsschreiber eingestellt. Am 14. 12. 1833 verübte man im Ansbacher Hofgarten ein weiteres Attentat auf ihn, an dessen Folgen er drei Tage später starb.

Über die wirkliche Herkunft und Abstammung Kaspar Hausers gibt es verschiedene Theorien, die am weitesten verbreitete ist die, daß er der Erbprinz aus dem Hause Baden war.

Die Gruft Nummer 138 wurde durch Hofbaumeister Andreas Böckler 1689 geschaffen. Die Inschrift über den Eingang lautet: "Der Tod wird sein, das Leben dein". Bei-

gesetzt wurde hier Friedrich Karl Graf von Thürheim, geboren 1762, gestorben 1832. Er entstammte einem altschwäbischen Adelsgeschlecht und war von 1806 bis 1808 bayerischer Kommissär für die Übergabe Ansbachs an Bayern. Ab 1809 wirkte er als Regierungspräsident des Rezatkreises und war später noch bayerischer Staatsminister. In unserem Jahrhundert wurde die Gruft als letzte Ruhestätte für die Familie von Justizrat Dr. Adolf Bayer genutzt. Zahlreiche bedeutende Veröffentlichungen erschienen von Adolf Bayer. Seine Fayence-Sammlung ist in der Gotischen Halle des Ansbacher Schlosses zu besichtigen.

In der Gruft Nummer 139 ist ein Marmorausrelief aus dem Münchner Atelier des Franz von Schwanthaler (verstorben 1820), des Vaters des berühmten Ludwig Michael Schwanthaler (Schwanthalerstraße in München) eingelassen. Es befand sich ursprünglich am Mittelweg des Friedhofes als Grabplatte für Maria Aloisia Freifrau von Freyberg, geborene Freiin von Riedheim (1776–1812). Sehr eindrucksvoll stellt das aus Tegernseer Marmor gearbeitete Werk eine Rosen auf ein Grab streuende Frauengestalt in griechischer Kleidung neben einer hochlodernen Flamme dar.

Unweit der Heilig-Kreuz-Kirche findet der Betrachter einen Granitgrabstein mit der Inschrift: Dorothea Himmler 1788–1830. Sie war die Ahnfrau des verbrecherischen Reichsführers SS Heinrich Himmler: Dr. Adolf Bayer ist der Geschichte nachgegangen: Der Ansbacher Büttners- und Weinwirtssohn Johann Hettinger hatte als Musketier der Kompanie von Voß mit dem Bauernmädchen Dorothea Himmler zwei illegitime Söhne.

Der ältere uneheliche Sprößling wurde 1806 geboren, als noch die Ansbacher Sitte herrschte, dem Kind den Namen des außer-ehelichen Vaters zu geben, wenn dieser die Vaterschaft anerkannte.

Dieser Simon Friedrich Hettinger wurde bayerischer Gendarm in Oberfranken. Der zweite uneheliche Sprößling, 1808 geboren, erhielt nach den inzwischen eingeführten bayerischen Gesetzen den mütterlichen Namen Himmler. Dieser illegitime Sprößling namens Himmler wurde Gendarm in Lindau und Urgroßvater des berüchtigten SS-Führers.

Das Grab der Dorothea Himmler war längst und wiederholt neu vergeben worden. Da sein Platz noch feststellbar war, ließ Heinrich Himmler es sich wieder zusprechen und mit einem großen Granitstein pompös zieren. Vor einigen Jahren wurde das Kleinod um einige Meter versetzt.



Gruft Nr. 138: Thürheim / Dr. Bayer mit der Grabschrift "Der Tod wird sein, das Leben dein"

Bertholdsdorf, ehem. Schmiede

Dieses zum Anwesen Nummer 24 in Bertholdsdorf, Stadt Windsbach, Landkreis Ansbach gehörende Kleinhaus ist ein kleiner Fachwerkbau mit Vordach. Unter dem Vordach wurden auf der sog. "Brücke" die Pferde

beschlagen, als der kleine Bau als Schmiede diente.

Ursprünglich soll das Häuschen – es wurde wohl im frühen 19. Jh. erbaut – ein Badehaus gewesen sein.

Das angrenzende eingeschossige Wohnstallhaus stammt aus dem Jahre 1857.



Bertholdsdorf (jetzt: Stadt Windsbach): ehemal. Schmiede

Interessengemeinschaft in Untereßfeld sorgt sich um Erhalt der örtlichen Flurdenkmäler

Bildstöcke sind Merk- und Wahrzeichen unserer fränkischen Landschaft. Unterfranken ist eine der schönsten und größten Bildstocklandschaften der Welt. Einen besonderen Höhepunkt erlebte die Errichtung dieser Denkmäler im Grabfeldgau.

Was private Initiative bei deren Erhalt bewirken kann, zeigt das Wirken der "Interessengemeinschaft Denkmalpflege" in Untereßfeld, einem Stadtteil von Bad Königshofen im Landkreis Rhön-Grabfeld. Dort befanden sich Mitte der achtziger Jahre neun der 13 Flurdenkmäler in keinem guten Zustand. Zudem war 1978 eine Steinpieta gestohlen worden und nicht wieder aufgetaucht.



Beherzte Bürger gründeten 1985 im Bad Königshofener Stadtteil Untereßfeld eine "Interessengemeinschaft Denkmalpflege". Auslöser war die dringende Renovierung von 14 Kreuzwegstationen im örtlichen Friedhof

Alle Fotos: Reinhold Albert

Daraufhin ergriffen 1985 die beiden Untereßfelder Stadträte Clemens Behr und Roland Klein mit Unterstützung der Stadtverwaltung die Initiative und beriefen am 16.7.1985 eine Versammlung ein, bei der die Interessengemeinschaft gegründet wurde.

Spontan traten 16 Untereßfelder Bürger bei. Nächster Schritt war eine Haussammlung im Stadtteil. Roland Klein und Clemens Behr gingen erfolgreich "Klinkenputzen". Ihr Sammelergebnis von rund 6000 DM konnte sich sehen lassen.

Als erstes galt es unbedingt die in der Friedhofsmauer befindlichen 14 Kreuzwegstationen zu restaurieren. Diese wurden auf eine Initiative von Pfarrer Wiesner um die Jahrhundertwende von den Bürgern gestiftet. Sie befanden sich in einem sehr schlechten Zustand. Schon im Jahre 1979 hatte Chefrestaurator Rolf Wihr vom Landesamt für Denkmalpflege, Schloß Seehof, festgestellt:

"Die 14 Gehäule der Kreuzwegstationen aus hellem Sandstein blättern in ihren oberen Zonen und Giebeln stark ab, mehlen und es zeigen sich öffnende Lagerrisse. Die 14 figürlichen Reliefs sind, im Verhältnis zu den Steinen gut erhalten. Die Stationssteine sind besonders im oberen Drittel mit Dreiecksgiebel vom Steinfraß stark zersetzt.

An 7 Stationen fehlen die Anschlußkreuze in Sandstein. Alle Stationen müßten ausgebaut und zum Trocknen und Steinhärten und Restaurieren in die Werkstatt gefahren werden."

Auf Initiative der Interessengemeinschaft wurden im Jahr ihrer Gründung diese Kreuzwegstationen von der Firma Rochus Schirmer restauriert. Zu den Kosten von 7800 DM spendete die Gemeinschaft 400 DM. Zuschüsse gewährten weiter der Bund mit 1638 DM, das Landesamt für Denkmalpflege mit 3278 DM, der Bezirk Unterfranken mit 1270 DM, der Landkreis Rhön-Grabfeld mit 219 DM und die Stadt Bad Königshofen hatte 424 DM aufzubringen.



Versetzt an einen alten Wallfahrtsweg nach Vierzehnheiligen wurde auf Initiative der Interessengemeinschaft eine Pietà. Vorsitzender Clemens Behr (unser Bild) engagierte sich zusammen mit seinem Stadtratskollegen Roland Klein besonders für diese vorbildliche Gemeinschaft.

In einem Schreiben vom 15. 1. 1986 an die beiden Stadträte teilte Bürgermeister Wolfgang Mack mit: "Ohne Ihre Initiative im Bauausschuß und bei den Untereßfelder Bürgern wäre es 1985 wohl nicht zu der notwendigen Restaurierung der Kreuzwegstationen gekommen. Wir bedanken uns recht herzlich für die Spende von 400 DM bei Ihnen, stellvertretend für die Untereßfelder Spender!"

Nach diesem Anfangserfolg wuchs das Interesse an der Arbeit des Zusammenschlusses. Der erfolgreiche Abschluß der Arbeiten spornte zu neuen Taten an. Nicht ohne Stolz

konnte Clemens Behr wenige Jahre später in einem Schreiben an die örtliche Jagdgenossenschaft, die er um eine Spende bat, feststellen:

"Die Interessengemeinschaft für Denkmalpflege in Untereßfeld, die 1985 gegründet wurde, kann seit dieser Zeit beachtliche Erfolge nachweisen. Ohne zweckgebundene Zuschüsse der Interessengemeinschaft an die Stadt wären die erwähnten Maßnahmen nicht durchgeführt worden."

In keiner Gemeinde des Landkreises sind in den letzten Jahren so viele Denkmäler restauriert worden wie in Untereßfeld. Wie der mittlerweile zum Bürgermeister von Bad Königshofen gewählte Clemens Behr feststellt, hat Untereßfeld die Erhaltung der Flurdenkmäler betreffend eine Vorbildfunktion und "so soll es auch bleiben!", zeigt sich das Stadtoberhaupt überzeugt.



In der Nähe des historischen Pfarrhauses in Untereßfeld befindet sich eine prächtige Madonna aus dem Jahre 1750, die kürzlich mit einem Kostenaufwand von fast 20.000 DM hergerichtet wurde

Aufgewendet wurden in den letzten Jahren für Restaurierungsarbeiten in Unterebbfeld rund 75.000 DM. Bisher wurden von der Interessengemeinschaft für die Renovierung von Flurdenkmälern 5.300 DM gezahlt. Spenden der Bürger, der örtlichen Jagdgenossenschaft und von Banken.

Renoviert wurde ein Heiligenhäuschen von 1745 an der Dorfmühle (Kosten ca. 20.000 DM), ein Bildstock von 1840 am Kuhtrieb (Kosten 6.500 DM), ein Bildstock von 1836 an der Straße nach Alsleben (6.000 DM), ein Heiligenhäuschen von 1753 nordwestlich der Ortschaft beim Anwesen Menzel (10.962 DM, ein Tabernakelbildstock in der Friedhofsmauer (8969 DM) sowie ein St.-Aquilinus-Bildstock (7.318 DM).



In der Nähe der Dorfmühle von Unterebbfeld befindet sich dieser wunderschöne Fluraltar, der seinen Erhalt ebenfalls der privaten Initiative verdankt



Auch der Radfahrverein Unterebbfeld setzt sich für die Flurdenkmäler ein. So wurde kürzlich ein Holzkreuz in der Nähe des Dorfes erneuert. Unser Bild zeigt die offizielle Übergabe

Anlässlich eines Pfarrfestes fand durch Ortspfarrer Gregor Weinbeer im September 1990 die Einweihung des renovierten und an einen neuen Standort am Wallfahrtsweg nach Aub in der Flurgemarkung Schindeller versetzten Bildstocks "Neue Marder" statt. Der Bildstock wurde im Rahmen des Straßenausbaues Alsleben an den o. e. Standort gesetzt. Das Anfahren von Mutterboden und das Einebnen wurde in Eigenleistung erbracht und auch bei der Renovierung der anderen Flurdenkmäler legten die Unterebbfelder kräftig mit Hand an.

Der Reinerlös des Festes zur Bildstockeinweihung wurde selbstverständlich ebenfalls zur Deckung der Kosten für die Restaurierung eines Flurdenkmals verwendet – eines Vierzehnheiligenwallfahrtsbildes der Unterebbfelder.

Neben der Interessengemeinschaft ergreifen zusätzlich noch Bürger die Initiative. So wurde im Auftrag von Viktor Eschenbach, dem ältesten Bürger des Stadtteils, das Untereßfelder Friedhofskreuz von 1883 gereinigt. Die Kosten von ca. 400 DM übernahm Eschenbach. Er stiftete auch ein Vierzeihenheiligenbild, nachdem das Vorgängerbild am historischen Wallfahrtsweg nach Vierzeihenheiligen entwendet worden war.

In Untereßfeld befindet sich auch eine prächtige Madonna aus der Zeit um 1750, die mit einem Kostenaufwand von 19.000 DM hergerichtet wurde.

In der Ortsmitte nahe der Kirche steht ein Mariendenkmal. Es wurde 1885 "Errichtet aus Liebe zur hl. Gottesmutter von den Frauen und Jungfrauen der Gemeinde Untereßfeld", so die Inschrift. Restauriert wurde es im Jahre 1975 auf Kosten des Untereßfelder Bürgers Josef Grabiger – Privatinitiative beim Erhalt der Flurdenkmäler hat also in Untereßfeld schon Tradition.

Auch weitere Untereßfelder Zusammenschlüsse ergreifen die Initiative, wenn es um den Erhalt ihrer Denkmäler geht. So wurde auf Initiative des von Wolfgang Dippert geführten Radfahrvereins am "Häuserberg" ein Holzkreuz erneuert. Geschnitzt wurde es vom Großebstädter Bildhauer Hubert Knobling. Mit Hilfe von Spenden der örtlichen Jagdgenossenschaft, der Jagdpächter Jühling und Helmerich sowie die "Interessengemeinschaft Denkmalpflege" sowie dem Erlös einer Maifeier des Radfahrvereins wurde die Anschaffung finanziert.

In Zukunft will sich die "Interessengemeinschaft Denkmalpflege" auch um den Erhalt der zahlreichen Untereßfelder Hausmadonnen, die Restaurierung der Priestergräber und um die Sanierung bzw. den Wiederaufbau der Dorfbrunnen kümmern.

Mit großzügigen Einzelspenden und dem Erlös eines Straßenfestes konnte das Anfangsguthaben der Interessengemeinschaft, trotz der gewährten Zuschüsse, gehalten werden.

Reinhold Albert, Kreisheimatpfleger

Roland Graf

Exkursion

Kleindenkmale in den Landkreisen Lichtenfels und Kronach

Man muß zu Fuß durch Franken wandern, um die Vielzahl an Kleindenkmalen zu entdecken, die dieser reizvollen Landschaft ihr Signum verleihen. Dem Dahineitenden bleibt die Marter und das Wegkreuz verborgen – verschlossen, denn das religiöse Mal am Weg verlangt nach Ruhe – nach Besinnung. Es will verstanden und empfunden werden, ist Mahnung und Hinweis zugleich, nicht zuletzt an unsere eigene Vergänglichkeit.

So betrachtet kann eine Exkursion nur bescheidene Eindrücke vermitteln.

Im vorgegebenen, leider etwas engen Exkursionszeitraum wurde versucht, die Vielfalt

einer regionalen Kleindenkmallandschaft anhand exemplarisch ausgewählter Objekte vorzustellen. Verbindendes und Gegensätzliches zu anderen Denkmallandschaften Frankens und Deutschlands konnten aufgezeigt und diskutiert werden. Die Intention der Exkursionsleitung war jedoch schwerpunktmäßig darauf ausgerichtet, allen Teilnehmern Anregungen zu vermitteln, um im eigenen Umfeld zu forschen und zu erhalten.

Für eine eventuelle Nachbereitung sind die Bilder und Beschreibungen der Exkursionsobjekte angefügt.

GRUNDFELD – Bildstock

Zahlreich vorhandener Bildstocktyp (Marter) in den Landkreisen Lichtenfels und Bamberg. Hinzu kommen am Sockel befindliche Puttenköpfe (hier verdeckt). Charakteristisch sind u.a. die tieferliegenden Bildnischen, deren bemalten Blechtafeln fehlen und das darüberliegende Muschelwerk.



Grundfeld – Bildstock



Grundfeld – Wegkreuz

GRUNDFELD – Wegkreuz

Hohe, aus Stein gearbeitete Wegkreuze dieser Form, wie sie auch im Mainfränkischen und in der Rhön zu finden sind, sucht man im Nachbarlandkreis Kronach vergeblich.

MANNSGEREUTH – Steinkreuz

Sehr einfach gehaltenes Steinkreuz, eingelassen in einen Sockelstein mit der Jahreszahl "1641". Hier von einem Sühnekreuz zu sprechen ist sehr fraglich, da mit der Einführung der Halsgerichtsordnung durch Kaiser Karl V. 1533, die Totschlagsühne abgeschafft wurde.



Mannsgereuth – Steinkreuz

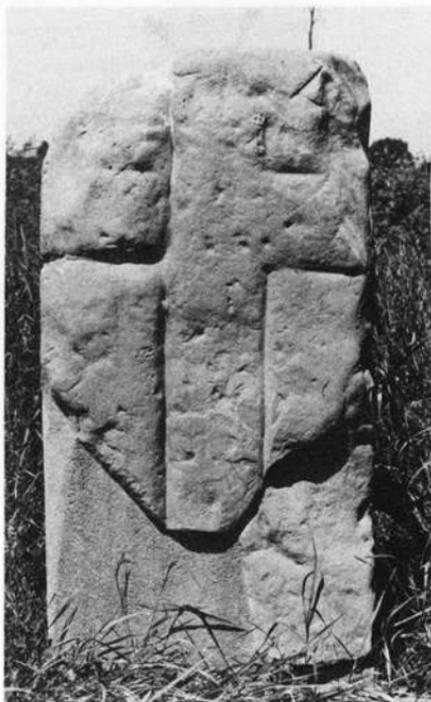
BURGGRUB – Kreuzstein

In einer Aufforderung an alle Ämter erließ Bischof Veit II. am 25.10.1565 den Befehl ihm mitzuteilen, wie weit sich die "frailschliche Obrigkeit, der Wildbann, das Geleit, Gehölz und andere des Stifts Herrlichkeit erstrecken". In dieser Beschreibung der Westgrenze ist u.a. auch dieser Kreuzstein aufgeführt. Bei genauer Betrachtung des geritzten Kreuzes erkennt man einen tiefer ausgearbei-

teten linken Teil des Kreuzstammes, der vermutlich einen ehem. Grenzverlauf markierte. Solche richtungsweisende Vertiefungen (Weisung) tragen fast alle Grenzsteine. Nachdem bekannt ist, daß Kreuzsteine nicht nur als Sühne Steine, sondern ebenso als "Weichbildmarken" (Rechtswal) gesetzt wurden, dürfte die Erzählung über diesen Stein nachträglich entstanden sein.

Sie berichtet von drei schwedischen Offizieren, die man an dieser Stelle begraben haben soll. Sowohl beim Straßenneubau, als auch beim Versetzen des Steines fanden sich keine Gebeine.

Am Kreuzstein findet man einige "Näpfchen". (Volksmedizin) Der Standort "Hohe Straße" verweist auf die ehem. Grenzstraße.



Burggrub – Kreuzstein

HAIG – Wegkapelle

Bis zum Ausbau der Landstraße zwischen den Orten Haig und Haßlach führte nur ein schmaler Fußpfad an dieser kleinen Wegkapelle vorbei. Sie stand jahrelang im Schatten eines mächtigen Kastanienbaumes, der unter großem Protest der Bevölkerung der Axt zum Opfer fiel. Heute ragt der quadratisch angelegte Putzbau aus dem 19. Jahrhundert kahl, einsam und verlassen inmitten der Wiesen und Äcker auf. Der Stifter gelobte den Bau für den glücklichen Ausgang eines Grundstücksprozesses mit sehr hohem Streitwert. Hätte er den Prozeß verloren, so wäre er um Haus und Hof gekommen. Das Flurstück nennt sich "Kapellenacker".



Reitsch-Glosberg – Fünf-Wunden-Kreuz

REITSCH-GLOSBERG – Fünf-Wunden-Kreuz

Auf der Fahrt von Burggrub nach Glosberg kommen wir an drei Sandsteinmarnern aus dem 18. Jh. und an zwei Wegkreuzen vorüber. Eine Besonderheit ist das erst kürzlich renovierte Fünf-Wunden-Kreuz kurz vor dem Ort. Die Anbetung und Verehrung der Fünf-Wunden Christi ist den umfangreichen Gebetstexten des 17./18. Jh. zu entnehmen.

GLOSBERG – Sandsteinmarter

Auf der "Ellmersmarter" ist die Stifterfamilie des Hans Ellmer von Glosberg dargestellt. Kreuze über den Köpfen der Kinder verweisen auf den Tod. Die Überlieferung berichtet von einer Krankheit, die ein Kind nach dem anderen dahinraffte. Das tragische Schicksal steht in den Matrikelbüchern 1721 bis 1736. Vom 9. 5. 1724 bis 27. 4. 1733 verstarben fünf Kinder. Mit der Stiftung der Marter zu Ehren der Muttergottes hörte die Kindersterblichkeit auf.



Glosberg – Sandsteinmarter 1733



Glosberg – Marter 1767

GLOSBERG – Marter 1767

Wie bei allen Wallfahrtsorten, so ist auch hier im Umfeld der Wallfahrtskirche "Maria Glosberg" eine Vielzahl an Stiftungen religiöser Male zu beobachten. Die Hochblüte der Glosberger Wallfahrt war im 18. Jh. Im Jahre 1727 weinte ein Marienbild blutige Tränen und löste damit eine regional äußerst starke Wallfahrtstätigkeit aus. Die regionale Marternikonographie erfuhr eine Bereicherung durch die Darstellung der "Glosberger Muttergottes". Ihr Bild blickt jeweils zur Wallfahrtskirche, soweit das Flurmal noch am Stiftungsort steht. Im 18. Jh. entstanden im Landkreis Kronach 135 Martern. Durch

diese Dichte entstand ein, für dieses Gebiet charakteristischer Marterntyp mit konkav, konvex profilierten Sockel, unterteilten Pfeilerschaft mit Bandelwerk, gestuften Kapitell und quadratischen Aufsatz. Die Reliefs werden durch Eckvorlagen getrennt. Rundbögen und Basis zeigen sich mit Akanthusverzierung. Den Abschluß bildet eine Steinkugel z. T. mit Eisenkreuz.

Eine solche Marter steht an der Straße nach Gundelsdorf. "Zur Ehre Gottes hat Lorentz Geyger .. Anno 1767".

Überliefert ist folgende Geschichte: Ein Mann aus dem 2,5 km westlich von Glosberg gelegenen Weiler Rottelsdorf brach hier nach einem Kirchenbesuch zusammen und starb.

LEZENHOF – Marter 1871

Handwerklich gearbeitete Marter, bezeichnet: X H V, darunter I W K; auf der Westseite die Glosberger Muttergottes und die Bezeichnung: B H 1871, dazu ein Hauszeichen. Eine Bäuerin erzählt: "Hier soll des öfteren ein Reiter ohne Kopf gesehen worden sein; glauben tu ich's nicht, aber ein wenig unheimlich ist's schon an dieser Stelle."

FRIESEN – Georgsmarter

Eine erst kürzlich renovierte Marter erreichen wir kurz vor dem Flöberdorf Friesen. Sie ist bezeichnet: "H K B K 1703", dazu ein Hauszeichen. Das gemalte Bild des hl. Georg blickt zur Pfarrkirche "St. Georg". Auch die Patrozinien der umliegenden Kirchen haben den Bildteil der Martern beeinflusst. Sekundär darf man davon sprechen, daß sie somit auch eine Funktion als Wegweiser erfüllen.

Im Kirchturm von Friesen befinden sich auf ca. 90 qm die bekannten Seccofresken mit Darstellungen aus dem Martyrium des hl. Georg. Entstehungszeit um 1495.

KRONACH – Pestmarter

Die älteste Marter des Landkreises steht an der Gabelung Kreuzbergstraße/Kaulangerstraße. Auf Grund der breiten Fasen des Schaftes dürfte sie um 1430 entstanden sein. Der oktagonale Schaft trägt auf der Westseite, unterhalb der Kreuzigungsgruppe, ein stark



Kronach – Pestmarker

verwittertes Wappen. Unter gedrückten, mit Krabben verzierten Kielbögen, zeigen sich beeindruckende Reliefs am seitlich ausladenden Aufsatz. An den Schauseiten Kreuzigungsgruppe und Kreuzschlepper, gegen Norden hl. Barbara, gegen Süden hl. Katharina. Der Aufsatz schließt ab mit einer Kreuzblume.

KRONACH – Schwedenmarker

Diese überdimensionale, jonische Sandsteinsäule ist die größte des Landkreises. Ihr Ebenbild steht in Bamberg "In der Weiden". Sie ist dem 17./18. Jh. zuzuordnen. Interes-

sant ist der teilkannelierte Säulenschaft, ein Hinweis auf die Erbauungszeit (1680–1700). Die neugemalten Blechtafeln zeigen den hl. Johannes/T., Patron der Stadtpfarrkirche und den hl. Sebastian, Patron der Kreuzbergkapelle.



Kronach – Schwedenmarker

KRONACH – Nepomuk auf der Kronachbrücke

Als einen Volksheligen im wahrsten Sinne des Wortes darf man den hl. Nepomuk bezeichnen. Die hohe Verehrung durch das Volk wird darin sichtbar, daß sich schon lange Jahre vor seiner Seligsprechung (1721) und Heiligsprechung (1729), ein reger religiöser Kult entwickelt hatte.

Die Freifigur auf der Kronachbrücke wurde 1713 gestiftet. Sie ist bezeichnet: H.I. A.S.D.Z.R.B. = Herr Johann Andreas Stöcklein derzeit reg. Bürgermeister. Darunter: H.C.F.D.Z.B. 1713 = Herr Conrad Fischer derzeit Baumeister. Auch in der Inschrift "STATUA HONORIS DEFENSORI B. JOANNI NEPOMU CENO SACRA IAS" ist die Jahreszahl 1713 als Chronogramm enthalten.

KRONACH – Grenzsteinkopie

Nachdem immer mehr Grenzsteine abhanden kommen, hat sich der Landkreis Kronach dazu entschlossen, von den seltenen Exemplaren Kopien anfertigen zu lassen. Von einstmal 20 sog. Kurfürstensteinen haben 3 die Zeit überdauert. Sie zählen mit zu den ältesten, datierten Grenzsteinen von Deutschland. Das Original steht noch am "Schönwappenweg" bei Reichenbach/Lauenhain, an der Landesgrenze zu Thüringen. Der Urkunde ist zu entnehmen, daß sie zu beiderlei Kosten – Kurfürst Friedrich III., der Weise, und dem Bamberger Bischof Georg III., Schenk von Limpurg – von einem Kronacher Steinmetz im Jahre 1513 geschaffen wurden.

Wappen und Inschriften: auf Bamberger Seite erhaben das Amtswappen des Bischofs Georg III. Schenk von Limpurg (1505–1522). Im gevierten Schild zwei rechtsgewendete, mit Schrägleiste belegte Löwen, fünf Turnierkolben, fränkischer Rechen. Die vollständige Schrift lautete vermutlich: "georg vo gotts gnade 1513 bischove zv bamberg".

Auf sächsischer Seite erhaben ein Doppelwappen. Rechts ein Schild mit zwei gekreuzten Schwertern, die Spitzen aufwärts gekehrt (Hinweis auf Erzmarschallamt, das mit der Kur Sachsen verbunden war). Links daneben

der mit dem gebogenen Rautenkranz belegte, in zehn Plätze geteilte Schild. Die Vollständige Schrift lautete vermutlich: "von gotts gnade fridrich churfürst vn has gbruder herezoche zv sasscen 1513". Die Steinnummer 656 ist auf der linken Schmalseite (v. d. bamb. Seite aus gesehen) eingehauen und neueren Datums. Auf der satteldachförmigen Steinoberseite zeigt eine eingeritzte, abknickende Linie (Weisung) den Grenzverlauf an.



Kronach – Grenzsteinkopie

JOHANNISTHAL – Wegkreuz

Die Gemeinde Johannisthal kann für sich in Anspruch nehmen, das schönste barocke Wegkreuz – aus einem Sandsteinblock gefertigt – zu besitzen. Die überdurchschnittliche Bildhauerarbeit stammt von Andreas Franz. Das Kreuz erhebt sich von einem, durch Kehlungen dreigeteilten Sockel aus. Der Kreuzfuß wird von ornamentierten sog. Waserschalen flankiert.

Die Initialen auf dem Schriftband über dem Doppelwappen nennen die vermutlichen Stifter:

“V. C. F. V. Redwitz”

= Veit Carl Freiherr von Redwitz

“M. E. V. R. G. F. V. H”

= Maria Eva von Redwitz geb. Freiin von Hedersdorf

Literaturhinweise:

Weber, Martin:

Die Kurfürstensteine aus dem Jahre 1513 am Schönwappenweg bei Lauenhain; in: Heimat. Jahrbuch des Landkreises Kronach (HJLkKC) 1985 S. 15–42

Graf, Roland:

Martern – Kreuzstein – Steinkreuz; in: HJLkKC 1/1974

Wegkreuze – Bildbäume – Gedächtnissteine; in: HJLkKC 7/1979

Wegkapellen im Landkreis Kronach; in: HJLkKC 12/1984

Die typologische Entwicklung der Martern und Bildstöcke im Landkreis Kronach; in: Geschichte am Obermain 13/1981–82 S. 41–51

Der Einfluß der Wallfahrtsorte auf die Bildstockikonographie – Dargestellt an der region. Wallfahrt Maria Glosberg i. Frankenwald; in: HJLkKC 18/ 1990–91 S. 143–151

Roland Graf, Dörfles-Anger 26, 8640 Kronach

Aus dem fränkischen Schrifttum

GRÖNKE, Eveline; WEINLICH, Edgar:

Kastell Weissenburg. Mit Anhang über römische Stätten der “Regio Biriciana” von Walter E. KELLER. Treuchtlingen: Keller, 1990.

SOMPLATZKI, Werner:

Kirchen in Altmühlfranken. Treuchtlingen: Keller, 1990.

SCHNABEL, Lothar; KELLER, Walter E.:

(Rad-)Wandern am “Kanal” zwischen Bamberg und Kehlheim. Treuchtlingen: Keller, 1989.

MÜLLER, Friedrich; KELLER, Christel:

Solnhofen, Bürgermeister-Müller-Museum: Die Welt in Stein. Treuchtlingen: Keller, 1988.

KÖNIG, Walter:

Die Geologie Altmühlfrankens: Landschaftsgeschichte, Ries, Fossilien, Wandertips, Museen. Treuchtlingen; Keller, 1991. – (Sämtlich: Reihe gelbe Taschenbuchführer).

STÖBER, Karl:

Erzählungen aus dem Altmühltale. Mit Zeichnungen von Ludwig RICHTER. Treuchtlingen: Keller, 1991. (Weiße Taschenbücher).

SOMPLATZKI, Werner:

Jäger, Sammler und erste Bauern: Frühe Geschichte des Altmühltals zwischen Ehlheim und Lengenfeld. Treuchtlingen: Keller, 1990.

SCHRENK, JOHANN:

Fränkisches Seenland. Treuchtlingen: Keller 1990.

Der für den Bereich des Naturparks Altmühltal spezialisierte Verlag Walter E. Keller, Treuchtlingen, hat mit den vorgenannten Büchern der Reihe der “Gelben Taschenbuch-Führer” erneut wertvolle Informationen in handlicher Form gegeben. E. GRÖNKE und E. WEINLICH, welche die Ausgrabungen 1986–1990 im Römerkastell und in der Zivilsiedlung Weißenburg verantwortlich begleitet haben, bringen die neu-

sten Forschungsergebnisse hier nicht nur in allgemein verständlicher Sprache, sondern zeigen auch auf, wie sich die einzelnen Bauperioden des römischen Weißenburg zeitlich einordnen lassen. Ebenso zu begrüßen sind die Hinweise auf die weiteren Sehenswürdigkeiten in der "Regio Birciana" (einem vom jetzigen Oberbürgermeister Reinhard Schwirzer geprägten Ausdruck, welcher das ehemalige Gebiet der "Civitas Birciana" = Verwaltungsbereich des römischen Weißenburg bezeichnet).

Werner SOMPLATZKI hat es verstanden, die auf konfessionellen Verschiedenheiten beruhenden, unterschiedlichen Stilelemente der altmühlfränkischen Kirchenlandschaft zu verdeutlichen. Neben den kunstgeschichtlichen Erläuterungen ist unter "Besonderheiten und Ereignisse" Wissenswertes einschl. der Öffnungszeiten aufgeführt. Die im Vorwort zugestandene Beschränkung auf eine Auswahl von Kirchen sollte bei einer Auswahl aufgegeben werden, zumal es außer dem Buch über das evgl.-luth. Dekanat Weißenburg (1980) kein umfassendes Nachschlagewerk gibt.

Lothar SCHNABEL und Walter E. KELLER haben in ihrem "Kanal"-Buch den im 19. Jh. errichteten Ludwig-Donau-Main-Kanal sowie den vornehmlich in der 2. Hälfte dieses Jh. vollendeten Rhein-Main-Donau-Kanal beschrieben, welcher auf der Strecke Bamberg-Nürnberg seinen Vorgänger weitgehend beseitigt hat. Die noch verbliebene Idylle zwischen Nürnberg und Neumarkt und von dort nach Süden läßt sich anhand des Büchleins erwandern/erfahren. Die für größere Radtouren gut geeigneten Wege am Rhein-Main-Donau-Kanal und die umliegende Landschaft werden mit Hilfe dieses verlässlichen Führers gut erschlossen.

Für "Die Welt in Stein" im Solnhofener Museum konnte kein Berufener den Text schreiben als Friedrich MÜLLER, der Begründer der nach ihm benannten Sammlung, unterstützt von Christel KELLER. Bewundernd läßt sich feststellen, wie sich ein Autodidakt profunde wissenschaftliche Kenntnisse angeeignet hat und diese gut nachvollziehbar weitergibt.

Altmühlfranken stellt einen Ausschnitt aus der südwestdeutschen Schichtstufenlandschaft dar, der durch die Besonderheiten des Rieskraters und die damit zusammenhängenden Veränderungen der heutigen Flußlandschaften von Main, Altmühl und Donau gekennzeichnet ist. Anhand von (teils farbigen) Skizzen gibt Walter KÖNIG einen verständlichen Überblick über die hier anstehende Erdgeschichte und unterbreitet zahl-

reiche, gut nachvollziehbare Vorschläge für Exkursionen, Besuche von Aufschlüssen und von Museen. Bei einer Neuauflage wäre die Beigabe einer farbigen geologischen Karte wünschenswert.

Mit der Herausgabe einer Auswahl von Erzählungen des Heimatschriftstellers Karl STÖBER wird nicht nur der Zugang zu seinem Werk leichter erschlossen, sondern auch Gelegenheit gegeben, Altmühlfranken aus der Sicht der ersten Hälfte des 19. Jh. zu erleben, eine wahrhaft reizvolle und beglückende Lektüre.

Bereits aus dem Magdalénien (15.000 bis 10.000 v. Chr.) lassen sich an der Altmühl zwischen Leigenfeld (Treuchtlingen) und Ehlheim (südöstlich von Gunzenhausen) Jäger und Sammler nachweisen. Anhand von acht Fundplätzen hat Werner SOMPLATZKI mit umfangreichen Bildern und Skizzen sowie einem gut nachvollziehbaren Text Ausschnitte aus der Geschichte bis zur Römerzeit wiedergegeben. Er vermittelt nicht nur Kenntnisse über die Arbeitsweise der Vor- und Frühgeschichte, sondern hilft auch, das Geschichtsbild über diesen Raum zu vervollständigen.

Der fortschreitende Ausbau des "Fränkischen Seenlandes" und die zunehmende "Annahme" dieser künstlichen Landschaft verlangen geradezu nach einer Monographie über Geschichte und Kultur dieses Raumes. Neben dem schwungvollen Text von Johann SCHRENK gefällt die abwechslungsreiche Bildgestaltung, wobei die Luftaufnahmen von Josef MANG besonderes Lob verdienen. Gelungen ist die Zusammenstellung der Orte von A bis Z mit Hinweisen auf die in der Denkmalliste erwähnten Objekte. Schade, daß auf Seite 10 ein kleiner Fehler unterlaufen ist: Durch das Gebiet des Fränkischen Seenlandes bahnen sich die Flußläufe der Altmühl und der Fränkischen Rezat (nicht Rednitz!) ihren Weg.

gwz

Christa Schmitt: Über geschlossenen Augen.
Gedichte 1970–1990. Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn und Crailsheim 1992, 112 Seiten, DM 16,80.

Mit dem Band "Über geschlossenen Augen" legt Christa Schmitt ihre gesammelten Gedichte vor; einige davon waren bereits in Anthologien, Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Mit diesem neuen Gedichtband zeigt sich die große dichterische Kraft der Autorin.

Der Titel "Über geschlossenen Augen" ist einem Gedicht dieses Bandes entnommen, das mit einer

eindrucksvollen Alliteration einsetzt und dessen Gehalt und Aussage für den Grundcharakter ihres Schreibens aufschlußreich ist: "Leicht / liegt der Schlaf / unter den Lidern. / Bilder wölben sich / über geschlossenen Augen." Lyrische Dichtung hat etwas mit Traumbildern zu tun. Die Gedichte Christa Schmitts überraschen immer wieder durch eindrucksvolle Sprachbilder und Metaphern; die Autorin beherrscht die "Wagschale der Sprache", wie es im Gedicht "Worte" heißt. Alles ist in sprachlicher Balance; die Gedichte sind durchweg auf einer hohen Sprachebene angesiedelt, alte vergessene Wörter werden neu belebt, Neologismen gebildet, den Nuancen und Nuancierungen der Sprache wird nachgegangen, das Spiel mit der Sprache und mit dem Wort wird vorgeführt. Kontraste/Gegensätze bilden Spannungsbögen, tauchen immer wieder auf, ebenso wie Redewendungen, die zu Metaphern geschmiedet werden. Neben dem Kontrastieren von Gegensätzen läßt sich auch eine Neigung zum Zyklischen feststellen. Der Gedichtband "über geschlossenen Augen" ist selbst zyklisch gebaut und enthält neben den Zyklen "Der Fluß" und "Nur du" noch die ebenfalls zyklisch gestalteten Gedichtreihen "Franken", "Fränkische Landschaft" und "Winter". Die Neigung zum Zyklischen bedeutet hier: eine Stimmung, ein Motiv, ein Thema einkreisen, immer wieder variieren, so daß eine neue Seite, ein neuer Aspekt des Beschriebenen sichtbar wird. Dabei ergibt sich oft eine gewissermaßen kreisförmige Bewegung ("Zyklus" kommt aus dem Griechischen und bedeutet "Kreis"), die den Leser nach einer kreisförmigen Strecke der Erfahrung gleichsam bereichert an den Ausgangspunkt zurückbringt. Auch einzelne Gedichte haben diese Kreis-Struktur, indem die Anfangszeilen eines Gedichtes am Schluß wiederkehren und sich dabei gewandelt haben vom Speziellen zum Allgemeinen, vom Einfachen zum Bedeutenden.

Der Gedichtband beginnt mit Gedichten zu fränkischen Städten und Landschaften. Christa Schmitt ist mit Franken verbunden; sie fand hier nach der Vertreibung aus dem Sudetenland eine neue Heimat und lebte in Bamberg und Würzburg, bevor sie in Erlangen ansässig wurde. In diesen Gedichten fängt sie das Typische und Charakteristische einer Landschaft/einer Stadt mit einigen markanten Wort-Strichen und Bildern ein, abbeviaturhaft hingzeichnet, unverkennbar. Zum nachfolgenden Zyklus der "Flußgedichte" gibt es eine 1989 erschienene Serigraphiemappe (Kalligraphie Ernst Vollmer, Aschaffenburg; Malerei Dorothee Brown, Großostheim).

Der Abschnitt "Sprechen und Schweigen" befaßt sich mit dem Vorgang des Schreibens, mit der Wort-Arbeit und ihren Schwierigkeiten; das Schweigen wird dabei nicht unbedingt als Verstümmen, sondern als Ort der größten Konzentration gesehen. In den Kapiteln "Anklänge" und "Nur du" finden sich sehr verhaltene Texte, die sich mit den Spannungen zwischen Du und Ich beschäftigen, im weitesten Sinne sind es Liebesgedichte, die allerdings nie ins Gefühlig-Gefällige abgleiten. Der Gedichtband enthält auch eine kleine Auswahl aus den Katzensgedichten der Autorin, die auch ein recht fundiertes Sachbuch "Die Katze in Sprichwort und Redensart" geschrieben hat. Im abschließenden Teil "Blühender Jahreslauf" wird der Leser durch das Jahr geführt: vom "Vorfrühling" bis zu "Winter" und "Weihnacht" führt der Weg. Das Atmosphärische der Jahreszeiten wird vor allem durch die Benennung ihrer typischen Pflanzen und durch Farben dargestellt. So stehen z. B. die blaue Lupine für den frühen, die Sonnenblume und die Goldrute für den späten Sommer; der Herbst beginnt mit dem "Sternbild Salbei", unter dem der Mohn "die Legende des Sommers" mit "reifen, roten Worten" erzählt. Pflanzennamen werden manchmal "beim Wort" genommen (die Wegwarte wird geschildert als "grau im Staub / verzauberte Warterin / geübt in Geduld") oder als Chiffren gesetzt (die Blütensicheln der Lupine werden bezeichnet als "Lippen, geübt im Verschweigen").

Die Illustrationen von Peter Eichner-Dixon, dem Leiter der Jugendkunstschule Erlangen, haben eine enge Verbindung zum Text, sind hier doch – meist in der Handschrift der Autorin – Gedichtfragmente zitiert. Diese Illustrationen wurden alle – ebenso wie das Titelbild, das den Titel wörtlich nimmt – mit dem Kopierer hergestellt. Die Textfragmente sind immer wieder kombiniert mit Händen, oft im Gegensinn angeordnet, oder mit Gesichtern, manchmal von Federn überlagert, diesen Chiffren der Leichtigkeit des Seins, des Fliegens, des Gedankenflugs, Herbstliche Blätter, Ahornsaamenflügel, ein skelettiertes Schädel, eine verwelkte Rose – das wirkt wie ein eindrucksvolles modernes Stillleben und erinnert an das französische "nature morte".

Zusammenfassend läßt sich feststellen: man merkt bei jedem hier veröffentlichten Gedicht, daß die Autorin mit der Sprache umzugehen weiß; hier ist eine lyrische Kraft von hohen Graden am Werk. Die Lektüre dieser Gedichte macht wieder einmal bewußt, daß das Gedicht die komprimierteste und dichteste Sprachkunstform ist.

Hans Pfreundner

Carl Heinz Möhle: **Flügelspitzen der Jahre.**
Roman. Berlin: Frieling & Partner 1992, 128
Seiten, Broschur, DM 12,80.

Unter diesem hochpoetischen Titel unternimmt es Carl Heinz Möhle (geboren 1926 in Hamburg, Studium der Literaturwissenschaft und Geschichte, lange Zeit als Gymnasiallehrer tätig) den Versuch, die Zustände in Deutschland nach dem Ende der Weimarer Republik über die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten bis weit in den 2. Weltkrieg hinein aus der Sicht des "kleinen Mannes" zu beschreiben. Das Demonstrationsobjekt, die Familie Klaiber, soll hier offensichtlich für die Mehrheit und Mehrzahl des deutschen Volkes stehen – dennoch scheint (mir) dieses Objekt nicht unbedingt für diese Aufgabe geeignet zu sein: waren sie alle so stumpf und dumpf, so tief in kleinbürgerlich-spießigen Vorstellungen verhaftet, dennoch auf eine merkwürdige Weise gewitzt und gewieft fürs Überleben wie diese Familie? David Klaiber, das Familienoberhaupt, offensichtlich jüdischer Abstammung, meist arbeitslos oder mit wenig geliebten Gelegenheitsarbeiten beschäftigt, dann seine recht animalisch wirkende Lebensgefährtin Rola (aus "Carolina" gebildeter, eifrig verwendeter Kosenname) und die Kinder Ingo, Bernd, Leo, Harry und Birga hausen zunächst auf einem großen Trockenboden, zusammen mit Kakerlaken, Mäusen und Ratten sowie einer zur Vernichtung letzterer eigens angeschafften Katze, David Klaiber glaubt, den Ausweg aus dem materiellen Elend und der faszinierenden Gefahr im Kommunismus zu sehen, ist aber nicht bereit, sich zu diesem zu bekennen geschweige denn sich politisch einzusetzen. Nicht so der älteste Sohn Ingo, der wegen seiner politischen Vorstellungen im Gefängnis landet und auch dort an seinen Idealen festhält.

Familie Klaiber versteht es geschickt, dem im Zuge der Gleichschaltung des gesellschaftlichen Lebens allgemein praktizierten Denunziantentum (mit Ausnahme eines kläglich gescheiterten Versuchs von Rola, sich des nicht mehr unbedingt genehmen Lebensgefährten auf diese Weise zu entledigen) und der Spitzelei zu entgehen: sie paßt sich, wenn auch manchmal nur äußerlich, den Verhältnissen an: "Der Diktator muß man sich anschmiegen, oder man quält sich ihretwegen zu Tode, Widerstand ist Dummheit. Aber sie bekommt einem manchmal gut ...", formuliert David Klaiber. Bei seinem Schwiegervater Georg Renner hört sich das so an: "Wie soll man weiterleben in der Diktatur? Das ist die Frage. Man wird Hase und frißt Gras. Das ist der erste Fall. Oder man

geht vor die Tür und zerreißt einen von ihnen. Sie verteilen dich wie ein wildes Tier, aber du bist gestorben, daß du sagen kannst, ich habe gelebt. Das ist der zweite Fall. Aber wir alle wählen den dritten, wir hören und sehen, machen aber unsere Ohren und Augen zu und sehen kein Blut und hören kein Ächzen mehr ... und alles um uns herum schreit doch, aber wir haben warme Füße und trinken Bier." Dennoch bleibt Ratlosigkeit: Rola grübelt: "Wenn man weiß, was Charakter ist? Verändern? Oder bleiben was man ist? Man lebt sowieso nur einmal ...".

Wenn es auch durchaus verdientvoll ist, das Leben in diesem schwierigen Zeitraum aus der Sicht und dem Blickwinkel des "kleinen Mannes" bzw. der "kleinen Leute" darzustellen und dabei auch viel Zeitkolorit zu vermitteln, so hätte der Verfasser besser daran getan, folgendes zu unterlassen: Zunächst läßt er kein, aber auch kein Klischee aus dem Bereich der "kleinen Leute" aus – Familie Klaiber und ihre Verwandten werden (hochstilisiert und überzeichnet, wobei der Autor sich auch auf eine gewisse Schwarz-Weiß-Malerei nicht verzichtet; des weiteren ist es – auch um der angestrebten Vermittlung des Zeitkolorit – absolut nicht nötig, ausdauernd und gründlich auf das Vokabular einer äußerst deftigen Fäkalsprache zurückzugreifen. Welch ein eklatanter Gegensatz zu dem so feinsinnig und poetisch wirkenden Titel und den zitierten, nahezu theoretisierenden Betrachtungen! Es wirkt unglauwbüdig, wenn derbste und abstoßendste Fäkal-Vokabeln neben den bereits zitierten Stellen stehen und auch neben dem inneren Monolog Rolas, als sie ihre Jüngste im Arm hält, oder neben der Szene, als David zum Baden geht und sich dabei ebenfalls ein großer innerer Monolog entfaltet, in dem er seinem Nachdenkenden und Sinnieren freien Lauf läßt. Diese Elemente – hier primitivste Fäkalsprache und dort vergrübelte monologische Gedankengänge, in die sich Philosophisches mischt – gehören so nicht nebeneinander.

Das Ganze etwas kürzer, etwas gestraffter, nach dem alten Motto: weniger (an vermeintlicher sprachlicher "Stärke", an Überzeichnung und -typisierung) wäre mehr (an Nachvollziehbarkeit und Glaubwürdigkeit) gewesen; die szenische Darstellungsart, der sich der Autor weitgehend bedient und die an sich recht gut geeignet ist, Abläufe und Handlungen plastisch und anschaulich zu machen, wäre hier eine sich anbietende Hilfe. Der leidet gelegentlich pädagogisch erhobene Zeigefinger ist überflüssig.

Christa Schmitt

Einladung zum 33. Fränkischen Seminar des Frankenbundes
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e.V.
vom 8. bis 10. Oktober 1993
in der Heimvolkshochschule Schloß Schney bei Lichtenfels/Ofr.

Thema: **"Das Fränkische Dorf am Ende des 20. Jahrhunderts"**
– **Bedrohung und Chancen** –
Leitung: Professor Dr. Philipp Hümmer, Universität Erlangen

PROGRAMM

Freitag, 8. Oktober 1993

18.00 Uhr Abendessen
19.30 Uhr "Das fränkische Dorf am Ende des 20. Jahrhunderts" – ein Überblick.
Referent: Prof. Dr. Philipp Hümmer, Universität Erlangen

Samstag, 9. Oktober 1993

8.00 Uhr Frühstück
9.00 Uhr "Laßt die Landwirtschaft im Dorf"
Ein Dorf ohne Bauern – gibt es das?
Referent: LLD Friedel Lutz, Amt für Landwirtschaft und Gartenbau, Bamberg
10.00 Uhr "Dorfentwicklung – ein Gemeinschaftswerk von Bürgern, Planern u. Behörden"
Referent: Bruno Rahn, Präsident der Direktion für ländliche Entwicklung,
Bamberg
11.00 Uhr "Dorferneuerung in der hennebergisch-fränkischen Region des Landes
Thüringen – Zustände, Planungen, Hoffnungen –"
Referent: Dag Schröder, Architekturbüro Schweinfurt, und Reiner Roßbach,
Ingenieurbüro Gleichamberg/Thüringen
12.00 Uhr "Bauen in Fränkischen Dörfern"
Referent: G. Habermehl, Universität Bamberg
13.00 Uhr Mittagessen
14.30 Uhr Exkursion: Dorfsanierungsmaßnahmen in Trübenbach und Waidhausen
(Diskussion mit betroffenen Bürgern)
18.30 Uhr Abendessen
19.30 Uhr Der ländliche Raum im ZDF. Fernsehredakteurin Ursula Scheicher kommentiert zwei ihrer Fernsehreportagen über den ländlichen Raum in Franken (Videovorführung)

Sonntag, 10. Oktober 1993

8.00 Uhr Frühstück
9.00 Uhr "Das dörfliche Brauchtum in den beiden christlichen Konfessionen"
Referentin: Professor Dr. Elisabeth Roth em. Universität Bamberg
10.30 Uhr "Die soziale Situation der Landfrauen"
Referentin: Heidi Inhetveen, Universität Erlangen
12.00 Uhr Schlußdiskussion
12.30 Uhr Mittagessen (anschließend Abreise)

Programmänderungen vorbehalten

Herrn
Dr. Gottfried Mälzer
Am Hölzlein 28
8700 Würzburg

Das Seminar ist nicht nur für Mitglieder des Frankenbundes, sondern auch für interessierte Nichtmitglieder gedacht.

Teilnehmergebühr DM 110,- Unterkunft und Verpflegung sind frei. Durch Wegfall des Grenzlandzuschusses mußten wir die Teilnehmergebühr erhöhen.

Wir müssen darauf hinweisen, daß nur wenige Einzelzimmer zur Verfügung stehen.

Die Anmeldung ist formlos an die Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes e.V., Hofstr. 3, 97070 Würzburg, Telefon 09 31/5 67 12, zu richten.

Die Tagungsunterlagen gehen den Teilnehmern bis spätestens 25. September 1993 zu.

Die Überweisung der Teilnehmergebühr wird auf das Konto des Frankenbundes Nr. 6 460 bei der Städt. Sparkasse Würzburg, BLZ 790 500 00 erbeten.

Letzter Anmeldetermin: 15. September 1993

Werner Zapotetzky

Erfahrungen bei der Restaurierung und Inventarisierung von Bildstöcken

Das Interesse an Bildstöcken weckte für mich der Heimatkunde-Unterricht meiner Grundschullehrerin Maria Lang, die auch heute, mit 85 Jahren, noch immer der "gute Geist" der Flurdenkmäler an ihrem langjährigen Dienstort Eußenheim ist.

Meine intensive Begegnung mit hunderten dieser Kleindenkmäler begann 1965. Damals durfte ich, unter Professor Dünningers mildem Hirtenstab, die Bildstöcke des Altlandkreises Karlstadt in einer Zulassungsarbeit zum Staatsexamen untersuchen. Sie war 1967 abgeschlossen. Professor Dünninger war so freundlich, mir anschließend eine Dissertation zu den Bildstöcken im Maindreieck anzubieten. In den folgenden Jahren erfaßten meine Frau und ich 2040 Bildstöcke, Heilighäuschen und Freifiguren von Ochsenfurt bis hinauf nach Schweinfurt und Gemünden, wobei die Wern die Nordgrenze des Arbeitsraumes war. Der Arbeit selbst fehlen bis heute drei Kapitel – Beruf und andere Verpflichtungen ließen sie nicht fertigwerden.

Unsere Streifzüge durch das Maindreieck fielen zeitlich zusammen mit den ersten größeren Renovierungsaktionen an Bildstöcken, für die manche Landkreise Erstaunliches zu leisten bereit waren. Seit 1975 bin ich Beauftragter für die Bildstöcke in der Gemarkung der Kernstadt Karlstadt und damit von der Stadtverwaltung bestallter "Herr" über 24 Bildstöcke, Freifiguren und Flurkapellen, zwei Steinkreuze, eine Reihe historischer Markungssteine und weitere erfassenswerte Kleindenkmäler. Bei anstehenden Renovierungen wurde ich so vom Betrachter zum Mitwirkenden. Am Anfang aber stand auch hier die Erfassung, die, vor allem wenn sie über längere Zeiträume fortgeschrieben wird, die Grundlagen für Dokumentation und Renovierung liefert.

Zwei Inventarlisten meines Vorgängers als Bildstockbeauftragter, des vor einigen Jahren hochbetagt verstorbenen Bundesfreundes und langjährigen Stadtarchivpflegers Franz Schwarz habe ich bei der Übernahme dieses Amtes "geerbt"; die erste ist eine nahezu komplette Bestandsaufnahme mit Fotos aus der Zeit um 1940, die zweite entstand in den Fünfzigerjahren. Zusätzlich konnte ich auf das Kleindenkmälerverzeichnis des Altlandkreises aus den Jahren 1963–65 im Landratsamt sowie auf eigene Fotos und Aufzeichnungen aus dem gleichen Zeitraum zurückgreifen. 1976 fertigte ich eine neue Liste an, die seitdem ständig aktualisiert wird. Erneut durchfotografiert wurde der Bestand 1985, und derzeit tue ich dies wieder, um Veränderungen festzuhalten. Auf diese Weise entstand ein Bildstockinventar, das in ziemlich regelmäßigen zeitlichen Abständen Auskünfte zu den erfaßten Objekten gibt; hier ist auch bereits Verlorengegangenes festgehalten, und ich bemühe mich in letzter Zeit besonders darum, auch Aufnahmen solcher Kleinmale zu bekommen die noch vor Erstellung der ersten Schwarz'schen Liste abgegangen waren, was bislang immerhin in drei Fällen Erfolg hatte.

Wesentliche Anstöße zur Erfassung unterfränkischer Kleindenkmäler hat im Bildstockbereich neben den Aktivitäten der Deutschen Steinkreuzforschung seit den 50er-Jahren die Arbeit von Professor Dünninger und seinen Schülern geleistet. Zunächst erfolgten durch mehrere Zulassungsarbeiten bis zum Beginn der 70er-Jahre großflächige Lückenschlüsse in der unterfränkischen Bildstock-Kartographie, wobei die Katalogteile bei aller Individualität weithin von gleichen Erfassungskriterien ausgingen. Leider unterblieb bis heute, bis auf das 1970 erschienene Werk

"Bildstöcke und Martern in Franken" von einem Autorenteam unter Prof. Dünninger und Dr. Schemmel, eine Zusammenfassung des Materials an einer Stelle und damit auch die Möglichkeit einer zentralen Bearbeitung.

Es verwundert nicht, daß aus der Dünninger-Schule auch der m. E. bislang umfassendste Inventarisierungsvorschlag kam. Erarbeitet von Jürgen Gottschalk und Bernhard Schemmel, wurde er 1972 unter dem Titel "Entwurf zur Erfassung freistehender religiöser Male (Bildbaum – Bildstock – Wegkapelle)" im Mainfrk. Jahrbuch für Geschichte und Kunst, Bd. 24, auf S. 146 ff. veröffentlicht. Ziel war die weitgehende Vereinheitlichung des Inventarisierens. Der Vorschlag ist zwar lange genug "auf dem Markt", aber längst nicht mehr allen Interessierten bekannt.

Dieser Entwurf ist weithin auf andere, auch profane Kleinmale übertragbar. Ich kann mir vorstellen, daß EDV-Bewanderte ihn für den Gebrauch auf dem Computer adaptieren können. Für jemanden, der die Denkmäler eines größeren Gebietes erfaßt, ist Gottschalk-Schemmels Katalog allerdings wohl zu umfassend, doch gibt er eine Fülle von Anregungen, um zu einer arbeitsfähigen Kurzversion zu kommen, die noch immer die Grundinhalte erfaßt und sich an die vorgeschlagene Trennung formaler, inhaltlicher und funktionaler Kriterien hält.

Für die Inventarisierung kleinerer Areale oder einzelner Denkmale dagegen hält der Entwurf einen erschöpfenden Beschreibungskatalog parat. Er hält vor allem auch für Außenstehende alle wichtigen Einzelheiten eines Objektes zur Verfügung und kann die Entscheidung der meist nicht mit Detailwissen gespickten kommunalen Stellen bei notwendigen Maßnahmen entscheidend erleichtern.

Obwohl ich dzt. im Wesentlichen noch eine modifizierte Vereinfachung dieses Systems für den Katalog der Karlstadter Kleinmale verwende, habe ich vor allem die Denkmäler, die zur Renovierung anstanden, nach dem umfassenden Entwurf aufbereitet, ergänzt durch Farbfotos mit beige gestelltem Maßstab. Ich hielte es für sinnvoll, den Vorschlag von

Gottschalk und Schemmel nach zwanzig Jahren erneut anzudiskutieren und ihn, eventuell in einer EDV-tauglichen Version ernsthaft zu testen. Er sollte auch bei volkskundlichen Seminararbeiten über Bildstöcke und sonstigen Kleindenkmale als Grundlage dienen. Studenten, die später vor allem in den Lehramtsberufen als dringend notwendige Multiplikatoren vor Ort tätig werden sollen, fänden von Anfang an ein Instrumentarium, das ihnen alle Facetten der Erfassung von Kleindenkmälern zeigt und ihnen die Möglichkeit schwerpunktmäßiger Vertiefung bei ihren Arbeiten bietet.

Vielleicht könnten hier die Volkskundler der fränkischen Unis an einem Strang ziehen. Ihre Studenten von heute sind die "Bildstockbeauftragten" von morgen. In einer Zeit, die, oft vergebens, gegen den Verfall der allein in Unterfranken noch nach tausenden zählenden Kleindenkmale ankämpft, nicht selten aber diesen Verfall durch Nachlässigkeit noch beschleunigt, ist möglichst einheitliche, gründliche und flächendeckende Inventarisierung das oberste Gebot. Wer sich dieser Aufgabe, in welchem Umfang auch immer, mit der nötigen Sorgfalt annimmt, hält, wie einst die Märchen und Sagen sammelnden Brüder Grimm, eine von Dezimierung bedrohte Äußerungsform vergehenden Volkslebens zumindest schriftlich und bildlich fest.

Bei meinem Karlstadter Bestand bin ich im Kleinen Zeuge dessen, was ich im Großen bei gelegentlichen "Erinnerungsfahrten" durch das Maindreieck beobachten und auch als städtische Funktionsfigur nicht immer verhindern kann: Die Inventarlisten meines Vorgängers zeigen, daß schon zu seiner Zeit in Karlstadt eine Reduzierung von ursprünglich 33 Bildstöcken auf den heutigen Bestand erfolgte. Der Schwund resultiert aus Totalzerstörung durch Unfälle mit schwerem Ackergerät oder Transportfahrzeugen, aus Diebstählen und aus mehr als sorglosem Umgang mit einzelnen Objekten bei allen nur erdenklichen Baumaßnahmen.

Daß in meiner "Amtszeit" drei verloren geglaubte Objekte wieder an die Karlstadter Öffentlichkeit zurückkamen, ist leider noch kein Grund dafür, daß ich mir selber auf die Schulter klopfte, denn ich bin, wie alle Inter-



Bild 1:
Karlstadt, Alabasterrelief am Haus Obere Vieh-
marktstraße/Hauptstraße 59; 17. Jh.

essierten im Lande, konfrontiert mit einem oft erschreckenden Verfall der überlebenden Denkmale. (Bild 1)

Die Gründe dafür sind hinlänglich bekannt. Einer liegt bereits in der Entstehung der Objekte selbst, d. h., in der Tatsache, daß Werkstein von recht unterschiedlicher Qualität ist und daher nach seiner Bearbeitung auch unterschiedliche Lebenszeiten hat. Bildstockmeister, die aus Kosten- und Transportgründen oft auf die räumlich nächstgelegenen Steinbrüche angewiesen waren, hatten von vorneherein meist keine Wahl. Die Lettenkeuper im östlichen Grenzbereich des Landkreises Main-Spessart zum Landkreis Schweinfurt hin, mit ihrem starken Hang zur Aufspaltung in dünne Platten oder zum Sanden, sind dafür ein deutliches Beispiel. Nicht selten mag der Ausgangspunkt für die heutigen Schwierigkeiten auch darin liegen, daß manchen der ländlichen Bildhauer das Gespür für besonders haltbaren Stein abging: Die Plattensandsteinbrüche bei Erlabrunn und Gambach etwa bieten, an ein und demselben Ort, sehr unterschiedliches Steinmaterial an,



Bild 2:
Binsfeld, Flurstück "Alte Kirche", Inschriften-Rocaille eines Bildstocks von 1759

dessen Beurteilung viel Erfahrung voraussetzt.

Hauptverantwortliche für die jetzt so rasch um sich greifende Zerstörung aber sind wir und die "Errungenschaften" unseres Jahrhunderts, wobei an erster Stelle die Luftverschmutzung aus Industrie und Verkehr steht. Daß ich diesen Zustand beklage, während ich andererseits mit dem Auto herumfahre, um "meine" Bildstöcke wieder einmal neu zu fotografieren, ist Teil meiner, vermutlichlicher aber unser aller Schizophrenie. Auch ich freue mich dabei vielleicht sogar noch über die gute Passierbarkeit einer im Winter chemisch enteisten Straße. Was die Streufahrzeuge auf den Fahrbahnen und die Salz-Säemänner auf den Gehsteigen den Sockeln von Bildstöcken oder den Schäften von Steinkreuzen dabei antun, kann ich im darauffolgenden Frühjahr sehen, wenn die letzten Buchstaben auf einer Inschriftenplatte ganz verschwunden oder nur noch unleserliche Vertiefungen sind. (Bild 2)

Die Opfer unserer Bequemlichkeit sind gleichzeitig auch Opfer eines zeittypischen Desinteresses: Aufhaltbare, ja vermeidbare Anfangsschäden an Kleindenkmälern werden oft nicht mehr rechtzeitig erkannt, da viele von ihnen quasi "herrenlos" und daher nicht mehr umsorgt sind. Die an sich klaren Eigentumsaussagen des Denkmalschutzgesetzes sind in der Praxis oft wenig hilfreich, und manche fraglichen Besitzverhältnisse machen dann die Gemeinden zu "letzten Rettern". Aus Denkmälern privater Frömmigkeit werden "öffentliche Fürsorgefälle", deren Vielzahl die Kommunen schlicht überfordert. So erstreckt sich die Pflege dann nicht selten auf die wenigen Denkmäler, die, aus welchen Gründen auch immer, Aufnahme in die "Adelslisten" der Bayerischen Kunstdenkmäler gefunden haben. Andere Auswahlprinzipien, nach denen ein kunsthistorisch unbedeutendes Heiligenhäuschen aus unserem Jahrhundert genauso wichtig sein kann wie ein spätgotischer Bildstock, lassen sich bei den Entscheidungsgremien selten genug und meist nur mühsam durchsetzen. (Bild 3) Entsprechende Klagen engagierter Volkkundler sind schon alt; sie waren bereits vor mehr als 20 Jahren beispielsweise bei den Arbeits-



Bild 3:
Karlstadt, einfaches Bildhäuschen von ca. 1920
am Nickelsberg

tagungen der hessischen Steinkreuzforscher in bewegter Form zu hören.

Gedankenlosigkeit und Desinteresse sind das eine Extrem; das andere ist die engagierte Zuwendung, die manchem Bildstock von Leuten widerfährt, die den Verfall des Denkmals in ihrer Nachbarschaft einfach nicht mehr mit ansehen können und deshalb tätig werden. Gerade solchen Laien gegenüber ist es schwer, ihnen ihre gut gemeinten Pflegemaßnahmen auszureden und sie davon zu überzeugen, daß guter Wille nicht auch immer auch ein gutes Werk vollbringt. Guter Wille etwa führt dazu, daß ein eben fachgemäß renovierter Bildstockaufbau drei Winter lang hermetisch abgeschlossen unter einer Plastikfolie verschwindet. Taupunkt, ständige Feuchtigkeit, Luftabschluß und wechselnde Temperaturen hatten bereits vor dem vierten Winter wieder gravierende Schäden hinterlassen.

Schon vor Jahren reimte, ich glaube frei nach Rückert, das Würzburger Katholische Sonntagsblatt in einem Artikel wider die renovierenden Laien "Es ging ein Mann durch's Frankenland, hatt' einen Pinsel in der Hand". Beim Pinsel bleibt es leider nicht, wengleich bereits die meisten Farbanstriche der Tod jedes damit zugeschmierten Sandsteins sind. Die Heimwerker-Werkstatt hat nicht nur übriggebliebene Ölfarbbreite zu bieten, sondern zur Not auch Stahlbürsten zur gründlichen und kräftigen Reinigung des Bildstocks von Moos und Flechten; bleibende Schäden an Reliefs sind die Folge. Jeder Baumarkt offeriert eine Vielfalt plastisch gestaltbarer Materialien, die dann nach dem Motto verarbeitet werden "Was einen Heizkörper an der Wand festhält, trotz auch Wind und Wetter". Schnellbindzement, durchgefärbter Synthetik-Kautschuk, allerlei "bombenfeste" Kleber und andere gängige Werkstoffe sind parat, und gelegentlich muß ein Gummihandschuh dafür herhalten, mit Zement ausgegossen zu werden, um die abgefallene, lilientragende Hand einer feingliederigen Rokoko-Immaculata zu ersetzen. Der "Lai" war in diesem Fall ein gebetener Maurermeister, so wie manche Hausfigur ihre versiegelnnde Vergoldung und/oder zweifelhafte farbige Fassung einem hilfsbereiten Tünchermeister verdankt.

Derartige Eingriffe, schnell und scheinbar preiswert ausgeführt, sind oft irreparabel, ganz abgesehen davon, daß das Denkmalschutzgesetz sie gegebenenfalls sogar unter Strafe stellt. Trotzdem und ungeachtet der zahllosen Appelle der Heimatpfleger oder anderer Stellen, wird es wohl noch eine Weile dauern, bis sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß Laien nach Möglichkeit von jeder Art der Selbsthilfe oder unsachgemäßer Fremdhilfe die Finger lassen sollten. Ausgenommen davon sind allenfalls Renovierungen von in Bruchstein oder Ziegelmauerwerk ausgeführten Bildhäuschen oder dem Mauerwerk und Dach betretbarer Flurkapellen; selbst hier aber sollte es nur um Erhaltungs-, nicht um vermeintliche Verschönerungsmaßnahmen in Richtung einer rustikalen Idylle gehen.

Auch die Arbeitsergebnisse der vom Landesamt für Denkmalspflege quasi "akkredi-

tierten" Restauratoren aber machen mich lange nicht mehr so hoffnungsfroh wie noch vor 25 Jahren, als ich den ersten prachtvoll renovierten Bildstöcken begegnete. Zu oft habe ich den Optimismus erlebt, mit dem ein neues Material, ein neues Verfahren als die ultima ratio gepriesen wurde. Zu häufig habe ich dann, nach ein paar Jahren, ein unbefriedigendes Ergebnis gesehen und die Auseinandersetzung darüber mit angehört, woran denn nun der Mißerfolg gelegen haben könnte.



Bild 4:
Binsfeld, Bildstock von 1759 an der "Alten Kirche": Schäden durch Armierung unter Minerosantrag (Renovierung um 1965)

(Bild 4) Oft war es wohl die mangelnde Erfahrung im Umgang mit noch wenig erprobten Mitteln, die eine Renovierung in ihr Gegenteil verkehrte. Wie auch immer – die Liste der vor wenigen Jahren mit dem Segen aller Beteiligten und nach bestem Wissen

fachmännisch bearbeiteten Denkmäler, die bereits wieder schwerste Schäden aufweisen, ist lang.

Auch heute, nach z.T. 40 Jahren Anwendungszeit, ist die Standdauer und Wirkung anscheinend relativ bewährter Materialien und Verfahren meines Erachtens noch nicht abzusehen. Man hat z. B. lernen müssen, daß Mineros auf einem relativ geschützten Fenstergewände erheblich anders reagiert als an einem allseits dem Wetter ausgesetzten, hochragenden Bildstock oder Hochkruzifix. Probleme liegen darin, daß auch nahezu steinidentische Materialien andere Ausdehnungs- und Schrumpfungswerte haben als der Stein, auf dem sie angetragen werden. Stahl- und Aluminiumdübel, als Armierung bei größeren Antragungstiefen nahezu unverzichtbar, stellen oft die dritte, bei Wärme und Kälte unterschiedlich reagierende Komponente in einem Renovierungsprozeß dar, dessen Arbeitsabläufe mittlerweile nicht selten denen einer komplizierten chirurgischen Operation gleichen, inklusive Bügeln aus veritablem Chirurgenstahl im Bildstockinneren, die besonders belastete Teile fixieren sollen.

Wie die Chirurgen preisen auch die Fachleute auf dem Renovierungssektor ihre jeweiligen Methoden. Der Chor ist durchaus dissonant: Während der eine nach 17-jähriger Erfahrung die Acrylharz-Volltränkung als der Weisheit – zumindest vorerst – letzten Schluß preist, faßt ein anderer das Ergebnis dieses Verfahrens mit den Worten zusammen – "Das ist halt dann kein Sandstein mehr, sondern nur noch ein Plastikbrocken." Schaut so die Zukunft des fränkischen Bildstocks aus? Sind nicht alle noch so aufwendigen und fachlich gesicherten Renovierungen letztlich doch nur eine Schönheitschirurgie an Kranken, die den Alterungs- und Verfallsprozeß über längere Zeit nicht aufhält, sondern nur kurzzeitig kaschieren kann? Ich bin dankbar, als Laie nicht die definitive Antwort auf diese kostenintensive Frage geben zu müssen.

Aber nicht nur der Chor der ausführenden Fachleute ist dissonant, sondern auch das Lied derer, die sich von Amts wegen, aus Gründen der Wissenschaft oder einfach aus Zuneigung mit den Kleindenkmälern befas-

sen. Mitunter scheint es gar so, als sänge ein- und derselbe Mensch gleichzeitig Baß und Diskant. Mit großem Interesse habe ich den vehement engagierten Beitrag von Herrn Wiedemann in Heft 8/92 der Bundeszeitschrift "Frankenland" gelesen. Ich kann ihm an vielen Punkten zustimmen. Nur darf er nicht einerseits behaupten, Restaurierung im Sinne von Wiederherstellung eines früheren Zustandes lehne er ab, um wenig später die Arbeit seiner Gruppe mit den Worten zu loben: "Wenn ein Denkmal abgebrochen ist, wird es zusammengesetzt." Was ist das anderes als die Wiederherstellung eines früheren Zustandes? Sollten er und seine zupackenden Helfer dabei wirklich fachmännischer Unterstützung entraten, wird mir trotz allem vorhin geäußerten Pessimismus gegenüber dem Erfolg von Profis doch etwas flau im Magen. Selbst bei einem handfesten oberfränkischen Bildstock oder einem vergleichsweise einfachen Steinkreuz ist es wohl nach einem Auseinanderbrechen nicht mit einer Hauruck-Aktion begeisterter Laien getan; bei einem filigranen Rokokogebilde möchte ich mir solchen Tatendrang erst gar nicht vorstellen. Manches können die Profis halt doch mit Sicherheit besser. Wie, schließlich, kann Wiedemann, der Restaurierungen als "einen widernatürlichen Eingriff in die Zeitläufe" bezeichnet, im gleichen Artikel danach rufen, "Versicherungssummen für die Konservierung mit der Tränkungsmethode" bereitzustellen? Hier ist, scheint es mir, so manches nicht ganz schlüssig.

Wie Herrn Wiedemann ist auch mir klar, daß bei unserem doch noch immer beachtlichen Bestand an Kleinmalen nicht jedes Objekt auf Dauer erhalten und konserviert werden kann. Ich drücke mich aber nicht davor, im Gespräch mit den anderen Beteiligten bestimmte Objekte vorzuschlagen, wenn Mittel für Maßnahmen bereitstehen. (Bild 5) Ich fände mit meiner Auswahl vielleicht nicht immer Herrn Wiedemanns Zustimmung, denn auch zwei Leute, die sich jahrzehntelang mit derselben Sache beschäftigen, werden nicht immer einer Meinung sein. Mir schmeckt aber weder der abwertende Begriff der "Selektion", den Herr Wiedemann ins Spiel bringt, noch die Tatsache, daß er seine



Bild 5:
Karlstadt, Wegkapelle von 1737 an der Eußenheimer Steige, renoviert 1989

eigene Frage "Wer selektiert?" mit recht billiger Polemik beantwortet. Ich mußte in den letzten Jahren des öfteren gemeinsam mit den kommunalen Verantwortlichen "selektieren" und habe damit in meinem Karlstadter Mikrokosmos, denke ich, recht gute, wenn auch sicher in mancher Hinsicht diskutabile, Erfolge gehabt.

Bei Einrichtung unseres Stadtgeschichtlichen Museums entstand, abgesegnet von der Stelle für nichtstaatliche Museen beim Nationalmuseum, eine Abteilung, die an einigen charakteristischen Beispielen aus dem Stadtbereich Geschichte und Bedeutung unterfränkischer Bildstöcke erläutern will. Wir holten uns für dieses Vorhaben neben Abgüssen Objekte ins Haus, die draußen vom Verfall bedroht waren und für die ohnehin Maßnahmen angestanden hätten.

Die günstige Finanzlage der Stadt erlaubte es uns, über mehrere Jahre hinweg je eines dieser Denkmäler teilweise oder komplett abzubauen, Teil- oder Vollabgüsse anfertigen zu lassen, die Abgüsse anschließend an den alten Bildstockstandort und die Originale ins Museum zu stellen. Sie sind dort, so hoffen wir, auf Dauer vor weiterem Verfall geschützt.

Die aus Silikon hergestellten Formen für die Abgüsse ermöglichen nicht nur eine überaus detailgetreue Wiedergabe, sondern lassen sich auch über einen langen Zeitraum lagern und erneut verwenden, falls der Abguß draußen durch Unfälle, Mutwillen oder sonstige Einwirkung Schaden nimmt. Für die Abformungen selbst wurde durchgefärbter Traßzement verwendet, der zusätzlich mit einer leichten Oxydfarblasur überstrichen wurde. Auch diese Lasierung kann bei dem verwendeten Abgußmaterial bedenkenlos wiederholt werden. (Bild 6+7)

Es liegt nahe, jetzt Ihrerseits, wie ich vorhin bei der Acrylharz-Volltränkung, zu fragen, ob denn der Traßzement-Abguß in der Landschaft die Zukunft des fränkischen Bildstocks sein solle. Ich kann Sie mit einem schlagenden Argument beruhigen: Das Verfahren ist viel zu teuer, um es überall dort anzuwenden, wo es, trotz aller Skrupel, notwendig ist oder werden könnte. Natürlich können und dürfen nicht alle unsere gefährdeten Kleindenkmäler-Originale in Museen, Ratsstuben, Kapellen oder Kirchen verschwinden, um Repliken Platz zu machen, doch ließe sich so zumindest ein Teil der Bildstöcke, Freifiguren und Steinkreuze erhalten, ohne daß dabei die Standorte in der Landschaft unbesetzt bleiben. Zuschüsse seitens des Landesamtes für Denkmalpflege gibt es meines Wissens für Abgüsse von Kleindenkmälern nur in Ausnahmefällen, obwohl diese Art der Sicherung von Originalen z. B. bei den Figurenensembles der Hofgärten von Würzburg und Veitshöchheim mit Billigung des LfD schon lange Anwendung findet.

Das bringt mich zu einem weiteren Problem, nämlich dem der Restaurierungsvorstellungen seitens des LfD. Noch immer ist es dessen Politik, bei von ihm bezuschußten Re-



Bild 6:
Karlstadt, Stadtgeschichte-Museum: Beichtmarter
aus der Tordurchfahrt des Oberen Stadtturms
(um 1420)



Bild 7:
Karlstadt, Kopie der Beichtmarter am Oberen
Stadtturm (1986)

novierungen lediglich den Ist-Zustand zu sichern und keine Ergänzungen vornehmen zu lassen. Durchaus berechtigt und sinnvoll ist es mit Sicherheit, übermäßige und oft falsche Perfektion zu verhindern. Das Schreckenswort in diesem Zusammenhang aber ist für mich "anböschern", was das Gegenteil von "ergänzen" ist und bedeutet, daß Lücken im Relief, im Rahmen oder der Inschrift eines Bildstockes ohne Durchmodellierung geschlossen werden.

Ich halte diese Methode dort für verfehlt, wo Fotos einen rekonstruierbaren Zustand in allen Einzelheiten dokumentieren. Der Münsterstädter Riemenschneideraltar mit den Ergänzungen durch den Bad Neustadter Bildhauer Lothar Bühner ist ein gern vorgeführtes Beispiel dafür, welche Möglichkeiten in einer angemessenen Re-staurierung im wahren

Wortsinn liegen; der von Kern geschaffene Altar der Schloßkapelle in Aschaffenburg, dessen Kriegsverluste längst durch Ergänzungen geschlossen sind, möge als weiterer Beleg für meine Überlegungen dienen. Sollte man dann dem Bildstock, auch wenn er kein Werk Riemenschneiders oder Kerns ist, nicht eine vergleichbare Behandlung angedeihen lassen? Wie ist es um die Akzeptanz eines angeböschten Reliefs bei denen bestellt, deren Interesse für die Denkmäler in ihrer nächsten Umgebung doch geweckt oder verstärkt werden soll? Wie kann ich junge Leute für die Geschichte und Bedeutung eines Bildstockes gewinnen, wenn beispielsweise fehlende Teile einer lokalhistorisch bedeutsamen Inschrift bei der Renovierung auf Betreiben der zuständigen LfD-Sachbearbeiterin nicht mehr ergänzt wurden, obwohl der vollstän-



Bild 8:
Karlstadt-Kleinlaudenbach, Bildstockaufbau um
1620: Inschriftreste nach Renovierung

dige Wortlaut erfaßt war? (Bild 8) Da hilft es dann nicht mehr, wenn ich jungen Leuten das seltsame Stück mit einem von Herrn Wiedemann für jugendgemäß gehaltenen "turboaffengeil" anpreise – von meinen Schülern weiß ich, daß sie Fakten hören und auf Exkursionen draußen dann auch sehen wollen; ihren Jargon – wenn er es denn ist – erwarten sie von mir nicht und würden ihn wohl auch nur für Anbiederei halten.

Das Thema "Akzeptanz" bringt mich endlich zu der Frage, für wen so viele sich denn nun mit solchem Einsatz, kritischem Bemühen und wissenschaftlicher wie handwerklich-künstlerischer Akribie, aber nie genügend finanziellen Mitteln um die Erhaltung möglichst vieler unserer Kleindenkmäler bemühen. Wir sollten es weniger aus wissenschaftlichem Selbstzweck tun, sondern aus Respekt vor der Intention der Stifter und ihrer Frömmigkeit sowie für die Menschen, die diesen Denkmälern eben doch auch heute

noch einen Platz im Dorf, in der Flur, in ihren Prozessionen, dem Verständnis der Geschichte und in ihrem Alltag einräumen.

Nur, wenn der Bildstock oder das Steinkreuz, die Freifigur oder der Grenzstein in der Nachbarschaft erhalten bleibt, läßt sich auch das von so vielen beklagte Desinteresse aufbrechen. Die Zeichen dafür stehen in einer Zeit wachsender Auseinandersetzung mit lokaler Geschichte und lokalem Selbstver-



Bild 9:
Karlstadt, Brückenstraße: Christus als Gärtner,
Relief von 1666, Originalzustand

ständnis wohl gar nicht so schlecht. (Bild 9) Daß den Fachleuten Bildstockerhaltung in Zukunft wesentlich besser gelingen möge, als es vielfach bisher der Fall war, ist mein Wunsch. Mein Trost ist es, daß mancher Steinmetzmeister vor drei- oder vierhundert Jahren halt doch das rechte Gespür für den besonders dauerhaften Werkstein hatte. Meine Hoffnung ist es, daß viele dieser geformten Werksteine auch ohne unsere Mithilfe noch eine ganze Weile unbeschadet überdauern mögen.

Werner Zapotetzky, Stationsweg 11, 8782 Karlstadt

Denk mal! – Unscheinbare Narben im Stein

Steinmetzzeichen, Zangenlöcher, Zieglermaße, Graffiti, Hochwassermarken und Wetzrillen

Denkmal / Denk mal! ist ein orthographisch hinterlistiges Wort. Als Substantiv hat es eine gewisse Statik. Es benennt in langen Denkmallisten, Baedekern und Dehio-Kunsthilfsbüchern Objekte, bei denen oft schon vor Generationen festgelegt wurde, wessen wir uns da mit Ernst und historischem Respekt zu erinnern haben. Dazu Gedenktafeln vor Ort tun ein übriges. – Die andere Form ist ein Imperativ, eine Aufforderung, immer wieder nachzudenken und neu zu bestimmen, was wir als erinnerungsträchtig und erinnerungswürdig bewahren sollten. Das Bayerische Denkmalschutzgesetz v. 25.6.1973 war ein solcher, damals geradezu musterhafter Gedankenschritt in Neuland. Es wagte nicht nur¹⁾, den Objektschutz auszudehnen zum Ensembleschutz (Art. 1.3), sondern stellte neben bis dahin einseitig betonte künstlerische Kriterien nun auch den allgemeinhistorischen, technikgeschichtlichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Wert eines Gegenstandes (Art. 1.1).

Hier soll mein Referat einsetzen. Es befaßt sich in schlicht auswählender Weise mit Details an Hauswänden, mit dem Zustand steinerner Außenmauern, dabei ausschließlich nur mit dem Werkstoff Sandstein und darin zutage tretenden, oft fast unbeachteten Kleindenkmälern.

Nicht gemeint sind damit Dinge, die mit dem Anspruch, Kunst zu schaffen, entstanden. Das wären z.B. am gotischen Kirchenportal das *Tympanon* oder, um auf Bauerndörfer z.B. des Nürnberger Knoblauchlandes zu schauen, spätbarocke *Zierelemente* wie Tür- und Fensterrohrungen, Ecklisenen, Sims-bänder, Kartuschen, Perlenfriese, Giebelvoluten, florale Arabesken oder Steinkugeln auf Torpfosten, schmiedeeiserne Wirtshausausleger und gelegentliche Bemalung. Wir klammern aus *Wappenschilder* an Repräsentativbauten des Adels, wofür z.B. das Buntsand-

steingebiet an Main und Tauber Prachtexemplare bietet am Spital zu Rothenfels (1597), am Rathaus von Wertheim (1540), im Kloster Bronnbach. Und wir erwähnen ebenfalls nur kurz die durch Tier- oder Symbolreliefs bestimmten *Hausnamen* älterer Zeit, als Städte noch nicht straßenweise durchnummeriert waren (z.B. Nürnberg "Haus zum Greifen", "Schneckenkressenhaus"²⁾, "Haus zum Schwan"), oder die produkt- und gerätekundlich so interessanten *Berufselemente*, die uns sagen, welcher Handwerker hier einmal wohnte, ein Bäcker, ein Schlosser, welche Gewerkekonzentration damals diese Gasse beherrschte (z.B. Lederer in der Nürnberger



Abb. 1: Erinnerungstafel an der Fassade genossenschaftlicher Wohnbauten (1930) in Erlangen, Schenkstraße

Weißgerbergasse). Solche Schmuckapplikationen, die der Ehre Gottes dienen, Wohlstand oder Mäzenatentum ihrer Auftraggeber beweisen, ästhetisches Bedürfnis spüren lassen, sind bei Denkmalbehörden, Kreisheimatpflegern und Altstadtfreunde-Gruppen heute in guter Obhut. Man kann ihnen nur empfehlen, mit jüngeren Fortsetzungen, z. B. der altväterlichen Beschriftung einer Schlosserwerkstatt des 19. Jahrhunderts (Nürnberg Unschlittplatz), den kaum noch zu sehenden Baderschüsseln vor Friseursalons und Steinplaketten, die den Geist der Genossenschaftsbewegung um 1920/30 widerspiegeln, ähnlich sorgsam zu verfahren.

Mir geht es im folgenden um weitere, oft noch sehr viel unscheinbarere Einzelheiten an Gebäudefronten, die alltäglicher Normalität entstammen, deren Funktion manchmal sogar rätselhaft ist und über deren bleibenden Geschichtswert man teilweise auch streiten kann. Sie nicht vorschnell dahingehen zu lassen, setzt Sensibilisierung voraus, die bisher nicht immer vorhanden scheint!

Zeichen am Bau

Bleiben wir zunächst noch bei den Handwerkern: Während wir die Erzeugnisse der Silberschmiede, Möbelschreiner, Glasbläser usw. exemplarisch im Museum sammeln, können wir die Arbeit früherer Bauleute nur vor Ort, am Bauwerk selbst, studieren. Das gilt z. B. für die Steinmetze³⁾, die uns durch ihre auf den Quadern eingemeißelten *Steinmetzrunen* als individuelle, freilich selten namentlich faßbare Personen entgegenreten. Die behauenen Blöcke mit dem Pickel oder dem Spitzeisen so zu markieren, war nötig, weil im Mittelalter nicht nach Zeitlohn, sondern nach Stücklohn bezahlt wurde. Später wurden daraus zunftverleihe Ehrenzeichen (vgl. Chörleinträger an der Bamberger Alten Hofhaltung 1571/76). Die Vielgestaltigkeit dieser gekreuzten und angehängten Strichkombinationen ordnet sich dadurch zum System, das Gesellen häufig die Schablone ihres Meisters mitbenutzten und lediglich ein Glied anfügten. Wir erkennen so Werkstätten, erfahren, wenn dasselbe Zeichen mehreren Orts auftaucht, etwas über den Aktionsradius

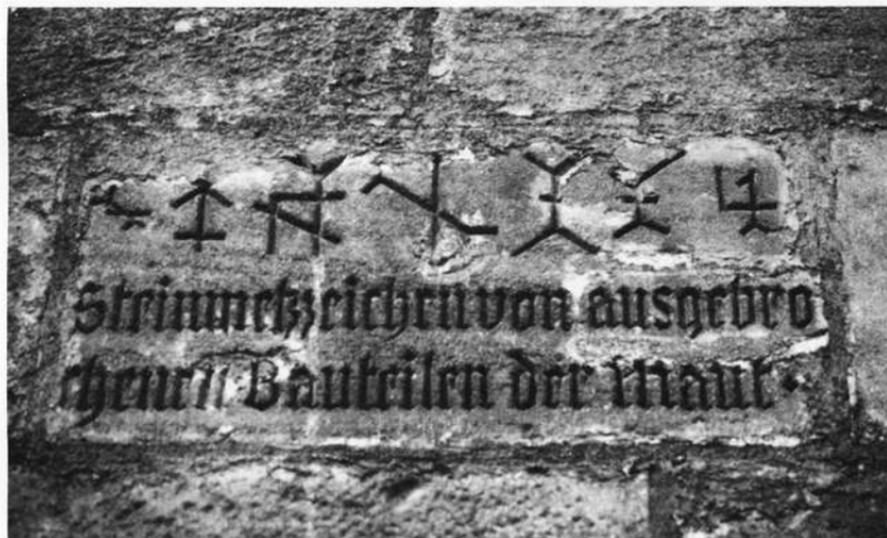


Abb. 2:
Sekundäre Dokumentation von Steinmetzzeichen an Quadern der Nürnberger Mauthalle 1498/1502 (Südwand)

jenes Handwerkers und können, wenn wir an einem Bauwerk wie z.B. der Nürnberger Mauthalle 1498/1502 oder der Haßfurter Ritterkapelle des 15. Jahrhunderts die verschiedenen, dort insgesamt vierzig Zeichen addieren, ein wenig abschätzen, wieviele Steinmetze im Lauf der Zeit in dieser Bauhütte mitarbeiteten. Steinmetzzeichen sind demnach eine erstklassige sozialgeschichtliche Quelle. Und man kann mit Hans KOPPELT (1977, S.8), der in Ost-Unterfranken über 1800 solche Signaturen ermittelte, nur trauern, daß nicht allein Bauabbrüche, sondern auch Sandstrahlreinigungen und "fast alle derzeitigen Restaurierungsmethoden", z.B. ein Verputzen mit Mörtel oder Übertünchen mit Farbe, die Bestände laufend dezimieren.

Steinmetzzeichen sind häufig vergesellschaftet mit sog. *Zangenlöchern*. Ihnen widerfährt in jüngster Zeit bei gutgemeinten Sanierungsmaßnahmen oft dasselbe Schicksal: Sie werden zugeschmiert mit Steinkitt;

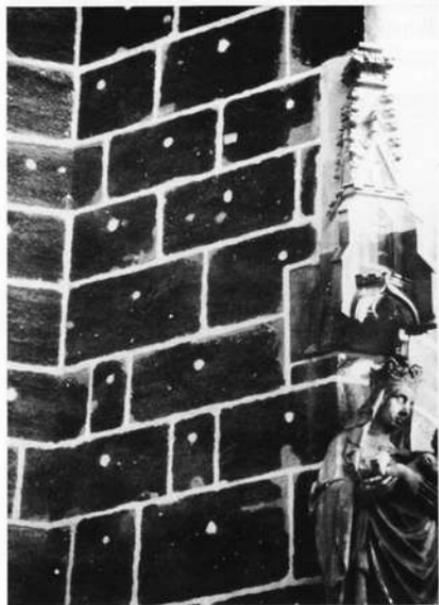


Abb. 3:
Sanierung contra Denkmalschutz: Zugeschmiert
Zangenlöcher an der Westfront der Nürnberger
Frauenkirche

die Mauer soll wieder glatt werden. Das ist eine fast unauffällige Veränderung, wenn der Naturstein und das eingepreßte Steinmehl farblich übereinstimmen. Es wirkt lächerlich, wenn sich dadurch von schwarzbraun verwitterten Fassaden ein neues weißes Punktmuster abzuheben beginnt. In jedem Fall geschieht hier Unsinn, denn es geht damit technikgeschichtliche Information verloren. Zugehörig zu den Zangenlöchern muß man sich Hebmascchinen vorstellen – diverse zeitgenössische Abbildungen des 15. Jahrhunderts führen uns derlei durch Handkraft



Abb. 4:
Wernlein Maurer 1428 im Hausbuch der Mendel-
schen Zwölfbrüderstiftung (hg. Treue/Goldmann
1975, Nr. 85)

bzw. Treträder bewegte Seilwinden und Flaschenzüge vor –, mit denen die Maurer die großen Buckelquader in die Höhe hievt⁴¹. Die etwas oberhalb der Quadermitte, d.h. des Schwerpunkts, vorbereiteten knapp daumentiefen Löcher (vgl. Abb. 11) gewährleisteten, daß die eiserne Scherenzange umso sicherer zugreifen konnte und die Last in der Luft wenig trudelte. Als man nach 1945 in Nürnberg kriegsbeschädigte Wallpartien mit neuen Steinen restaurierte (z.B. am Spittlertorgraben), wurden solche Zangenlöcher vernachlässigt, – meines Erachtens zu Recht, da man jetzt ja wirklich andere Kräne benutzte und so zugleich die Stadien von Original und Erneuerung sichtbar machen konnte.

Denkt man ein Haus zu Ende, brauchte man schließlich noch Dachziegel. In fortschrittlichen Städten wie Nürnberg wurden

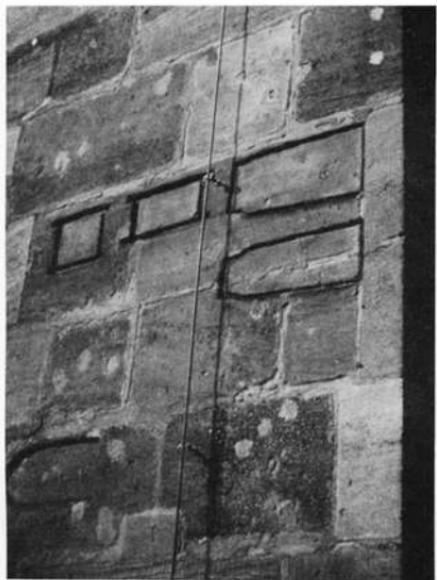


Abb. 5:
Historische Zieglermaße an der SO-Ecke der Nürnberger Mauthalle

sie statt feuergefährlichen Strohs schon im Mittelalter Pflicht. Umrißlinien der *Ziegelformate* an einer Außenwand der 1498/1502 errichteten Mauthalle zeigen, daß dabei wie die Steinbrecher, für die z.B. an der Holzschuherkapelle im St. Johannisfriedhof eine eiserne Meßlatte angebracht war, auch die Ziegler nach Normgrößen zu arbeiten hatten⁵⁾. Es mag manchen verblüffen, daß vereinheitlichende DIN-Vorschriften also keineswegs erst eine Erfindung der Gegenwart ab 1917 sind ...

Schriftfragmente und Graffiti

Wer Architekturforschung betreibt, sucht, da Archivalien oft fehlen, an Gebäudemauern auch gern *Datierungshilfen*. Selten wird man dabei so zweifelsfrei bedient wie im Deckengewölbe der Nürnberger St. Lorenzkirche, das exakt Anfang und Vollendung des

Ostchores (1439/77) benennt, oder durch die im Barock so beliebten verspielten Chronogramme. Und nur in Ausnahmefällen waren Familien so konsequent, die Giebelkartusche des ersterbauenden Ahnherrn durch spätere Nachträge zu ergänzen, z.B. 1767 und 1904 an einem Bauernhaus in Nürnberg-Kraftshof. Zumeist muß man schon froh sein, eine glücklicherweise noch lesbare Jahreszahl immerhin als terminus ante quem begreifen zu können, – verbunden mit der fast nie lösbaren Frage, was wohl der Grund war, sie einzuritzen. Bewahrenswert ist dabei überdies die Konfrontation mit altertümlichen Schreibweisen unserer arabischen Ziffern, etwa 1478, – die 4 als halbe 8, dachartig die 7 mit langem Anstrich von der Unterzeile her⁶⁾. Traditionsgut will erlernt sein!

Meine nächste Bemerkung könnte leicht mißverstanden werden als Aufforderung zu überspanntem Unfug. – Natürlich ist es eine gräßliche Barbarei, wenn heutzutage Leute mit der Sprühflasche sogar ein Gefallenenehrenmal des Ersten Weltkriegs besudeln, eine soeben blank geputzte Häuserfront schnell wieder mit blindwütigen Politparolen, schwachsinnigen Sprüchen, Privatmitteilungen wie "Hans liebt Inge" oder einfach bunten Krakeleien verunstalten. Derlei Farbe wieder abzuwaschen, mit Abbeizpaste und Dampfstrahler zu behandeln, mit Glasgranulat vorsichtig abzuschmirgeln, kostet viel Geld (z.Zt. etwa DM 5000–10000 pro Aktion), setzt giftige Chemikalien frei und gelingt nicht einmal immer ohne Rest⁷⁾. Man muß die Verursacher, sofern man sie erwischt, kräftig dafür strafen, auch um künftige Täter zu hindern.

Aber: Am Sinterüberzug der Geisloch-Höhle bei Velden/Mfr. verewigten sich mit Inschriften "Maria Magdalena Fürerin 1705" und 1782 die "Holzschuherin"⁸⁾. Wir nehmen das als interessante Notiz, weil wir so erfahren, daß die finsternen Höhlen der Frankenalb demnach schon im 17./18. Jahrhundert nicht mehr abergläubisch gemieden wurden, daß als frühe Touristen sogar feine Damen, Angehörige der Nürnberger Patriziergeschlechter, sie besuchten. In den mit Texten, Silhouettenmalereien und Kratzspuren über-



Abb. 6:
Gegen Wehrdienst gerichtete Sprühschrift auf dem Ehrenmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Studenten der Universität Erlangen (Schloßgarten)

säten Karzern der alten Universitäten amüsieren wir uns, Welch später berühmte Männer als Studiosi hier einsaßen und in lustiger Langeweile *Graffiti* an die Wände kritzelten. Ohne echten Unterschied in der Sache entlarvt dieser Vergleich irritierend, wie unsicher und wandelbar unser Denkmalbegriff eigentlich ist: Was wir heute tadeln, wird vielleicht morgen um einer Bedeutung willen⁹⁾ geschätzt! Die Berliner Mauer ist dafür jüngstes Lehrstück: 1961 ff. eine politische Schandtat, dann auf westlicher Seite bewußt provozierend grauvertreibenden Sprühdosenkünstlern überlassen, schließlich bröckchenweise eine Trophäe für Souvenirjäger und zuletzt, wenigstens ein paar exemplarische Meter, Objekt der erhaltenden Denkmalpflege ...

Schon im 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert haben vermutlich Kirchgänger z.B. rundum außen am Langhaus bzw. Chor von St. Johannes Bapt. zu Kronach und an der Wallfahrtsbasilika Vierzehnheiligen nie mehr gelöschte "Bin dagewesen"-Zeichen hinterlassen, – Initialen, volle Namen, dazu oft ein Datum. Im einzelnen kaum näher interpretierbar, sind

sie aber doch insofern anthropologisches Denkmal, als sich damit ein offenbar zeitloses Urbedürfnis des Menschen kundtut, über den Tag hinausreichendes Zeugnis zu geben von seiner Existenz und Ortsverbundenheit. Auch der Nürnberger Burgfels präsentiert sich so, – gleich dem Lindenbaum, von dem wir in Schuberts Volkslied baumfrevlerisch singen "ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort". Ein versteckter Platz, der einst u.a. zum Bau der Windsheimer Stadtmauer ausgebeutete Steinbruch von Oberzenn, wo zwei Zweige der Freiherrn v. Seckendorff ihre Schlösser haben, entfaltet sich durch solche Einritzungen schier zum "orbis pictus", zum Lesebuch der Weltgeschichte. Romantisch-schwärmerisch der Natur zugetan und literarisch begeistert für die soeben 1760/67 "wiederentdeckten", in Wahrheit gefälschten Balladen des sagenhaften schottischen Barden Ossian¹⁰⁾, erwähnten die nahen Adelligen diesen lauschigen Winkel zu ihrer "Fingals-höhle". Beim Picknick, so dürfen wir vermuten, schürften sie ihre Namen in die Blasen-sandsteinwände, demonstrierten Bildung mit ein paar Versen Latein ("quae Oberzennae

floret“), und Gäste, der adelige Freundeskreis z. B. derer v. Truchseß und v. Rotenhan, taten es ihnen nach. Ein französisch abgefaßtes Epitaph auf ihren toten Offizierskameraden Hauptmann Ludwig v. Erckert spricht vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den 1777/83 dorthin auf die Seite der Engländer entsandten ansbachischen Miettruppen¹¹⁾. Kanonier Bondu überliefert, gleichfalls auf französisch, den Durchmarsch napoleonischer Armeen im Jahr 1806. Und selbst das Warnschild, das die von 1799 bis heute fortgesetzten Einträge zu schonen bittet (“please protect this historic site“), wird bald schon Erinnerungswert haben, wenn die US-Army demnächst ihre Garnisonen im Raum Illesheim-Ansbach ganz auflösen wird.

Was helfen uns diese Zufallsfunde grundsätzlich für die aktuelle Denkmalpflege? Ich möchte, wahrscheinlich aufreizend, daraus ableiten, daß es eben nicht immer die einzig richtige Lösung ist, “Schmierereien“, die nun einmal ärgerlicherweise geschehen sind, möglichst sofort wieder zu tilgen. Meines Erachtens übertreiben wir heute gelegentlich das Ausbessern, Vertuschen, Renovieren und

Verschönern! Als jüngst in Südfrankreich eine Pfadfindergruppe voller Umwelteifer die “Mayrières“-Grotte säubern wollte, geriet die gutherzige Aktion sogar zur fatalen Zerstörung: Man hatte steinzeitliche Biondardarstellungen für Rußfahnen gehalten und mit Stahlbürsten kräftig abgeschuert¹²⁾ ... Auch von Häßlichkeiten, Dekadenzbeweisen und Beschädigungen muß stets ein Restbeispiel in situ übrig bleiben, das Nachgeborene veranlaßt innezuhalten und zu fragen, durch welche Ereignisse, aus welchem Zeitgeist heraus sie einst zustandekamen. Im glänzend wiederaufgebauten Nürnberg ist der abgeblätterte Pfeil zu einem Luftschutzbunker des Zweiten Weltkrieges Rückblende auf das, was u. a. der Fliegerangriff am 2. Januar 1945 brachte, – Bomben, Angst, Schutt.

Ein hingespritztes Schriftband am Erlanger Kollegienhaus (“Die Grenze verläuft nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen Oben und Unten!!!“) läßt uns nicht gleich wieder vergessen, wie sehr doch in den Jahren um 1968 die linke Anarchoszene, Neomarxisten und RAF-Sympathisanten unseren Staat erschütterten. “WAA NIE!“ am Sockel unter Markgraf Friedrich vor dem Erlanger Schloß, – auch hier unterscheiden sich Denkmalsarten letztlich nur im Artikulationsstil: Der eine gründete 1743 eine Universität und wurde dafür zur Säkularfeier 1843 von König Ludwig I. mit diesem Standbild geehrt; den anderen, den Kernkraftgegnern



Abb. 7: a + b
Die “Fingalshöhle“ bei Oberzenn (Lkr. NEA) mit Nameneinritzungen z. B. einer Baroneß v. Seckendorf 1799



Abb. 8:
Wegweiser zu einem Luftschutzbunker, – Zeugnis
des Zweiten Weltkriegs in Nürnberg (Rollner-
straße)

der 1980er Jahre, ist zu danken, daß sie mit Wackersdorf vielleicht eine Katastrophe verhinderten. Und mehr als häßlich wird Stein dadurch, daß jemand darauf ein ausländergefeindliches "Türken raus" samt Hakenkreuz malte: es verkörpert sich darin leider auch Stimmung unserer Zeit.

Viele solche zunächst ganz nebensächlich erscheinende Inschriften sind allgemeiner betrachtet, Indizien über ihren unmittelbaren Inhalt hinaus. Sterbenachrichten aus der Nürnberger Ratsfamilie Pömer des 14. Jahrhunderts, eingraviert außen an St. Sebald, erinnern uns, daß selbst der Tod einst die Hierarchie der christlich-mittelalterlichen Gesellschaft nicht aufhob: Man bestattete Kleriker und Adelige im Dom, vornehme Bürger wie die Pömer direkt an der Kirchenmauer, einfache Handwerker und Bauern weiter draußen auf dem Gottesacker und sog. unehrliche Berufe, Selbstmörder, Hingerichtete, Ungetaufte vor dessen Einfriedung. Ganz sinnlos "schreit", um die genauso zweckentfremdete titelgebende Grabplatte der GNM-Ausstellung 1988 zu zitieren, ein aus seinem Kontext gerissener Buchsteinhoch oben "aus der Mauer" von St. Jakob im mittelfränkischen Aßenberg; er ist dort gleichwohl noch interessant als Hinweis auf Translozierungen, Bauveränderungen und überhaupt die früher sehr viel pietätlosere Selbst-

verständlichkeit, ohne Rücksicht auf Denkmaleigenschaften verfallende Gebäude wie einen Steinbruch auszuschlachten. Eine Art Theaterzettel rechts am Portal gibt zu erkennen, daß die Nürnberger Marthakirche zeitweilig, d.h. von 1526 bis 1627, zur Handwerkerbühne profaniert und auch Versammlungsort der Meistersinger war¹³. An einem Fenstersturz der Eulscherbenmühle im Taubertal erwähnt "Joseph Müller" mit oft falsch



Abb. 9:
Steinerne Ankündigung eines "Jacob spil der
Messerer" im März 1549 neben der Haupttür zur
Nürnberger Marthakirche

angelegter Schablone die Kornpreise des Jahres 1817. Das ist ebenso Wirtschaftsge-schichte wie C.Schwarzaupts "Tuch & Schnittwarenhandlung", die mehr tradiert als nur eine längst funktionslos verblaßte Firmenadresse, nämlich ein letztes öffentliches Schlaglicht darauf, daß Forth im Lkr. Erlangen bis 1938/42 eines der fränkischen Judendörfer war mit dafür typischer Händler-Berufsstruktur¹⁴.

Curiosa aus Wirklichkeit und Glauben

Suchen wir weiter, nun wieder mehr nach Zeichen als nach Worten! Dramatisch lesen sich im Maintal die z.B. am Rothenfelser Spital und Miltenberger Rathaus angebrachten *Hochwassermarken*, die man als regel-



Abb. 10:
Hochwassermarken an der Eulscherbenmühle im
Taubertal

recht serielle Quelle zu einer Klima- und Unwettergeschichte auswerten könnte. Die 1595 baufertige Eulscherbenmühle im unteren Taubergrund steckt infolge solcher Starkregen, Überschwemmungen und Hangabspülungen heute fast einen Meter tief im Auelehm¹⁵⁾.

Andere Beobachtungen, oft Kuriositäten, können wir ohne befriedigende Antwort nur in Fragen kleiden: Wer wohl hat auf Burg Hirschhorn, hoch über dem Neckar, in den Stein einer Zinne ein *Mühlebrett* eingeritzt? Haben sich damit, nachdem das Mühlespiel ja schon seit der Salierzeit in Deutschland bekannt war¹⁶⁾, Burgmännern von damals das Wacheschieben verkürzt? – Warum haben in Nürnberg gerade am Kornspeicher der Deutschorden-Kommende Dutzende *Kaminkehrer* des 17. bis 19. Jahrhunderts Schlot-symbole, Rußkelle und Jahreszahl eingraviert? Bestand ein Zusammenhang zwischen der Herkunft dieser unzünftigen Wanderarbeiter, zumeist Norditaliener¹⁷⁾, und ihrer Beherbergung in katholischer Exklave? – Was war früher da, – jener angebliche (im übrigen dreifußige!) Hufeindruck auf der Brüstung über dem Nürnberger Burggraben, den man Schülern und Touristen so gern zeigt, oder die Sage vom kühnen Flucht-

sprung des Raubritters *Eppelein*¹⁸⁾, die entweder durch das Vorhandensein seltsamer Mauerspuren erst entstand oder mit nachträglichem Meißel gleichsam verifiziert wurde? Aufgeschrieben wurde diese historisch unbelegte Episode um Eppelein von Gailingen, den die Nürnberger 1381 in Neumarkt hinrichteten, jedenfalls nicht vor dem 18. Jahrhundert. Unser Kleindenkmal, das mit Sicherheit 1786 schon da war, bleibt gleichwohl aufschlußreich für Phänomene der Legendenbildung. – War es, wann immer, Kinderhand, die sich an sinnlos bodennaher Stelle der Kronacher Pfarrkirche im Entwurf zweier *Sonnenuhren* übte? Welche Funktion hatten am selben Ort ein IHS, das griechische Christusmonogramm, und etwas weiter eine Skizze der *Kultgeräte* Kelch und Kreuz? – Wie kam eine kleine, fast naive *Kreuzigungsgruppe* an den doch erst im 19. Jahrhundert von Grund auf erneuerten Kirchturm von Kairlindach?

Mit diesen letztgenannten Narben versinken wir allmählich in schwer durchleuchtbare religiöse Hintergründe und Handlungsräume, die wohl auch eine Rolle spielten bei der Anbringung sogenannter *Fratzenköpfe*. Bei verfeinerten Türwächtern¹⁹⁾, wie z. B. Turban-Trutztürken und Bacchanten im Storchennest-Portal des Schönborner Hofes 1678 zu Aschaffenburg, überwog gewiß schon der exotische Kunstgeschmack der Renaissance und Barockzeit. Primitive Kleinformen aber, auf die wir achten wollen z. B. an Kirchenburgmauern (Kraftshof 1505/10) oder spätmittelalterlichen Handwerkerhäusern (z. B. Nürnberg Krämersgasse), sind weder damit noch bereits als Selbstbildnis von Bauleuten so recht zu deuten. Hier trennt sich Christentum kaum von apotropäischem Aberglauben, mit solchen dämonengesichtigen Aufpassern einen Abwehrzauber gegen "das Böse" zu besitzen.

Judenhäuser hatten etwas ähnliches, allerdings unscheinbarer und im Ritus verankert, – eine am rechten Türstock in Sichthöhe schräg nach oben laufende Eintiefung, in der die "Mesusa"-kapsel befestigt war. Sie enthielt ein stets handbeschriebenes Pergamentröllchen mit den Anfangszeilen des jüdischen Glaubensbekenntnisses (5. Buch Mose

6.4 "Höre Jisrael, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig") und eine kleine Fensteröffnung, die den Blick auf das Wort "Schaddai" = der Allmächtige lenkte. Mit dem Annageln der Mesusa und Segenssprüchen wurde ein Haus der Fürsorge Gottes anvertraut²⁰⁾. Heute, ein halbes Jahrhundert nach Judendeportation und Arisierung, kann man *Mesusabetten* fast nurmehr errahnen (z.B. Fürth Königstr. 75–79). Sie sind der Aufmerksamkeit der meisten Heimatpfleger entgangen; die neuen Hausbesitzer haben sie einfach zugeschmiert, unter Putz gelegt, durch Umbauten verschwinden lassen. Letzte Beispiele wären schützenswert, wenn Franken sich wirklich, nicht nur in Büchern und Sonderausstellungen, um die Kultur seiner vertriebenen jüdischen Minderheiten kümmern will.

Wetzrillen-Diskussion

Viel mehr fasziniert haben seit jeher die sog. *Wetzrillen*, ebenfalls Schlitze im Stein, über deren Entstehung es in der Literatur an die dreißig verschiedene Theorien gibt²¹⁾, volkstümliche und ernsthaftere, aber keine umfassend überzeugende. Auch ich werde sie am Ende einer längeren Diskussion schuldig bleiben müssen!

Wetzrillen, formal ein bißchen wie Weber-schiffchen ausschauend, sind in der Regel 4–10 cm tief und 20–30 cm lang, manchmal



Abb. 11: Zangenlöcher und Wetzrillen am Ostchor der katholischen Pfarrkirche St. Johannes Bapt. zu Kronach (frühgotisch um 1400)

auch weniger, verlaufen beinahe immer exakt senkrecht und befinden sich zumeist zwischen Knie- und Schulterhöhe. Wir entdecken sie fast ausschließlich an Außenmauern, – in Bunt-, Lettenkohlen-, Schilf-, Blasen-, Burg- oder Rhätsandstein, nicht in Kalk, jenseits Frankens indessen auch in Tonziegeln. Auffällig ist, daß sich an einzelnen Quadern oft mehr als ein Dutzend, am Liebfrauenmünster Wolframs-Eschenbach zusammen sogar über 300, dicht parallel scharen, während schon der nächste Nachbarstein ganz unberührt sein kann, und daß sie sich beidseits von Eingangstüren ganz besonders häufen (z.B. St. Georgskirche Weikersheim 1419, Stephanuskapelle Wasserzell bei Spalt). Gleichzeitig kommen sie jedoch auch vereinzelt vor (z.B. Gartentor von Schloß Weikersheim um 1600) und an anderen Wänden bzw. Strebepfeilern (z.B. St. Johannes Ansbach 15. Jh.), und zwar unabhängig von Himmelsrichtungen.

Natürliche Ursachen, z.B. Regentropfen, und eine Herkunft schon aus der Bauphase, z.B. Bauhütten- oder sonstige Zählzeichen, scheiden aus. Da die fraglichen Stellen durchweg vom Straßenniveau her in bequemer Handreichweite liegen – Ausnahmen, dann auch manchmal mit waagrecht Anordnung der Kerben (z.B. hoch am Kirchturm von Kairindach), gehen höchstwahrscheinlich auf eine Zweitverwendung bereits abgenutzter Steine zurück –, können sie jederzeit nach Fertigwerden des Gebäudes entstanden sein.

Die meisten Erklärungen knüpfen daran an, daß Wetzrillen vor allem an der Außenseite von Kirchen beobachtet wurden, d. h. an "heiliger Stätte". Sie vermuten deshalb irgendetwas gottbezogenes, transzendentes Handeln. An den leibhaftigen Satan glaubend bzw. derartigen Aberglauben den Vorfahren zuschreibend, sprach älterer Volksmund gern von "Teufelskrallen". Auf ewig ausgesperrt vom geweihten Innenraum, geprellt um die Seele des den Pakt widerrufenden Dombaumeisters, habe der Teufel voller Wut oder sonst ein Verdammter voller Verzweiflung die Kirchenmauer zerkratzt. Hat etwa gar die Geistlichkeit sie gemacht, um diese Angst zu schüren? Nicht minder spekulativ: Durch Einscharren in die Kirchenwand hätten Eltern

Kindsgeburten "ansagen" oder die Seelen ungetauft verstorbener Säuglinge dennoch zu Gott retten wollen, – eine vorweggenommene bzw. postume *Nottaufe*. Auch an ein windgeschütztes Aufstellen von Totenlichtern und *Sühnekerzen* wurde gedacht, wofür sich diese ohne Boden ausschwingenden Nischen nun aber technisch wirklich nicht eignen. Aus ihrer Nähe zum Kircheneingang und eben der konkaven Form der Rillen wurde gefolgert, sie hätten als vorbereitete *Schwert- und Lanzenständer* gedient, weil man ja unbewaffnet der Messe beiwohnen sollte. Einen besonderen Rechtsbrauch unterstellt, wer vom treubesiegelnden "*Eheschwert*" redet: Während der Hochzeitsfeier, die ja bis ins 16. Jahrhundert nicht am Altar, sondern unter freiem Himmel an der Brautpforte stattfand²²⁾, sei dieses durch Wetzen am Kirchenstein gesegnet worden, wie es auch bei anderen *Waffenweihen* geschah. Die Wissenschaft freilich weiß von solchen zereemoniellen Eheschwerten nur aus einer einzigen Bemerkung im lateinischen "Ruodlieb"-Epos um 1050.



Abb. 12:
Vergesellschaftung von Wetzrillen und Rundnäpfchen in Brusthöhe am Hallenchor (geweiht 1379) der St. Sebalduskirche in Nürnberg

Wieder neue Interpreten sehen die Rillen und die mit ihnen an Kirchenmauern oft gemeinsam, aber regelloser, auftretenden golfballgroßen *Rundnäpfchen* als Relikt einstiger Volksmedizin an. Kranke hätten da hinein ihr *Fieber* gepustet, es somit magisch weggeblasen und den helfenden Heiligen

überantwortet. Ungewollt *Schwangere* hätten so, Rille oder Näpfchen als Vulvasymbol, auch insgeheim abzutreiben versucht. Vor allem aber habe man "Kirchenstaub", abgeschabt mit einem Messer oder durch Drehen einer verkanteten Münze, als gnadenreiches *Heilpulver* ("materia sacra") benutzt, – beigemischt in Speisen und Salben als Mittel gegen Kinderkrämpfe, Epilepsie, Gicht, Zahn- und Halsweh, Schwindsucht und Pest. Dieser Hinweis hat einiges für sich, hören wir doch durch Gregor v. Tours schon im 6. Jahrhundert und gesichert aus Archivalien und Erzählungen bis zum Ersten Weltkrieg²³⁾, daß z. B. Schäfer und Bauern häufig von heiligen Kreuzsteinen, Grabplatten und Bildstöcken Brösel abzukratzen pflegten, um sie dem kranken Vieh ins Futter zu mischen. Indessen führte das dort nie zu so systematischen Rillen und Näpfchen ...

Am meisten Zustimmung findet heute zumindest in Franken die Argumentation Wilhelm FUNKs (1969, S. 8/10), daß Wetzrillen an Sakralbauten mit dem Entzünden der alljährigen *Osterfeuer* zusammenhingen. Mit einem Kurbelrad, dem "Feuerrad", oder, die Näpfchen, mit einem "Feuerbohrer" habe man dafür aus der Kirchenmauer Funken geschlagen. Das Nebeneinander vieler Furchen wäre demnach, bei jeweils neu angesetztem Gerät, eine Jahresfolge. – Am Osterfeuer selbst als Teil fränkischen und gesamtchristlichen Brauchtums kann kein Zweifel sein; es ist jahrhundertlang und überall belegt²⁴⁾. Aber gerade dann muß man sich wiederum wundern, daß in Franken zwischen dem Coburger Land und dem Ries zwar sehr viele Kirchen Wetzrillen und, seltener, Näpfchen aufweisen, keineswegs freilich alle (z. B. im Gegensatz zur Bamberger Karmelitenkirche nicht der Dom, nicht Vierzeiheniligen und das Ulmer Münster, nicht die Pfarrkirchen von Heroldsberg, Lauf, Hersbruck). Auch eine Zuordnung etwa zu besonders herausragenden Wallfahrtskirchen greift nicht. Wie also, wenn es grundsätzlich christlicher Brauch war, am Karsamstag das "lumen Christi" = das "Licht der Welt" wieder auferstehen zu lassen, entfachten jene anderen Dörfer und Städte ihr Osterfeuer? War es überhaupt zwingend, es bis zur Erfindung der

Schwefelhölzer, wie Funk meint, so mühsam mit dem Feuerrad zu entzünden, und warum außen statt im noch geheiligteren Kircheninnern? Konnte man nicht genauso zeremoniell die eigene Kerze einfach an der großen Altarkerze bzw. der ewigen Lampe anbrennen? Schwankte etwa die Methode gewohnheitsmäßig uneinheitlich von Ort zu Ort? Hat überhaupt jemand je schon in einem Museum ein solches historisches Feuerrad realiter gesehen und – zumal an weichem Schilfsandstein! – erfolgreich ausprobiert?

Gegen jede der bisherigen frommen Theorien spricht, daß man gleichzeitig Wetzrillen aber nicht nur an Kirchen, sondern reichlich auch an Profanbauten finden kann (z. B. Stadtmauer und Nassauer Haus 13. Jh. in Nürnberg, Hohe Schule Altdorf 1574), darunter sogar an Scheunen (z. B. Eschen, Lkr. Bayreuth). Daß bereits zerriffelte, aus Kirchenabbrüchen gewonnene Steine zur Aufrichtung neuer Gebäude transloziert wurden, scheint mitunter möglich (z. B. bei einem von 1831 stammenden Stall in Kairlindach bzw.

einem Ackerbürgerhaus in Abenberg), jedoch nicht bei der Mehrzahl. Welcher Alltagsgebrauch also wäre vorstellbar, der keinen Unterschied machte zwischen geistlichen und weltlichen Mauern?

Oft wird behauptet, diese Rillen hätten sich allmählich dadurch gebildet, daß man beim Eintreten in Haus und Kirche vielhundertmal mitgebrachte *Fackeln*, Kienspäne u. ä. zu löschen hatte, z. B. durch ein Ausstreichen an der Wand. Doch müßten sie dann allesamt geschwärzt sein; das fehlt überall. In den sog. Wetzrillen wirklich Messer, Sichel und andere *Schneidwerkzeuge*, gar Schwerter mit ihrer querstehenden Parierstange zu wetzen, ist technisch ebensowenig nachvollziehbar. Dafür sind die Rillen weder tief noch lang genug und mit ihrer Vertikalrichtung völlig unhandlich. Zum Zuspitzen von *Schulgriffeln*, zum Abrunden von *Schussern*, zum Anschlagen beim Versteckspiel u. ä. haben, contra Funk, Kinder bereits vorhandene Rillen allenfalls sekundär benutzt, aber gewiß nicht diese klar gereichte Menge geschaffen.



Abb. 13:
Wetzrillen an äußeren Rundsäulen der nach einem Brand 1758 neu aufgebauten Schloßkirche zu Bayreuth

Handelt es sich gar nur, auch dies zu lesen bei Rudolf WILMS (1977, S. 85), um eine historische Variante "sexueller Schmierereien", – der Längsstrich als Peniszeichen, die Näpfchen das weibliche Geschlecht?

Halten wir fest: Technisch am plausibelsten wäre angesichts der von außen nach innen tiefer werdenden, kreisbogenförmigen Einschnitte und angesichts ihrer, bei guter Erhaltung, scharfkantigen Ränder tatsächlich die Idee vom schleifenden Kurbelrad, das man mit einem Handgestell oder von einem bodenständigen Bock her, deshalb immer gleichhoch, fest an die Wand anpreßte. Länge und Tiefe der Rillen hing demnach vom Raddurchmesser ab. Wer aber damit, also mit gewissem Aufwand, gearbeitet hat und wozu, wenn nicht zum Feuermachen durch Reiben am harten Quarzit oder eben doch zur Produktion von Arznei ein eventuell gewerbsmäßig zugelassener "Steinstaubmüller", bleibt dunkel. Sicher scheint, daß ohne Duldung durch die geistliche und weltliche Obrigkeit solch massenhaftes Vorkommen von Wetzrillen an zumeist auffälliger Stelle nicht denkbar wäre. Verbreitet sind Wetzrillen in vielen Gegenden Deutschlands; vor einer rein regionalen Erklärung wäre daher zu warnen.

Hüten müssen wir uns, diese sog. Wetzrillen zeitlich allzu weit zurückdatieren zu wollen und ihnen damit abenteuerlich-archaische Motive zu unterschieben. Zwar stammen viele Gebäude, an denen sie auftreten und im Fall der Coburger Moritzkirche unstreitig auch schon vor 1430 einsetzen, bereits aus dem Spätmittelalter. Ebenso zahlreiche aber, z.B. die Schloßkirche Bayreuth 1758, St. Laurentius Altdorf 1753, St. Kilian Windsheim 1730, die Dreifaltigkeitskirche Erlangen 1709/21 sowie die Marktfassade des Weikersheimer Kornhauses 1712, wurden in ihrer heutigen Gestalt erst im 18. Jahrhundert gebaut, so daß zumindest die dortigen, keineswegs spärlicheren Wetzrillen nur den letzten 250 Jahren = Spätbarock, Aufklärung, Goethezeit entsprungen sein können. Da obgenannte Orte alle in lutherischen Konfessionsgebieten liegen, erledigt sich auch die Mutmaßung, Wetzrillen für etwas vorwiegend Katholisches zu halten. Unser Dilemma ist, daß trotz zeitlicher Nähe aus literarisch-

archivalischen Quellen bisher keine Augenzugenschilderung entsprechenden Tuns aufgetaucht ist und andererseits die Aussagen des ausgehenden 19. Jahrhunderts schon wieder vage-spekulativ sind. Somit spricht viel für eine überraschend späte und zugleich kurzfristige Mode. Vielleicht ist es aber auch falsch, nur monokausal denken zu wollen ...

Während wir also Wetzrillen und Näpfchen als höchst rätselhaftes Kulturerbe registrieren, sehen andere Handlungsträger, von solchen Diskussionen wohl gar nicht wissend, sie lediglich als Demolierung wertvoller Bausubstanz oder nicht weiter nachdenkswerte Schadstellen an. Nur so wird erklärlich, daß sowohl bei älteren wie ganz frischen Kirchenrestaurierungen diese "störenden" Furchen fast immer abgeflacht (z. B.



Abb. 14:
Wetzrillen am Türstock der 1712 vorgesetzten Marktfassade des Kornhauses von Weikersheim

Abenberg, Altdorf), ganz abscharriert (z. B. Windenheim) oder einfach mit Mörtel zugekleistert werden (z. B. Altdorf, Neunhof/Lkr. Nürnberg, Schloßkirche Bayreuth). Mit dem Argument, daß es da noch sehr Mysteriöses zu erforschen gilt, müssen wir das mißbilligen.

Abnutzungserscheinungen

Verschleiß und Schwund, darüber sollten wir zum Schluß noch ein wenig weitersinnieren. Denn selbst aus Zerstörungen spricht ja noch ein geschichtlicher Akt, anthropogener Einfluß. So wie eine von *Wagenrädern* gleisartig ausgeleierte Straße (bei Klais/Obb.) noch besticht, weil sie eine Ingenieurleistung schon der alten Römer war²⁵⁾, liegt historisch-ästhetischer Reiz auch in den durch Winzerfleiß niedergetretenen *Staffeln* eines Weinbergs, im glattgerutschten Nürnberger *Burgfelsen* als Resultat jahrhundertelangen Kindervergnügens, in den *Schrammgenerationen* eines vieldurchfahrenen Tores. Man muß die Augen nicht immer zumachen vor dem "Memento mori", nicht alles "schönen", ausbessern, verbieten, beseitigen, erneuern, polieren wollen. Das Barock hat deswegen eigens künstliche "Ruinentheater" erfunden, wofür es fränkische Beispiele in Sanspareil und der Bayreuther Eremitage gibt.

Wer das Heidelberger Schloß besucht oder Burg Neideck im Wiesental und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, will Ruinen sehen, nimmt sie wahr als Überbleibsel des Pfälzischen Erbfolgekriegs 1689/93, ritterlicher Fehden und alliierter Bombenabwürfe. Im Bereich der Kleindenkmäler läßt sich das konsequenterweise fortsetzen, z. B. durch feindliche Kugeln, die noch in Verteidigungsmauern stecken (im Fall der "*Türkenkugeln*" in Wien²⁶⁾ oder Hainburg/Donau tatsächlich längst Schauobjekt!), durch Hauswände, die durch Gewehrschüsse und *Grantsplitter* des Zweiten Weltkriegs bis heute verwundet sind, ein "*Entnazifizierungsgrüchen*" im Eichenkranz des Hoheitsadlers, dem man nach 1945 das Hakenkreuz herausklopfte (z. B. Rückertschule Erlangen). Unmittelbar, nicht nur distanziert im Foto, muß

man der nächsten Generation auch Einzelfälle solch kleiner Leidens- und Schicksals Spuren weitergeben!

Was traditionelle Verfallsprozesse, unempfindliches Preisgeben und Kriege nicht schaffen, könnte beim Werkstoff unseres Themas bald schneller denn je der *Steinfraß* erledigen, – beschleunigte Zersetzung durch sauren Regen, Schwefeldioxid, Stickoxide, sonstige Emissionen und Vibrationen (z. B. Nürnberg St. Sebald, Fugerepitaph 1497). Objekte wie die von uns behandelten – ein Zangenloch, Inschriftbruchstücke, eine Wetzrille – wird niemand wie die bedeutenden Plastiken an der Wetterseite des Bamberger Doms, um das Unwiederbringliche in der Gelehrtenstube des Museums zu sichern, gegen *Kopien* austauschen, die ihrerseits übrigens auch "Klein"denkmäler sind im Rangvergleich mit dem "großen" Original, Symptom der im 19. Jahrhundert beginnenden Museumsbewegung. Wäre es aber ganz falsch, ersatzlos jetzt ebenso ein paar schon halberzessene Alltagsreliefs, etwa obige Grabtafel, ins Museum zu holen, um in neuartiger Trauerarbeit zu dokumentieren, in welchem Zustand Steinwerk sich um 1990 befand, noch oder bereits!, und wie gnadenlos, Stichwort Umweltkatastrophe, Kultur und Zivilisation am Ende des 20. Jahrhunderts einander entgegenwirkten?

Drei letzte (hier weggelassene) Fotos sollen nicht narrend neue Rätsel aufgeben, welch kulturelle Manipulationen hier zutage waren. Je ein Block fränkischen Schilf-, Blasen- und Burgsandsteins – hygroskopisch porös, mit weichen Tongallen durchsetzt. Faulstellen einschließend – vermögen uns tröstlich zu erinnern, daß von Menschenhand gestaltete Hinterlassenschaft nur das eine ist, daß andererseits "Kleindenkmäler" auch entstehen, weil der Stein aus sich selbst lebt und z. B. durch seine *Sedimentstruktur* und natürliche *Verwitterung*²⁷⁾ nicht minder schöne Muster schafft.

Von einem meiner akademischen Lehrer, Dr. Erich Meyer-Heisig (1907–1964), dem langjährigen Leiter der Volkskundesammlung des Germanischen Nationalmuseums habe ich den Rat: Bewahren Sie sich die

Fähigkeit, sich über jedes kleine Ding am Weg zu wundern, um dann darüber nachzudenken! Dieser Satz paßt auf mein heutiges Thema besonders, und ich hoffe, daß ich meinem damaligen Mentor mit diesem Vortrag gerecht geworden bin.²⁸⁾

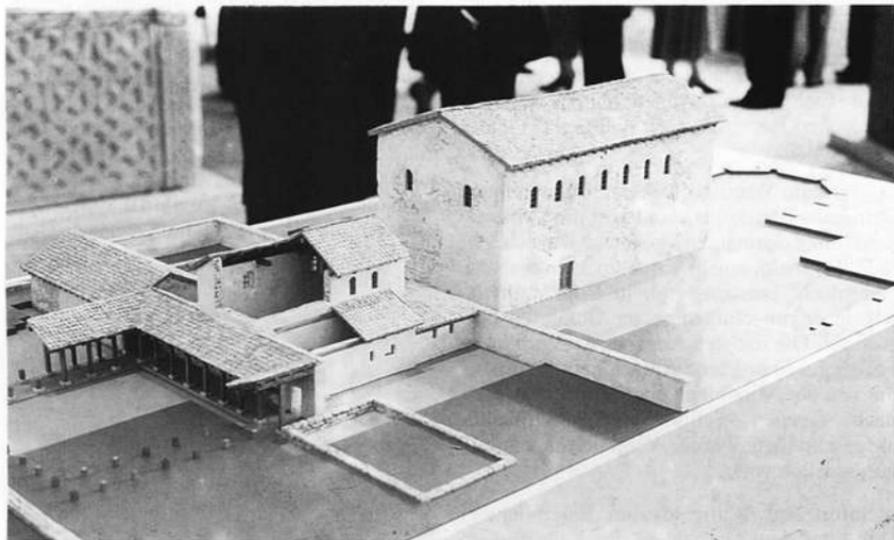
Literatur

- 1) Bayer. Staatsministerium f. Unterricht u. Kultus (Hg.): Bayer. Denkmalschutzgesetz. Text und Einführung. – München 1974.
- 2) HELLER, Florian: Versteinerungen als Zierat an Bauwerken aus neuer und alter Zeit. – Geolog. Blätter NO-Bayern 20. 1970. S. 141–147.
- 3) KOPPELT, Hans: Steinmetz-Zeichen in Ost-Unterfranken. – Mainfränk. Studien 16. 1977. – KOTTMANN, Albrecht: Bauen im Mittelalter. – Schnell-Kunstführer Nr. 1077. München/Zürich ²1978 (hier S. 11–13). – FLEISCHMANN, Peter: Das Bauhandwerk in Nürnberg vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. – Nürnberger Werkstücke z. Stadt- u. Landesgeschichte 38. 1985 (hier S. 64–67).
- 4) KOTTMANN, Albrecht: Alte Baumaschinen. – Schnell-Kunstführer Nr. 1108. München/Zürich ²1979. – KOTTMANN, ²1978 (wie Anm. 3), S. 5 u. 12.
- 5) FLEISCHMANN (wie Anm. 3), S. 183–185.
- 6) KOPPELT (wie Anm. 3), S. 282.
- 7) Erlanger Nachrichten v. 12. 3. 1992.
- 8) ELBINGER, Th. / SARTORIUS, J. B.: Führer durch Hersbruck und Umgebung. – Hersbruck 1885. S. 188/89. – KAULICH, Brigitte: Die Höhlen der Pegnitzalb und ihre Besucher – heute und in den letzten 400 Jahren. – Schriftenreihe d. Hirtenmuseums Hersbruck 3. 1991.
- 9) HOHENZOLLERN, Prinz Johann Georg v. / LIEDTKE, Max (Hg.): Vom Kritzeln zur Kunst. – Schriftenreihe z. Bayer. Schulmuseum Ichenhausen 6. Bad Heilbrunn 1987. – WEHSE, Rainer: Graffiti, Wandkritzeleien als Gegenstand der Volkskunde. – Zeitschr. f. Volkskunde 80. 1984. S. 207–215.
- 10) WUTHENOW, Ralph-Rainer: Die erfolgreichste Fälschung – Macphersons Ossian. – In: C. Corino (Hg.), Gefälscht! Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik. – Nördlingen 1988. S. 184–195.
- 11) STÄDTLER, Erhard: Die Ansbach-Bayreuther Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1777–1783. – Fr. Schriftenfolge d. Ges. f. Familienforschung in Franken 8. Nürnberg 1956 (hier S. 138).
- 12) Erlanger Nachrichten v. 23. 3. 1992.
- 13) HOLZBERG, Niklas: Tragedis und Comedis. – In: H. Brunner u. a. (Hg.), Hans Sachs und Nürnberg. Bedingungen und Probleme reichsstädtischer Literatur. – Nürnberger Forschungen 19. 1976 (hier S. 129/30). – FEHRING, Günther / RESS, Anton: Bayerische Kunstdenkmale – Die Stadt Nürnberg. – München ²1977 (hier S. 192).
- 14) ALBERSDÖRFER, Birgit: Die Geschichte der Judengemeinden in Ottensoos und Forth. – Zulassungsarbeit Lehramt Grundschule, EWF Nürnberg (LVK) 1991/I Masch. (1830: 225 Pers. = 36 % d. Einwohnerschaft, 1925: 44 Pers., 1938: 15). – HELLER, Hartmut: Jüdische Landgemeinden im 18./19. Jahrhundert. Ansiedlung, Erwerbsleben, Mobilität. – Zs. Frankenland Sonderheft 1978. S. 6–13.
- 15) WAGNER, Günther: Die historische Entwicklung von Bodenabtrag und Kleinformenschatz im Gebiet des Taubertals. – Mitt. d. Geogr. Ges. München 46. 1961. S. 99–149 (hier S. 143).
- 16) KUTSCHERA, Volker: Gesellschaftsspiele. – Ausstellungskatalog "Spielzeug, Spiel und Spielereien" Schallaburg/NÖ 1987. S. 170. – KLUGE-PINZKER, Antje: Schachspiel und Trictrac. – Sigmaringen 1991.
- 17) REITH, Reinhold: Lexikon des alten Handwerks. – München 1990 (hier S. 214–217). – FEHRING/RESS (wie Anm. 13), S. 44.
- 18) HINZE, Christa / DIEDERICHS, Ulf (Hg.): Fränkische Sagen. – Düsseldorf/Köln 1980 (hier S. 218/19, 261/62, 360/61 Anm. 236 u. 285). – KUNSTMANN, Helmut: Das Rätsel um Eppelein von Gaillingen in der Fränkischen Schweiz. – Zs. Frankenland 1979. S. 242–244. – HESSBERG, Hanns Frhr. v.: "Eppelein von Gaillingen". – Jb. f. fränk. Landesforschung 40. 1980. – LEHNERT, Walter: Eppelein wurde vor 600 Jahren gerädert. – Nürnberger Nachrichten Mai 1981.
- 19) SCHMIDT, Leopold: Brunnen-, Rauchfang- und andere Türken. – L. S., Werke der alten Volkskunst. – Rosenheim 1979. S. 90–93. – RUSAM, Hermann: Die Wehrkirche St. Georg zu Kraftshof im Knoblauchsland bei Nürnberg. – Jb. d. Hist. Vereins Mittelfranken 92. 1984/85 (hier S. 37). – EIBL-EIBESFELDT, Irenäus / SÜTTERLIN, Christa: Im Banne der

- Angst. Zur Natur- und Kunstgeschichte menschlicher Abwehrsymbolik. – München 1992.
- 20) HOFMANN Rainer / SPONSEL, Ilse: Führer durch die Synagoge. – Sammlungsführer Fränk. Schweiz-Museum Tüchersfeld. – Bayreuth 1988 (hier S. 23). – BOTT, Gerhard (Hg.): "Siehe der Stein schreit aus der Mauer". Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. – Ausstellungskatalog d. German. Nationalmuseums Nürnberg 1988. S. 147–149.
- 21) FUNK, Wilhelm: Eheschwert und Teufelskrallen. Zur Deutung der Wetzrillen und Näpfchen. – Fürther Heimatblätter NF 19. 1969. S. 1–13. – LEISTNER, Armin: Die Wetzrillen und Rundnäpfchen an sakralen und profanen Bauwerken des Coburger Landes. – Jb. d. Coburger Landesstiftung 26. 1981. S. 145–180. – RUSAM (wie Anm. 19), S. 35 ff. – NIEKEL, Günter L.: Die St. Nikolauskirche zu Ruffenhofen. – Der Daniel/Nordschwaben 11. 1983. S. 102–105. – JÜNEMANN, Joachim: Rillen und Näpfchen auf sakralen Denkmälern. Steinpulver als Arzneimittel. – Beitr. z. Geschichte d. Pharmazie 29. 1977. S. 25–31. – WILMS, Rudolf: Wetzrillen an Kirchen der Zweibrücker Umgebung. – Pfälzer Heimat 28. 1977. S. 81–86. – WILMS, Rudolf: Nachtrag zum Thema "Wetzrillen". – Pfälzer Heimat 29. 1978. S. 150–153. – LIESSEM, Udo: Zur Frage der Wetzrillen an Sakral- und Profanbauten. – Pfälzer Heimat 29. 1978. S. 67–69 u. 150–153.
- 22) DENEKE, Bernward: Hochzeit. – Bibl. d. German. Nationalmuseums z. dt. Kunst- und Kulturgeschichte 31. München 1971 (hier S. 96). – WEBER-KELLERMANN, Ingeborg: Die Familie. – Frankfurt/M. 21977.
- 23) FUNK (wie Anm. 21), S. 5 betr. Uissigheim/Ufr. – JÜNEMANN (wie Anm. 21), S. 25, 29/30. – LEISTNER (wie Anm. 21), S. 152. – SCHEMMEL, Bernhard, in: Volkskunde und Geschichte (Dünninger-Festschrift). – Berlin 1970. S. 317 betr. Odenwald.
- 24) TRAUNFELDER, Adolf: Oster- und Frühlingsbräuche im Ansbacher Land. – Zs. Frankenland 1977. S. 70–73. – WILMS 1978 (wie Anm. 21), S. 152/53. – KRAMER, Karl-Sigismund: Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. – Veröff. d. Ges. f. fränk. Geschichte R.IX. Bd. 12. Würzburg 1957. S. 113 ("allgemein übliche Feuerweihe").
- 25) SCHWAIGER, H.: Kulturdenkmale in Bayerns Wäldern. – Schriftenreihe d. Bayer. Staatsministeriums f. Ernährung, Landwirtschaft u. Forsten 17. 1975. S. 18/19.
- 26) WITZMANN, Reingard: Türkenkopf und Türkenkugel. – In: R. Waissenberger (Hg.), Die Türken vor Wien. Europa und die Entscheidung an der Donau 1683. – Salzburg/Wien 1982. S. 291–303 (hier S. 294).
- 27) vgl. auch "Karren" infolge Kalklösung in Karstgebieten, Kannelierungen durch Gletscherschliff, "Wollsackverwitterung" durch tertiärzeitliche Vergrusung längs Klufflinien in Gneis und Granit (z.B. Luisenburg/Fichtelgebirge), Hexagonalquerschnitt von Basaltsäulen.
- 28) Alle Fotos v. Verfasser (1992)

Dr. Hartmut Heller, Saarstraße 5, 8520 Erlangen,
Tel. 09131/31706

Territoriale Entwicklung im Hochstift Eichstätt – dokumentiert durch Grenzsteine



Modell des ältesten „Domes“ und der ältesten Klosterkirche von Eichstätt auf dem Grundriß des heutigen Domes. (Eröffnung der Ausstellung „Die Bajuwaren“, Rosenheim 1988)

Alle Aufnahmen: Röttel

1) Entstehung des Bistums

Wo sich nach plauder-historischer Sprechart der fränkische, baierische und alamannische Stamm treffen, schuf und findet man heute noch das Bistum Eichstätt. Als im Jahr 15 v. Chr. mit dem Feldzug des Tiberius und Drusus über die Alpen die keltische Siedlungstätigkeit weitgehend erlosch, hatten die Römer das Land bis zur Donau in ihrer Gewalt. In den folgenden Jahrhunderten bildete sich jene vom Schwarzen Meer bis zum Rhein ziehende Reichsgrenze heraus, auf der um 200 n. Chr. schließlich die erste steinerne Grenze, der Limes, errichtet wurde. Seine Reste erkennt man deutlich auf einer Linie, die etwa ein Viertel des Bistumsgebietes nach Süden abtrennt.

233 und dann endgültig 259 war jedoch die römische Macht in Obergermanien und Rätien nördlich der Donau und 400 in Rätien südlich der Donau ausgeschaltet, ab 476 mit dem Untergang des Weströmischen Reiches entfielen auch die Soldzahlungen an das römische Grenzheer.

Seit dem frühen 5. Jahrhundert wanderten aus Südwestböhmen die namengebenden „Bajuwaren“ ein, die zusammen mit verbliebenen Romanen, Kelten, Thüringern, Juthungen und Alamannen sowie gleichzeitig aus dem Norden kommenden fränkischen Siedlern mit Kern südöstlich des heutigen Bistums Eichstätt das spätere Baiern schufen. An den -ing- und -ingen-Orten pflegt man bajuwarische und alamannische Besiedlung

festzumachen, wobei bajuwarischen -ing-Orten oft ein „-ingen“ zugrunde liegt (vgl. 1)). Als sehr grobe Faustregel kann man sich den Westteil des (nachmalig bajuwarisch besiedelten) Nordgaues, das alamannisch-fränkische Sualafeld im Westen und den fränkischen Rangau im Nordwesten neben einer aus dem thüringischen Königreich nachwirkenden keilförmigen Einflußzone bis Thal-mässing als Bestandteile des späteren Bistums Eichstätt vor Augen halten. Seit der römischen Besatzungszeit wurde das Gebiet christianisiert.

738 hatte Winfried, bekannt unter seinem Beinamen Bonifatius, den Papst um „Missionare“ für „Germanien“ gebeten. Da sich gerade Willibald, einem vornehmen englischen Geschlecht entstammend, in Rom aufhielt, bekam er mit einigen seiner Gefährten den Auftrag. Die meisten Angaben zu Willibalds Leben gehen auf jene Aufzeichnung zurück, die von der Nonne Hugeburc in Heidenheim nach eigenen Schilderungen Willibalds aufgeschrieben wurde, Vergleichsdaten liegen spärlich vor.

Sofort war Willibald zum Bayernherzog Odilo aus dem Geschlecht der Agilolfinger, das die Herrschaft über das Land einst an sich gebracht hatte, gereist. Nachdem der Edle Suitger zu seinem Seelenheil Winfried bei ihrer Zusammenkunft in Linthart einen Teil des Landbesitzes übertrug, konnte Winfried diese „regio eihstat“, bestehend aus den Meierhöfen Eitensheim, Buxheim, Möckenlohe und Adelschlag sowie benachbarten Wäldern an Willibald, der Winfried aufsuchte, als Urausstattung für ein Wirken in jener Gegend weitergeben. In Eichstätt, in dem dort vorgefundenen Marienkirchlein, weihte Winfried Willibald am 23. 7. 740 zum Priester.

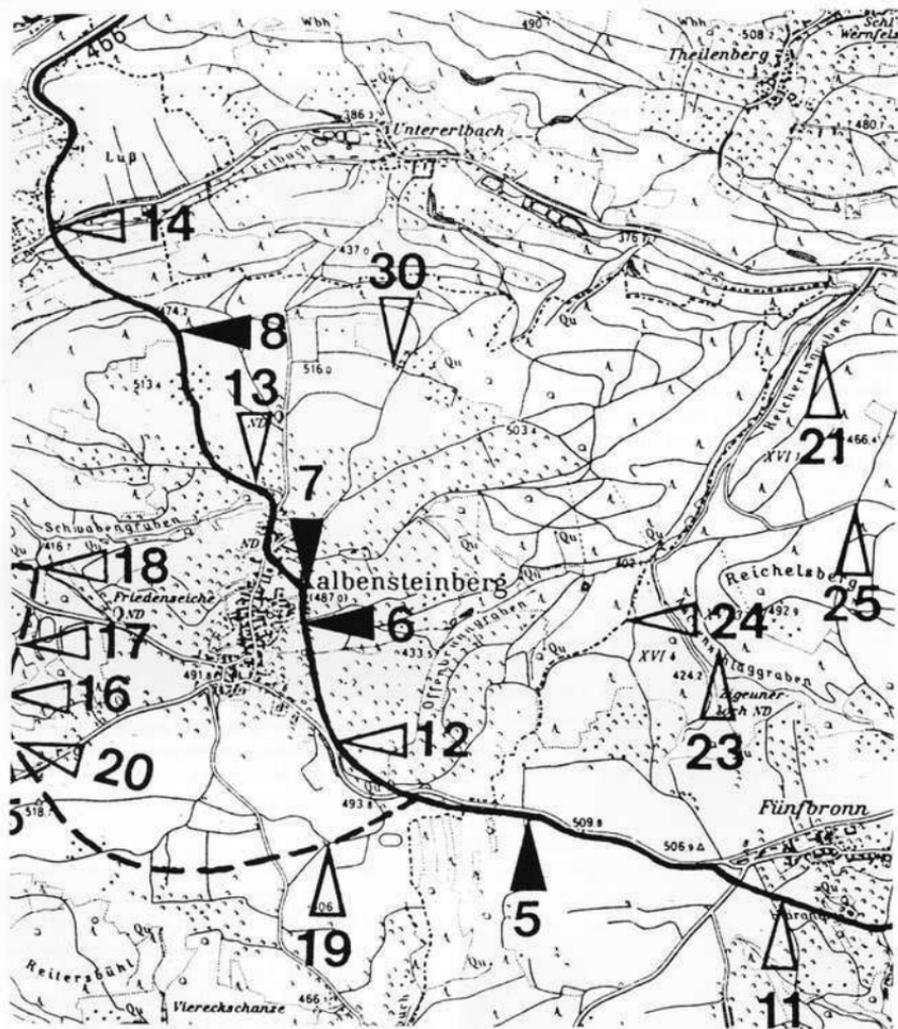
Seit Garibald, dem ersten namentlich Bekannten aus dem Stamm, lehnten sich die Agilolfinger fortwährend gegen die fränkische Oberhoheit auf, zumal sie u. a. prinzipiell von der Legitimität ihrer Herrschaft überzeugt waren und dank ihrer Heiratspolitik gelegentlich gute Verbindung zu den mächtigen Langobarden besaßen.

Doch schon Tassilo I. wurde 592 nach der Ausschaltung Garibalds vom Frankenkönig

Childebert II. eingesetzt. Hatte erst 725 und 728 der Hausmeier Karl Martell den fränkischen Einfluß nachhaltig bekräftigen können, so nahm Odilo, gerade aus dem Schutz des verschwägerten karolingischen Hofes zurückgekehrt, den Tod Karl Martells (741) zum Anlaß eines erneuten Aufstandes, den jedoch Pippin III. und Karlmann 743 im Endkampf am Lech niederschlugen. Mit der weiterhin zugestandenen inneren Selbständigkeit war es dann 788 vorüber. Karl der Große, der 781 gelegentlich einer Pilgerreise nach Rom mit dem Papst die Liquidierung Baierns beschlossen hatte, nutzte den Hoftag von Ingelheim, den angereisten Tassilo III. durch Verbannung ins Kloster für immer auszuschalten. Von nun an setzten die Franken Herzöge ihrer Wahl in Baiern ein.



Gedenkstein am Limes bei Petersbuch. Solche „Max-Steine“ errichtete man 1850/60 am Limes, an Römerstraßen und Kastellen (auch viele vermeintliche)



Teil der Grenzen um das Amt Wernfels-Spalt und das angefügte Niederjagdrevier für den eichstädtischen Pfleger (aus: Das Hochstift Eichstätt – Grenzsteine, Karten, Geschichte)

Es war der 22. Oktober 741, als Winfried in Sülzenbrücken bei Arnstadt (Thüringen) Willibald zum Bischof weihte. Nachdem schon 739 durch die Aufteilung in Diözesen die Bischöfe Bayerns feste Sprengel erhalten hatten, meldete Winfried 741 dem Papst die Errichtung von drei weiteren, den sogenannten mitteldeutschen Bistümern Würzburg, Büraburg und Erfurt, wie der päpstliche Stuhl

am 1.4.743 bestätigte. Es ist anzunehmen, daß Willibald für das Bischofsamt in Erfurt bestimmt war. Leider fehlt die klare Veröffentlichung aller Quellen aus Rom, die mit jener Zeit zusammenhängen. Und je seriöser ein Schreiber ist, desto häufiger muß er sich im Konjunktiv ausdrücken.

Wie Willibald der Nonne Hugeburc schildert, war er eine Woche nach der Bischofs-

weihe wieder in Eichstätt, an dem „für ihn bestimmten Ort“, wo er ein Kloster leitete. Noch ist kein Schriftstück gefunden oder bekanntgemacht worden, das die Gründung der Diözese Eichstätt belegt. So muß man von verschiedenen Annahmen ausgehen: entweder gleich 741 oder 742 oder 745 oder gar erst nach Willibalds Tod. Für Jubiläen eignen sich jedoch alle Daten, ob mit oder ohne Fragezeichen.

Der Ausblick in die bayerische Geschichte, die sich freilich auch hier Kriegszügen und Machenschaften der Herrscherhäuser anlehnt, ist insofern wichtig für Diskussionen, als bei einer Bistumsgründung vor der endgültigen Absetzung der Agilolfinger Eichstätt



„Landesgrenzstein“ von 1615 zwischen Hochstift Eichstätt und Herzogtum Bayern (bei Hitzhofen) mit Wappen des Hochstiftes



1818 wurden die FE-Steine und an den vier Chausseen, die von Eichstätt wegführten, besonders stattliche „Grenzpyramiden“ (z. B. bei Rothenstein an der heutigen B 13) mit Wappen des „Herzogs von Leuchtenberg“ gesetzt

als bayerisches Bistum zu bezeichnen wäre. Man beachtet dabei jedoch zu wenig, daß schon 715 anlässlich einer Pilgerfahrt Herzog Theodos Papst Gregor II. eine detaillierte Aufteilung der bayerischen Herzogskirche (ohne Eichstätt) konzipierte, bald danach politischer fränkischer Einfluß vorherrschte, Eichstätt von Anfang an Mainz unterstellt war und dessen Bischöfe samt Willibald an fränkischen Reichssynoden teilnahmen.

Die sich in den Jahrhunderten nach Willibald ausbildenden Grenzen hielten sich bis heute, sieht man von den Abtrennungen im Bereich Fürth – Erlangen – Velden für das 1007 geschaffene Bistum Bamberg ab. Da in der Regel natürliche Gegebenheiten zur Berandung verwendet wurden, zeigt beispielsweise die heutige Grenze im Süden den Weg der Donau an, wie er vor der ersten Umlegung 1362/63 bestand.

Entfaltung der weltlichen Macht

Das um 780 von Kadold gestiftete Salvator-Kloster Herrieden, das auch als Stützpunkt für kaiserliche Kriegszüge gedient haben soll, hatte im Jahr 831 Schenkungen beachtlichen Ausmaßes erhalten. Diese reiche Abtei war schon lange Zeit Ziel bischöflicher Begierde. Endlich erwirkte 888 Bischof Erchanbald von König Arnulf die Übertragung des Klosters. Den bisherigen Inhaber Luitbert, Kurfürst von Mainz, entschädigte man mit dem Reichskloster Ellwangen. So kamen auf einen Schlag Besitzungen in Tirol und Niederösterreich (z. B. bei Tils und Melk) an den Bischof von Eichstätt, der das Herrieder Kloster in ein bischöfliches Stift für Priester umwandelte und einen Teil des Besitzes selbst behielt.

Nachdem 889 ein großer Teil des Weißenburger Forstes an Eichstätt kam, übertrug 918 König Ludwig das Kind dem Bischof das Jagdrecht innerhalb seiner bisherigen Besitzungen, und im Jahr 1080 wird ihm der „Gredinger Wildbann“ über Wälder verliehen, die von der Schwarzach bis zur Altmühl reichen.

Während im 11. Jahrhundert Berching erworben wird und auch Beilngries und Greding an den Bischof fallen, vollzieht sich der größte Zugewinn 1305, als der Bischof das Erbe des Vogtes Gebhard VII., Graf von Hirschberg, antritt. Allein 120 Dorfherrschaften mit umfangreichem Grundbesitz gelangen in seinen Besitz, nur das kaiserliche Hochgericht geht nach einer Anfechtung des Erbes an die Verwandten ins bayerische Herzogshaus.

Die von mehreren Seiten betriebene Absetzung der Vögte im oberen Stift ab 1310, der Ankauf von Abenberg, Wernfels, Sandsee und Dollstein im 13., 14. und 15. Jahrhundert sowie der Erwerb weiterer Hochgerichtssprengel, wie Obermässing, Raitenbuch, Rumburg, Enkering und Beilngries, im 15. und 16. Jahrhundert führten den Bischof in den Rang eines weltlichen Fürsten, der sich sehen lassen konnte.

Das Territorium, auf dem ein Bischof als weltlicher Fürst über eine Reihe von Hoheitsrechten verfügt, heißt „Hochstift“. Das Eichstätter Hochstift wurde seit dem 16. Jahr-

hundert in ein oberes Stift und ein unteres Stift aufgegliedert, wobei manchmal bei Auflösungen der bischöflichen Verwaltung der Nordteil des unteren als mittleres herausgetrennt wurde. Das untere Stift ist zusammenhängend, das obere zerfällt in fünf Exklaven.

Verwaltung und Hoheitsrechte im Hochstift

Zur Ausführung der Hoheitsrechte und vor allem auch zum Eintreiben der Abgaben war das Hochstift in Ämter aufgeteilt. Jedem Amt stand ein adeliger Pfleger vor, dessen Aufgabe sich im wesentlichen in der Repräsentation erschöpfte, er residierte in einem Schloß bzw. auf einer Burg. Der Kastner, der für alle Arbeiten (Steuern, Gerichtssprechung, Verwaltung) Verantwortliche, war nicht adelig, jedoch ausgebildet, er wohnte am Hauptort des Amtes. So war beispielsweise Spalt Sitz des Kastners, Burg Wernfels jener des Pflegers.

Schon 908 hatte der Bischof das Recht erhalten, Münzen zu prägen. Die Verleihung des einträglichen Handelszollrechtes (zu unterscheiden vom gewöhnlichen Wegezoll) ging nicht ohne Einspruch der Markgrafen von Ansbach ab. Als 1656 Kaiser Ferdinand III. Eichstätt das Zollprivileg mit den vier Hauptzollstätten Berching, Eichstätt, Ornbau und Pleinfeld zusprach, fürchteten die Ansbacher mit Recht um die Einnahmen, da wichtige Handelsstraßen im Gebiet lagen. 1683 schloß man einen Vergleich, doch eine dauerhafte Einigung gelang erst im Rezeß von 1736. Das Recht, ein Heer aufzustellen, wurde den Eichstättern eher zur Last. Meist forderte der Kaiser ohnehin von Eichstätt nur das Geld für entsprechende militärische Leistungen.

Das Recht der hohen Jagd, also Hirsche, Hirschkühe und Schwarzwild zu erlegen, war den Bischöfen wie anderen „Hohen Herren“ wichtig. Sie konnten auf diese Weise Gäste einladen und sich gegenseitig kennenlernen. Die Strecke der immer wieder erwähnten Hofjagd von 1730 bei Greding, an der auch der Kurfürst von Mainz teilnahm, bildeten 170 Hirsche, 91 Stück Rotwild und 81 Sauen, zu der noch Niederwild mit 23 Rehen, 204



Der „Dreiländerstein“ bei Gerolfing bezeichnet das Zusammentreffen von Kurfürstentum Bayern, Hochstift Eichstätt und Pfalz-Neuburg (IEB: Johann Euchar Bischof).

Hasen und 2 Wölfen u. a. kam. Die Anreise zur hohen Jagd ins obere Stift lohnte sich für den Bischof nicht. So war mit den Ansbachern wiederholt vertraglich vereinbart, daß im oberen Stift dem Markgrafen die hohe Jagd zusteht und als Gegenleistung die Pfleger sowohl im eichstättischen wie auch noch in einem zusätzlichen ansbachischen Gebiet auf Hasen-, Reh- und Federwildjagd gehen dürfen. Von systematischer Waldbewirtschaftung wollten die eichstättischen Förster trotz einzelner „Forstordnungen“ nicht viel wissen; erst ab 1783, durch Einberufung einer Forstkommission und Errichtung einer Forstschule (1786) ändert sich einiges – sechzehn Jahre vor dem Ende der Hochstiftsära.

Hochgericht, Fraisch oder Halsgerichtsbarkeit bezeichnet das Recht auf die Aburteilung solcher Verfehlungen, bei denen Leibes-

strafen zu erwarten sind. Dazu gehörten Mord, Kircheneinbruch, Meineid, Beleidigung der Obrigkeit, aber auch Grenzsteinentfernungen usw., wie man etwa im Rezeß von 1736 nachlesen kann. Dabei entsagte Eichstätt nicht der Perversität, Menschen als „Hexen“ zu ermorden. Mehr als die niederen Gelüste am Hinrichten bzw. an primitiver Machtdemonstration (selbst die Henker berichteten von der Unschuld ihrer Delinquenten) waren es die Gebühren und das Einziehen von Eigentum der „Verurteilten“, die eine Erlangung des Hochgerichtes so attraktiv machten.

Vermarkungen

Die erwähnten Jagdbezirke außerhalb der Ämter im oberen Stift, einzelne weitere durch Verträge vorgenommene Aufteilungen der Jagdgebiete im unteren Stift und vor allem die Berandungen des Hochstiftes selbst sind durch Grenzsteine gekennzeichnet.

Jagdsteine wurden der geringeren Bedeutung wegen nicht sehr aufwendig gestaltet. Jene im ansbachischen Land tragen auf der einen Seite das E für Eichstätt und auf der anderen das B für Brandenburg-Ansbach. Am südlichen Rande des Hochstiftes finden wir solche mit P (Pfalz), B (Bayern) und Jagdhornmotiven. Jene zwischen Pappenheim und Eichstätt sind entweder völlig ohne Beschriftung oder bezeichnen mit PW Pappenheimer Wald und mit dem Hochstiftswappen, dem Krummstab, Eichstätt.

Neben den Burgfriedenssteinen, etwa um Eichstätt und Beilngries, und den Fortführungen am Rande des Hochstiftes, beispielsweise ums brandenburgische Amt Stauff oder bei Solnhofen oder nahe Gerolfing, sind es die „Landesgrenzsteine“, die unser Augenmerk verdienen. Die frühesten durch Protokolle belegbaren Landesgrenzsteine, wie die Hochgerichtssteine nach der Säkularisation genannt wurden (sie schieden tatsächlich im heutigen Sinne Inland von Ausland), stammen aus dem Jahr 1537. Die ältesten mit erkennbarer Jahreszahl wurden 1563 gesetzt.

Um die Ämter des oberen Stiftes finden wir örtlich recht unterschiedlich gestaltete



„Fraischstein“ des eichstättischen Amtes Wernfels-Spalt (Hochstiftswappen) aus dem 18. Jahrhundert

Steine, die auf der einen Seite das Wappen der Markgrafen (Adler mit Zollernwappen) und auf der anderen Seite einen Schild mit dem Bischofsstab tragen. Wo der Deutsche Orden Hochgerichtsnachbar war, wurde in die Steine dessen Kreuz eingemeißelt.

Wenn wir im Uhrzeigersinn das untere Stift umwandern, empfiehlt sich ein Start im Süden beim „Dreiländereck“ am Fuße des Hohenloheberges nahe Irgertsheim.

Als zufolge des Kölner Schiedsspruches Maximilians II. nach dem Landshuter Erbfolgestreit 1505 die Junge Pfalz entstand, die von 1542 bis 1618 protestantisch war, rainte im Südwesten das Amt Neuburg an. 1657, aufgrund eines Vertrages zwischen Pfalz-Neuburg und Graisbach mit Eichstätt 1656, wurden die bisherigen Pflöcke durch Steine

von der Südspitze des Hochstiftes bis Pappenheim ersetzt. Mit Pappenheim oder gar Weißenburg konnte sich Eichstätt nie so recht auf die wahren Grenzen einigen, weshalb heutzutage keinerlei Steine zu entdecken sind und man sich nur an Waldgrenzen orientieren kann. Das Pflegeverweseramt Wellheim, dem wir hier begegnen, entstand nach Ankauf des Ortes aus brandenburg-ansbachischem Besitz 1683, es liegt außerhalb des Bistums.

Gegen Stauf fertigte man 1642 und 1738 letztmals Grenzbeschreibungen – die verhältnismäßig schlichten Steine tragen E und B. Auf der Randzone des Amtes Obermässing gibt es keine Steine, da selbst die von Eichstätt dort aufgerichteten Holzplöcke regelmäßig von den Hilpoltsteinern entfernt wurden.

200 Steine kennzeichneten die neue Grenze seit dem Vertrag von 1767 am Nordoststrand zwischen dem Hochstift (E) und der



Fraischstein des eichstättischen Amtes Wahrberg-Herrieden (Wappen der Markgrafschaft Ansbach) aus dem Jahr 1563

Oberen Pfalz (OP); auch sie dienten trotz ihrer Schlichtheit als Wächter zum Ausland.

Aus den Jahren 1615, 1651 und 1792 stammen jene mit Rautenwappen und Bischofsstab gezierten Grenzsteine, die Eichstätt vom Herzogtum resp. Kurfürstentum Bayern schieden. Die Linie führt, östlich von Berching beginnend, bis zur Donau, die Ämter Hirschberg, Töging und Kipfenberg sowie den Ingolstädter Wald „Neuhau“ berührend. Sie wurde sogar mit Grenzwällen, die an den Limes erinnern, befestigt – noch 1702, um den Bayernfürsten gegen kaiserliches Land, das ein geistliches Territorium bei den Auseinandersetzungen jener Zeit war, zu schützen.

Nach der Säkularisation von 1802/03, als der Eichstätter „Fürstbischof“ seine weltlichen Besitzungen an Bayern abtreten mußte, kam zufolge des revidierten Reichsdeputationshauptschlusses das untere Stift ab 1803 für drei Jahre zusammen mit Salzburg, Berchtesgaden und dem Ilzland an Ferdinand, den vormaligen Erzherzog von Toscana. Aus jener Zeit sind gleichfalls Steine erhalten – für Grundstücke und als Ersatz für verlorengegangene Landesgrenzsteine. Ferdinand übernahm 1806 – aufgrund der Umverteilung nach der Schlacht von Austerlitz, dem Frieden von Preßburg und dem Vertrag von Brünn – Würzburg.

Ein gutes Jahrzehnt später, als sie endlich die europäischen Fürsten in den Befreiungskriegen von der Beherrschung durch das Frankreich Napoleons losgekämpft hatten, beschied der Wiener Kongreß erneut über die Umverteilung von Fürstentümern und die Pfründen für jene, die nun kein Land mehr erhalten konnten. Da war noch einmal eine große Stunde für Eichstätt angebrochen. Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais, ein treuer Gefolgsmann des Franzosenkaisers, stand mittellos da. Napoleon hatte den Fürsten Bayerns, das beständig auf der Seite Frankreichs stand, wie einige andere zum König arriviert und als eine der Gegenleistungen die Hand der Tochter dieses ersten Königs Maximilian für Eugen gewonnen. Das Königreich Bayern sollte nun ein Ersatzfürstentum mit gesicherten Einnahmen bereitstellen. Nach einigem Hin und Her erhielt Eugen die

südlichen zwei Drittel des einstigen unteren Hochstiftes Eichstätt.

Die dafür 1818 gesetzten Steine stehen auch heute noch um jenes „Fürstentums Eichstätt“, das in die zwei Landgerichte Eichstätt und Kipfenberg aufgeteilt war und blieb. Gerade weil die späteren Bezirksamter („Landkreise“) und auf weiten Strecken auch die Kreise („Regierungsbezirke“) diese Beratungen beibehielten, hatten und haben die Steine bis in unsere Tage eine gewisse Gültigkeit. Wo es sich anbot, verwendete man 1818 die alten „Bischofssteine“ und versah sie mit einer der 236 Nummern. Im Südwesten meißelte man zudem auf BE und PN die Buchstaben FE und das Rautenoval ein. Die gute Hälfte wurde neu gesetzt mit Rautenoval, FE-Schild und laufender Nummer.

Zu Zeiten der bischöflichen Oberhoheit, während der bis 1834 dauernden Leuchtenberger Ära sowie unter der Herrschaft im Königreich Bayern setzte man auch Steine zur Bezeichnung der Waldbesitzungen. Sie waren und sind für den „kleinen Mann“ oft von größerer Bedeutung als die stolzen Marken an den Landesfronten. Ob ein Baum auf diese oder die andere Seite einer Grenzlinie gehört, macht zuweilen einen schönen Batzen Geldes aus.

Betreuung der Grenzsteine

Wie alles Geschaffene, das nicht Unheil bringt, sind auch die Grenzsteine, die nun seit einigen Jahren auch andernorts erkundet werden, unserem Schutz befohlen. Eine gesonderte Erwähnung in Gesetzen (vgl. 4)) wäre gar nicht erforderlich. Wer das Geschick hatte, vor gut 20 Jahren zur Erhaltung von Flurdenkmälern angeregt zu werden, kann jedoch über so manche Unzulänglichkeiten berichten.

Die meisten Sorgen bereiten die Ämter und deren Herren – anscheinend eine historische Notwendigkeit. Es hilft nichts, Vorträge zu halten, Ausstellungen zu veranstalten, Schriften zu versenden, jedes der unzähligen Ämter eigens aufmerksam zu machen u. v. m. Kann man bei einer landschaftsverändernden Maßnahme etwas vernichten, dann wird es auch vernichtet. Jene Gemeinden und Städte, die



Der einzige Stein, der mit Hilfe höchster Gerichte von dessen Aneigner zurückgefordert werden mußte, steht seit Herbst 1992 wieder an seinem Platz (Oberzell). Im Bild: Kreisbaumeister, Bedienstete des Landratsamtes, Feldgeschworener, Pfarrer (als Anrainer) u. a.

gar zur Hilfe bereit sind, lassen sich an den Fingern abzählen; die protzigen Heimatbücher, buntbebilderten Hochglanzschriften gewisser Ämter, Ministerien und klerikaler Stellen sowie die markigen Reden bei Jubiläen sind das Gegenteil der Realität.

Daß die Sorge um jene Denkmäler, die sich bekanntermaßen in Staatsbesitz befinden, im Range der Haltung eines Reitpferdes für das Wochenende steht, ist offizieller Bescheid eines mittelbayerischen Finanzamtes aus dem Jahr 1991. Und auch die Regierung des Freistaates Bayern überläßt die Sorge um die Denkmäler dem Zufall.

In den vergangenen Jahren konnten einige Dutzend der Hoheitssteine aus Anwesen, Gärten, Bauhöfen, Gruben und Hecken an ihre Standorte verbracht werden. Zudem gelang es, von der bayerischen Landesregierung Mittel für handwerkliche Sanierungsarbeiten

zu erhalten, so daß sämtliche Steine aus dem Bereich und Umfeld des einstigen Hochstiftes Eichstätt gesichert werden können. Die Schwierigkeit bei diesen „Sanierungen“ ist (wohl immer), jene Personen zu finden, die nicht mit Meißel, Preßbluthammer, Säure, Farbtropf und Sandstrahler ans Werk gehen, sondern mit Verstand und Herz. Mit einigem Aufwand an Erkundungen meistert man freilich auch solche Probleme. Im wesentlichen gilt es meist nur, Risse zu schließen, Teile zu verbinden, Sockel zu ersetzen und die Steine trocken aufzustellen. Bemeißelungen, wie sie beispielsweise das Flurbereinigungsamt Ansbach bei Weidenbach vornahm, sind identisch mit der Zerstörung dieser steinernen Urkunden.

Zu vielen Setzungen und (nicht spektakulären) Hebungen ließen sich Schüler oberer Jahrgänge, die auch Autos besitzen, begei-



An einem alten Grenzpunkt des Hochstiftes (bereits 867 in der "Mettener Schenkung" genannt), wo sich zudem zwei vorrömische Straßen kreuzen, setzte man 1818 einen FE-Stein. Dank vereinter Kräfte wurde der bei einem Manöver vor vielen Jahren in den Boden gewalzte Stein wieder gefunden und dann von Schülern (ohne gewaltige Anstrengung) aufgerichtet.

stern. Wenn schon nicht viel vom Unterricht bleibt: das Graben eines Loches, das Transportieren des Grenzsteines, das Herbeiholen von Füllsteinen, das Zustampfen und die Erzählungen vor Ort bleiben wohl lebenslang haften. Da bei allen Manipulationen Feldgeschworene beigezogen sind, kommt es oft vor, daß diese recht Merkwürdiges vorzutragen wissen. Vergessen wird so keiner, daß nahe einem der Steinstandorte 1944 ein Flugzeug abstürzte und man mit Gewehren den Tank vor Plünderern schützen mußte oder daß wenig weiter ein Förster 1945 sein Grab schaufeln mußte, um sodann von den Ameri-

kanern erschossen zu werden. Wenn dieses Vorhaben im letzten Moment, als schon der Finger am Abzug des Gewehrs lag, dank einer Intervention nicht ausgeführt wurde, leiteten solche Schilderungen doch aus der Schulstube in die Wirklichkeit unseres Menschseins. Nicht weniger beeindruckt es die Schüler – mit Bezugnahme auf Unterrichtsinhalte – zu erfahren, daß diese stummen Grenzposten schon gesetzt waren, als man noch Leute verbrannte, die behaupteten, daß sich die Erde um die Sonne bewegte, als es in Bayern noch über 250 Jahre lang bis zur Abschaffung der unterschiedlichen „Schuhe“ dauerte, als noch 200 Jahre bis zur Französischen Revolution verstreichen sollten, das deutsche Kaiserreich noch 300 Jahre Bestand hatte u.ä.

Literatur:

- 1) Eigler, Friedrich:
Siedlung und Herrschaft im unteren Altmühltal. In: Globulus – Beiträge der Natur- und kulturwissenschaftlichen Gesellschaft I (1993).
- 2) Heidingsfelder, Franz:
Die Regesten der Bischöfe von Eichstätt. Innsbruck 1915.
- 3) Röttel, Karl:
Das Hochstift Eichstätt – Grenzsteine. Karten, Geschichte. Ingolstadt 1987.
- 4) Simmerding, Franz:
Bayerisches Abmarkungsrecht. Stuttgart-Vaihingen, (2. Auflage). 1986.
- 5) Wolfram, Herwig:
Baiern und das Frankenreich. In: Dannheimer, H. / Dopsch, H. (Hrsg.): Die Bajuwaren. München, Salzburg 1988.

Von Bildstockstiftern und Heiligen



Bildstock v.J. 1628 vor der Stadt Aub an der Gollach

Am Eingang zum Friedhof von Großbardorf ragt gleich neben der Leichenhalle das breit ausladende Gehäuse eines Bildstockes empor. 1610 als Gedächtnismarter für die Verstorbenen der Familie Ritter errichtet. Zehn Männer und eine Frau knieen in ihrer Zeittracht unter dem Kreuz. Ein knapper Text weist auf das Geschehen hin:

"ANNO 1594 DEN 5 NOVEMB IST IN GOTT VERSCHIEDEN DER ERBAR WOLFRITER HOFBAVER VF DEM ROHTHOF VND HERNACH ANNO 1610 DEN 21 MAJI IST IN GOTT VERSCHIEDEN VRSVLA WIRSING SNE EHELICHE HAVSFRAW DEREN BEIDEN SEELEN GOTT WOLLE GENEDIG SEIN". Die Bitte an den Vorüberkommenden findet man etwas verschlüsselt in lateinischer Sprache auf der Rückseite des Steins: O VOS OMNES QUI TRANSITIS – O, ihr alle, die ihr hier vorbeikommt!

Was uns noch heute beeindruckt, ist die ehrfurchtsvolle Haltung der unter dem Kreuz knieenden Stifter. Wer hätte die Courage und den Willen, sich mitsamt seiner Familie als

Bildstockstifter unter das Kreuz zu stellen? Zur damaligen Zeit war es frommer Brauch, Betende und Verstorbene nebeneinander im Stein festzuhalten.

An vielen oft eindrucksvollen Beispielen könnte man aufzeigen, wie man zum Lob und zur höchsten Ehre Gottes immer wieder, auch in gefährvollen, unsteten Zeiten wie in den schlimmen Jahren des 30jährigen Krieges, Bildstöcke setzen und sich selbst mitsamt den Familienangehörigen in den Stein hauen ließ.



Gedächtnismarter vom Anfang des 17. Jahrhunderts beim Friedhof von Großbardorf

Noch heute nach 365 Jahren wird jedem, der zu diesem Bildstock an der Straße von Oellingen nach Baldersheim vor dem Städtchen Aub an der Gollach hinaufblickt, in Erinnerung gerufen, daß die Erben von Georg Lochner der heiligsten Dreifaltigkeit zu Ehren einen Bildstock machen, setzen und aufrichten ließen. Und mit Stolz, jedoch auch in geziemendem Abstand unterhalb des Kreuzes, zeigt sich der 62jährige Gg. Lochner mit seinen drei Frauen, seinen sechs Söhnen und den drei Töchtern.

Auf die Julius-Echter-Zeit, datiert auf das Jahr 1600, weisen das Wappen und die Initialen JBWHF (= Julius · Bischof · Würzburg · Herzog · Franken) auf dem bildergeschmückten Bildstock in der Bahnhofstraße von Ebleben hin.

Der Stifter V. Lerrich Goezs fleht mit seiner Familie unter dem Kreuz zum Herrn um sein Seelenheil. Anders als bei den üblichen Darstellungen möchte der Bildstocksetzer



Ebleben, L.K. Schweinfurt, v. J. 1600

seine persönlichen Anliegen zum Ausdruck bringen. Für ihn ist der Gekreuzigte zugleich der Auferstandene, dargestellt am Osterlamm, und Gottvater über den Wolken ist der Herr der Welt. Im Dunkeln bleiben die Geschehnisse im oberen Teil der Tafel, auf welcher der heilige Georg den Drachen in der Nähe einer auf einem Hügel liegenden Kirche tötet.

In der gleichen Flur von Ebleben steht an der befahrenen Straße nach Opferbaum diese eindrucksvolle Martersäule: "ANNO 1616 HAT DER EHRSAM JORG GREHL SELIGER GETEGTNVS GOT ZV EHRN DISE MARTER AVERICHTEN LASSEN."



Bildstock v. J. 1616 an der Bundesstraße vor Ebleben



Stifterfamilie unter dem Kreuz

Seinen Namenspatron, den hl. Georg, hat der Stifter über dem Text auf ländlich-einfache Art in den Stein hauen lassen. In einer Seitentafel des Aufsatzes fleht die vierköpfige Familie zum Herrn am Kreuz. Nur wenige Autofahrer, die auf der schnellen, schnurgeraden Bundesstraße vorbeipreschen, halten einmal an, um einen der vielen Bildstöcke in der fränkischen Landschaft genauer zu betrachten.

Voll besät mit Stiftern und an der Bildstocksetzung Beteiligten ist eine Marter in der Schwemmelsbacher Flur, draußen am Hohlenweg bei einer Feldscheune. Im grünen Sandstein sind seit 1620 die zehn zum Gekreuzigten hinaufflehenden Adoranten festgehalten, auf der Rückseite erkennt man unter



Stiftergruppe unter dem Kreuz an einem Bildstock v. 1626 am Hohlenweg bei Schwemmelsbach



1683 hat Hans Bartel Ulerig von Sommerach diesen Bildstock aufrichten lassen

dem Bild des auferstandenen Heilands nochmals dreizehn in Zeittracht gekleidete Beter, davon namentlich genannt sind Nikolaus und Kadrina Kriger.

Nach vollendeter Weinbergsbereinigung ist 1961 in Sommerach der aus dem Jahre 1683 stammende Bildstock am Weinbergsweg nach Nordheim hin erneuert worden. Mit Ehefrau und fünf Kindern wollte sich Hanns



Bildstock in Opferbaum vom Jahre 1599

Bartel Ulerig verewigen, als er ANNO DEN 14 AVGVSTI 1683 hat "GOT ZV EHREN DISEN BILTSTOC MACHEN LASSEN." Anlässe, auch in heutiger Zeit einen Bildstock erneuern oder gar neu setzen zu lassen, gäbe es genügend: Abschlüsse einer großen Arbeit, hohe Festtage, Jubiläen oder wie früher allein zum Lobe und zur Ehre Gottes.

Immer sind Darstellungen von Stiftern auch Zeitdokumente und Zeugnisse für



Oberthulba 1657, am Weg neben der Straße nach Hammelburg

landschaftsgebundene Trachten und modische Kleidung. Den Bildstock von 1599 hat der Opferbaumer Valten FisegeR gestiftet und setzen lassen. Auf der einen Schauseite sind ohne jeden Zusatz die beiden Männer zu erkennen in der Tracht am Ende des 16. Jahrhunderts.

Wichtiger, kirchengeschichtlich interessanter und teils geschichtlich bedeutsamer sind die schier unzähligen Darstellungen von Heiligen.

Am häufigsten erscheinen, verbunden mit dem Motiv der Kreuzigung, die Mutter Gottes und der heilige Johannes unter dem Kreuz. Mit dem Anruf: "O MENSCH SIEHE WIE CHRISTVS SEIN HAVPT HAT GENEIGET DICH ZV KVSSSEN" will ein Bildstock vom Jahre 1657 am Ortsrand von Oberthulba den Vorbeikommenden zum kurzen Verweilen und zum Gebet bitten. Hier bleiben auch alle



Nothelferbildstock beim Kloster Altstadt in der Nähe von Hammelburg

Jahre einmal die Karlstädter Wallfahrer stehen, wenn sie hinauf zum Kreuzberg in die Rhön pilgern. Der Bildstock soll aus Dankbarkeit für die gut überstandene Zeit des furchtbaren 30jährigen Krieges von der Familie BOLICH gestiftet worden sein.

Sehr oft treten die Stifter ins Unbekannte zurück oder geben ihren Namen nur durch Initialen (J. B. G. und A. M. G.) preis, wie auf dem Bildstock vor dem Kloster Altstadt bei Hammelburg, wo heute weitaus mehr Musikanten als Klosterbrüder anzutreffen sind. Es ist eines der religiösen Denkmäler vom Anfang des 18. Jahrhunderts, auf dem



Bildstock von 1819 in der Flur von Helmstadt



Der Hl. Kilian auf einem Bildstock v. J. 1614 in Rundelshausen

die Vierzehn Nothelfer, vorgestellt mit ihren Attributen und in der Mitte die Muttergottes mit dem Kind, zu sehen sind. Die andere Aufsatzseite zeigt das Blutwunder von Walldüren, ist doch belegt, daß die Franziskaner vom Altstädter Kloster ab 1635 die Walldürner Wallfahrt geleitet haben. Rasch breitete sich in Franken der Vierzehn-Nothelfer-Kult aus.

Recht beliebt wurde die Darstellung der 14 Heiligen als sog. "Kindleinskranz". Um das Jesuskind scharen sich die Nothelfer als Kinder, wie sie dem Schäfer von Frankenthal erschienen sind. Mit berechtigtem Stolz hat der Helmstädter Maurermeister Michael Baunach (M.M.B.) in den Schaft seines ge-



Der hl. Jakobus major auf einem Bildstock bei Gössenheim (Richtung Eußenheim)



Bildstock auf dem Weinbergsweg am Fuße des Schwanberges auf Großlangheimer Gemarkung

stifteten Bildstocks gemeißelt: "Zu Gottes Ehr und Glorie, der H. Jungfrau Maria, den 14 H Nothelfer Zu Ehren hab ich, J. Michael Baunach, Maurer Meister, diesen Bildstock gemacht, den 12. Mai 1819."

Den seit dem Jahre 1614 in Rundelshausen aufgestellten Bildstock hat der damalige Schultheiß KILIAN PFIESTHER gestiftet. Grund dafür, daß der hl. Kilian als Seitenfigur erscheint. Nach alter Gewohnheit nennt Pfi-

ster auch seine Ehefrau Barbara, außerdem Jörg Ochs und auch Elisabeth, die Ochsinn.

Auch bei Neusetzungen könnten Namens-, Orts- oder Berufsschutzheilige auf dem Bildstock erscheinen, wie es im Fränkischen immer Tradition gewesen ist.



Bieberehren, Flurabteilung "In die Steig", 1713

Ein beliebter Heiliger im fränkischen Raum ist von jeher der hl. Jakobus der Ältere gewesen, dargestellt mit Wanderstab und Muschel am Hut. Der Heilige selbst würde seinen Spaß daran haben, wenn er sich dergestalt als Santiago-Pilger und Wallfahrer durch das Land, wie hier auf einem Bildstockaufsatz neuerer Zeit bei einem Aussiedlerhof in der



Bildstock von 1768, am Weg zur Ursulakapelle bei Alleben an der ehemaligen Zonengrenze

Nähe von Gössenheim, wiedererkennen würde.

Als Schutzpatron für den Bauernstand und insbesondere für das Vieh ist der hl. Wendelin auf dem Bildstock vom Jahre 1797 zu Füßen des Schwanbergs, an der Stelle, wo die Großlangheimer Weinberge am Kiliansberg enden und die Äcker und Wiesen beginnen, zu erkennen. Als Schäfer mit Schippe, breitrandigem Hut und Schäfermontur steht der Bauernheilige inmitten von Rindern und Schafen. Der Bildstock ist nach Angaben im Sockel im Jahre 1909 von Lorenz Pfannes in Chikago (Amerika) neu errichtet worden. Zu allen Zeiten hat es kunstsinnige Mäzene gegeben.

Vor allem in Winzergemeinden, wie in Bieberehren im Gollach- und Taubergrund am südlichen Rand des Ochsenfurter Gau gelegen, wird der hl. Urban als Schutzpatron von altersher verehrt. Der Festtag dieses Heiligen, der 25. Mai, ist ein wichtiger Termin für die Weinbauern. Es ist die Zeit der Blüte. Jeder Berufsstand braucht auch heute noch seine Schutzheiligen und Fürbitter.



Bergtheim, 1787. Ein 1949 von Sebastian Hornung restaurierter Bildstock

Und gerade die hl. Ursula nimmt Hilfe- und Schutzsuchende unter ihren weiten Mantel. Ein reich verzierter Bildstock vom Jahre 1768 steht am Weg hinauf zum Kapellenberg bei Alsleben, auf dem die Ursulakapelle (1750–1754 erbaut) von weitem zu sehen ist.

Nach einer Sage wurden im 30jährigen Krieg die Einwohner von Alsleben vom Angriff der Schweden verschont, weil durch eindringliches Gebet die hl. Ursula mit den 10.000 Jungfrauen vom Kapellenberg herabgezogen kam und die Schweden das Glitzern der goldbestickten Kleider in der Sonne für die Rüstungen eines mächtigen Heeres hielten und rasch abzogen.

Mehrere Jahrhunderte hindurch stand der Bildstock mit der Abbildung des hl. Vitus an einer gefährlichen Straßenkreuzung in

Hörblach. Mehrmals wurde er umgefahren und in viele Teile zerlegt. Nun steht er nach einer recht geglückten Restauration vor der Dorfkirche, schließlich ist der hl. Veit der Ortspatron von Hörblach. Viele Bildstöcke sind in einem desolaten Zustand und warten auf großzügige Gönner und hilfreiche Spender.

Von der unteren Hauptstraße an den Löschweiher von Bergtheim versetzt, steht der Bildstock vom Jahre 1737 nun geschützt unter einigen Birken und erinnert an einen wichtigen Bischofsbesuch, als Julius Döpfner 1949 in der Gemeinde Bergtheim die Firmung spendete. Eine großartige Idee, anlässlich eines solchen Festes eine Bildstockrenovierung vorzunehmen. Es sollte eine alte Tradition bleiben, daß man auch in der jetzigen Zeit Bildstöcke stiftet, neu setzen oder renovieren läßt!

R. Worschech, Peterplatz 9, 8700 Würzburg



Der hl. Vitus im Ölkessel, Hörblach 1618

Festakt zum 700. Todestag von Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg S. A.

im Reichsstadtmuseum von Rothenburg ob der Tauber

Der 9. Mai 1993 (18. Ijar 5753) wurde in der jüdischen Welt nicht nur als Lag Baomer gefeiert – er war gleichzeitig der 700. Todestag des weltberühmten Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg o. d. Tauber.

Diesen historischen Jahrestag nahm die Stadt Rothenburg ob der Tauber in Zusammenarbeit mit dem Reichsstadtmuseum in Rothenburg und der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg zum Anlaß, um des großen jüdischen Gelehrten und mit ihm zusammen der einstigen Jüdischen Gemeinde der Reichsstadt zu gedenken.

Zur Feierstunde im Reichsstadtmuseum – der schon einige Tage zuvor ein in der alten Reichsstadt wohl erstes gemeinsames jüdisch-christliches Gebet im Saal des Goethe-Instituts vorausgegangen war – begrüßte Oberbürgermeister Hachtel neben einer Vielzahl von Ehrengästen den Vorsitzenden der Deutschen Rabbinerkonferenz, Landesrabbiner Joel Berger aus Stuttgart, den Rektor der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg, Magnifizienz Prof. Dr. Julius Carlebach, den Vertreter des Schirmherrn der Feier, Staatsminister Hans Maurer und den Regierungspräsidenten von Mittelfranken Heinrich von Mosch sowie zahlreiche jüdische Gäste aus dem In- und Ausland, unter ihnen auch eine direkte Nachfahrin des mittelalterlichen Talmud-Gelehrten aus Manchester.

In seiner Ansprache, der Melodien von Walther von der Vogelweide, auf mittelalterlichen Instrumenten von der "Rothenburger Stadtpfeifferey" meisterhaft dargeboten vorausgegangen waren, bezeichnete das Stadt- oberhaupt den 700. Todestag des großen Talmudgelehrten als einen "ganz besonderen Gedenktag", denn erst durch das Wirken des Rabbiners sei die Stadt zu einem bedeutenden jüdischen Zentrum des Mittelalters geworden, ungeachtet der Tatsache, daß die Juden mehrfach Opfer von Pogromen wurden. Der

Oberbürgermeister erklärte, daß man es sich jetzt in Rothenburg zur Aufgabe gemacht habe, sich der Geschichte zu stellen.

Staatssekretär Maurer würdigte in seinem Grußwort Rabbi Meir von Rothenburg als "einen der größten Religionswissenschaftler, der je in Deutschland gelebt hat." Daß dieser "Talmud-Gelehrte von europäischem Rang" hier gewirkt habe zeige auch an, welche bedeutende Rolle die Stadt im Mittelalter gespielt habe. Das schlimme Schicksal des heute weltberühmten Rabbiners – Rabbi Meir starb im Jahre 1293 nach 7 Jahren Haft im Kerker, zu denen ihn Rudolf von Habsburg verurteilt hatte, um von den Juden Geld zu erpressen; erst 14 Jahre nach seinem Tode – so lange hatten seine Feinde die sterblichen Überreste nicht zur Beerdigung herausgegeben, weil sie immer noch Geld herauspressen wollten! – konnte er auf dem Friedhof von Worms seine letzte Ruhestätte finden – könne exemplarisch für das Schicksal des Judentums hierzulande betrachtet werden. Die parallel zu der Gedenkfeier eröffnete Ausstellung solle an die Geschichte erinnern und zu gegenseitiger Achtung und Toleranz mahnen.

Museumsleiterin Frau Dr. Hilde Merz, die Initiatorin sowohl der Ausstellung als auch der Feierstunde und der anderen Aktivitäten, erklärte in ihrer kurzen Ansprache, wie sehr sie von der Persönlichkeit, dem Leben und Wirken von Rabbi Meir von Rothenburg und von der Situation der Juden im mittelalterlichen Rothenburg fasziniert sei; in schlichten, eindrucksvollen Worten berichtete sie über die Jüdische Gemeinde der Reichsstadt, die im Mittelalter mit ca. 450–500 Mitgliedern 1/5 der Gesamteinwohnerschaft der Stadt ausgemacht habe. Nach dem ersten Pogrom 1298 habe sich bald wieder eine neue Gemeinde gebildet, verfolgt von Neid und vom Haß der christlichen Bevölkerung, besonders von der Mißgunst der Handwerkszünfte. An allem waren die Juden schuld – besonders an der

Geißel des Mittelalters, der Pest, die sie ja angeblich durch die Brunnenvergiftung verschuldet hätten – und das war die Legitimation für ihre christliche Umgebung dafür, sie auszuroten. Nach einem neuerlichen Pogrom 1349/50 wurden die Häuser der Juden vernichtet, der Wohnbereich für die wenigen Überlebenden oder Neuzuwanderer aus der Stadt auf den aufgefüllten Graben der ersten Stadtbefestigung im Nordosten des Ortes als erste Vorstadtgasse zwischen Weißem Turm und der heutigen Klingengasse, in der "Judengasse", weit vom Stadtzentrum, verlegt. Die alte Synagoge wurde bis 1404 genutzt und dann von der Stadt in eine Marienkapelle "umgewandelt". Einige Jahre später durften die Juden ein neues Bethaus errichten – direkt an ihrem Friedhof. Von diesem Friedhof, der sich auf dem jetzigen "Schrankenplatz" befand, konnte bei Bauarbeiten vor 80 Jahren eine größere Anzahl von Grabsteinen geborgen werden; diese Grabsteine wurden restauriert und bilden nun – in einem Gewölberraum des Reichsstadtmuseums – das Kernstück der neuen Abteilung JUDAİKA, die gleichzeitig mit diesem Festakt der Öffentlichkeit übergeben worden ist.

Als "krönenden Abschluß" bezeichnete Frau Dr. Merz zwei silberne Sabbathleuchter aus Rußland, die von Frau Judith Magnus im Andenken an ihren verstorbenen Mann dem Museum als Stiftung überlassen wurden.

"Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg o. Tauber bis heute eine "besondere geistige Bedeutung verdankt" stellte S. Magnifizenz, Prof. Dr. Julius Carlebach, Rektor der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg die Persönlichkeit des großen bedeutenden mittelalterlichen Talmudgelehrten nahebrachte. "Rabbi Meir lebt", sagte Prof. Carlebach – er ist bis heute ein lebendiger Lehrer durch seine Werke und dadurch, daß er für Lehre und Ritus unzählige Menschen begeistert hat. Auf die Schattenseiten der Beziehungen von Juden und Christen in diesem Lande eingehend stellte er fest, daß die Feier nicht für Rabbi Meir sein sollte, sondern für uns – damit jeder es sich zur Aufgabe mache darüber nachzudenken, was getan werden könne, damit sich ein so grausames Schicksal wie das des berühmten Talmudgelehrten nicht wiederholen

könne. Er erklärte, daß Rabbi Meir sein Leben für den Frieden der Menschheit hingegeben habe.

Nach einem Vortrag geistlicher Musik aus dem 13. Jahrhundert durch die bereits erwähnte Stadtpfeifferey hielt der Vorsitzende der Deutschen Rabbinerkonferenz, der Landesrabbiner von Württemberg Joel Berger aus Stuttgart, eine vielbeachtete Festrede. Er ging nicht nur eindringlich und tiefeschürfend auf die Person von Rabbi Meir von Rothenburg und auf die Rolle der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde der Reichsstadt ein, er zog auch sehr anschaulich Parallelen zu den vielen Verfolgungswellen und zu der Situation der Juden in neuer und neuester Zeit.

Seinen ganz besonderen Dank sprach er im Namen aller der äußerst rührigen Museumsleiterin Dr. Hilde Merz aus, für ihre "aufopfernde Hingabe" bei der Schaffung der neuen Abteilung Judaika im Reichsstadtmuseum und bei der Vorbereitung und Durchführung der beeindruckenden Gedenkfeier. Es sei auch ihr Verdienst, daß genau zur Gedenkfeier eine von der Stadt herausgegebene Schrift – das 3. Heft der Museumsreihe mit dem Titel "Judaika im Reichsstadtmuseum – Zur Geschichte der mittelalterlichen Jüdischen Gemeinde in Rothenburg ob der Tauber" habe erscheinen können.

Beendet wurde die Feierstunde mit einer gesanglichen Interpretation des Klageliedes "Scha'ali serufah ba'ejsch ...", das Rabbi Meir anlässlich der Verbrennung des Talmuds 1242 in Paris, deren Zeuge er sein mußte, geschrieben hatte, durch Dozent David Alster-Yardeni M. A. aus Haifa.

Danach hatten alle Teilnehmer der Festveranstaltung ausreichend Gelegenheit, die neue Abteilung Judaika, die die Geschichte der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde in Rothenburg o. d. Tauber dokumentiert, zu betrachten.

Der Initiatorin und Organisatorin der Veranstaltung und der neuen Museumsabteilung gebührt tiefster Dank und höchste Anerkennung aller; sicher wird es für sie die größte Genugtuung sein, wenn möglichst viele Menschen die neue Abteilung besuchen, aus dem dort Gesehenen lernen und dadurch für ihr weiteres Leben Konsequenzen ziehen – zum Wohle der ganzen Menschheit.

Der "Nürnberger Kulturspiegel": (Bezugsadresse: Tourismus-Zentrale, Postfach 4248), Nürnberg, Tel. 0911/23360) kann mit seinem "Kalendarium Sommer 1993 in Nürnberg", das rund 250 Termine enthält, die vom SPIEGEL vor einem Jahr aufgestellte Behauptung, Nürnberg sei "die langweiligste Stadt Deutschlands" eindeutig widerlegen.

Das Oberfränkische Schulmuseum wurde am 19. Juni in Ködnitz bei Kulmbach eingeweiht. In dem 130 Jahre alten ehemaligen Dorfschulhaus erhält der Besucher ein eindringliches Bild vom Schulehalten in früheren Zeiten. Seit 1988 hat sich der Dorfschul-Verein unter der Leitung von Günter Wild um die Errichtung dieses Museums gekümmert. Es ist dienstags bis sonntags von 9 bis 18 Uhr geöffnet. Informationen gibt es bei Bürgermeister Ehrnsperger, Ködnitz b. Kulmbach, Tel. 09221/75562.

Daß Bamberg auch am Jakobsweg lag, wurde seit einigen Jahren wieder mehr und mehr bekannt. Und die Bamberger St.-Jakobs-Kirche ist inzwischen auch wieder eine der offiziellen Stationen auf dem europäischen Pilgerweg nach Santiago de Compostella geworden. Denn in Bamberg trafen seit alters zwei Jakobswege zusammen: einer aus dem Thüringischen, der andere aus Böhmen. Nach Abschluß einer umfangreichen Innenrenovierung wurde die St.-Jakobs-Kirche am 20. Juli mit der Konsekration eines neuen Altares durch den Bamberger Erzbischof Dr. Kredel wieder geöffnet.

Aktuelle Informationen über das Altmühltal hält das Info-Zentrum Naturpark Altmühltal in Eichstätt, Notre Dame 1, Tel. 08421/6733 in einer 44-seitigen Zeitung bereit.

Eine neue Landesbehörde erhält Bamberg mit dem "Institut für Familienforschung", das von München nach Bamberg verlagert und künftig der Universität Bamberg angegliedert sein wird. Das Institut in Bamberg soll mit 15 Stellen besetzt werden.

Die Landesgartenschau 1994 in Hof hat mit Errichtung der Brücke, die die kürzeste Verbindung zwischen Altstadt, den neu gestalteten Saaleauen und dem Stadtpark Theresienstein bietet, ein

markantes Zeichen erhalten. Die Landesgartenschau selber wird vom 29. April bis 3. Oktober 1994 dauern.

450 Jahre alt wurde die Coburger Hofapotheke in diesem Sommer. Aus diesem Anlaß stand das älteste Privathaus der Stadt einen Tag lang der Öffentlichkeit offen: Das Tonnengewölbe, der Kräuterboden und die Braustätte des Coburger Hoflikörs waren stark besuchte Anziehungspunkte.

Die Konzert- und Kongreß-Halle in Bamberg an einer Nahtstelle zwischen Altstadt und neuem Viertel und direkt an der Regnitz gelegen, wurde am 10. September in Anwesenheit hoher Politiker und prominenter Gäste aus Deutschland und Europa feierlich eröffnet. Die Halle ist künftig auch die Heimstätte der Bamberger Symphoniker. Mehr als zehn Prozent aller Bamberger besuchen regelmäßig Symphoniekonzerte, damit steht Bamberg an der Spitze aller vergleichbaren Städte! Die gotische, ehemalige Dominikanerkirche, der bisherige Konzertraum der "Bamberger", hatte die rege Nachfrage nach Konzert-Abonnements schon lange nicht mehr befriedigen können.

Fränkisches Hausbrauwesen ist nicht zum Untergang verurteilt! Diese erfreuliche Mitteilung machte bei der Vorstandssitzung des Bayer. Brauerverbandes in Staffelstein der Verbandsgeschäftsführer Hubert Dietz. In einem Gespräch im Bundesfinanzministerium hatten Vorsitzender Oswald Bauernschubert und die Verbandsgeschäftsführung eindeutig und ausdrücklich bestätigt bekommen, daß die Ausübung des Hausbraurechts durch eine Änderung des Biersteuergesetzes nicht beeinträchtigt werden wird. Hausbrauer könnten also nach wie vor ihr Bier in eigenen Braustätten selbst brauen oder über gewerbliche Brauereien beziehen. Auch das von Hausbauern in nichtgewerblichen Gemeindebrauhäusern hergestellte Bier sei dem im eigenen Haushalt gebrauten Bier gleichzustellen. Mit dieser Regelung wolle das Ministerium die traditionellen Gepflogenheiten und regionalen Besonderheiten, insbesondere auch den Bestand der in Bayern vorhandenen Gemeinde- und Gemeinschaftsbrauhäusern, unterstützen.

13000 Urkunden kehrten nach Würzburg zurück: Im April d.J. sind 13 324 Urkunden aus der Zeit von 777 bis 1401 nach über einhundert Jahren "Münchner Verbannung" nach Würzburg zurückgekehrt.

Im Zuge der noch lange Zeit nach der Säkularisation betriebenen zentralistischen Bestrebungen hatte das damalige "Kgl. Bayerische Kreis-Archiv in Würzburg" alle in seinem Besitz befindlichen, vor dem Jahre 1401 ausgefertigten Urkunden – darunter das von Karl d. Gr. 777 dem Kloster Fulda ausgestellte Schenkungsdiplom über Hammelburg und die berühmte "Guldene Freiheit" Kaiser Barbarossas von 1268 – nach München abgeben müssen, wo sie dem "Königlich Bayerischen Reichs-Archiv" einverleibt worden waren.

Im Zuge der vom derzeitigen Generaldirektor der Staatlichen Archive in Bayern, Prof. Dr. Jaroschka, eingeleiteten und konsequent betriebenen Dezentralisierung des Urkundenbestandes kehrten diese Dokumente fränkischer Geschichte jetzt ins Staatsarchiv Würzburg zurück.

Die Heimkehr wurde am 22. Juni mit einer Feierstunde und einer gleichzeitigen Ausstellung in den Staatsarchivräumen auf der Festung Marienberg gebührend begangen. -en

Goldmedaille im Schönheitswettbewerb der Dörfer: Beim Wettbewerb "Unser Dorf soll schöner werden", der seit 30 Jahren besteht und an dem sich heuer rund 1300 bayerische Kommunen beteiligt haben, gewannen jeweils eine der acht Goldmedaillen die Gemeinde Rabelsdorf (Lkr. Haßberge), Horsorf (Lkr. Lichtenfels), Weickenreuth (Lkr. Hof) und Untermesselbach (Lkr. Neustadt/Aisch - Bad Windsheim). Zusammen mit den übrigen vier Siebergemeinden in Bayern können diese Gold-Sieger jetzt am Bundeswettbewerb um das schönste Dorf Deutschlands teilnehmen. Für die beispielhafte Gestaltung von Hoforen erhielt Frankenwinheim im Landkreis Schweinfurt eine Silbermedaille und einen Sonderpreis des Landwirtschaftsministers.

Museen und Ausstellungen

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg hat nach mehr als fünfjähriger Bauzeit am 19. Juni seinen Erweiterungsbau mit der Ausstellung "LudwigsLust – die Sammlung Irene und Peter Ludwig" eröffnet. Höhepunkt der Präsentation sind die rund 170 Gemälde, Zeichnungen, Collagen, Skulpturen, Originalkeramiken und Druckstöcke Pablo Picassos: Es handelt sich um die größte Sammlung von Werken dieses Jahrhundertsgenies in Deutschland.

Danner-Stiftung stellt in Bamberg aus: Zum vierten Male hatte die Benno und Therese Danner'sche Kunstgewerbestiftung (Dannerstiftung in München) einen bayerischen Wettbewerb für das gestaltende Handwerk, den "Danner-Preis '93", ausgeschrieben.

Das Ergebnis dieses Wettbewerbes, die Ausstellung "Danner-Preis '93", wird in diesem Sommer in der Neuen Residenz in Bamberg gezeigt und findet weite Beachtung.

"Geschichte aus Gruben und Scherben – Archäologische Ausgrabungen auf dem Domberg Bamberg" nennt sich eine Ausstellung des Historischen Museums Bamberg und des Lehrstuhls für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit der Universität Bamberg im **Historischen Museum Bamberg** (Alte Hofhaltung); sie ist täglich (außer montags) von 9 bis 17 Uhr geöffnet, und zwar bis zum 31. Oktober.

1893 fand in **Würzburg** eine überaus beachtete Kunst- und Altertümer-Ausstellung statt. Sozusagen eine Replik liefert jetzt das **Mainfränkische Museum auf der Festung Marienberg** mit seiner

Ein Orgelmuseum ist in Ostheim v. d. Rhön im ehemals Hanstein'schen Schloßchen eröffnet worden. In den zwei Stockwerken des Renaissancebaus erwartet den Besucher eine systematisch gegliederte Einführung in die Geschichte von Technik und Klangwelt des königlichen Instruments. Orgelbaumeister Horst Hoffmann aus Ostheim (seine Orgelbauwerkstatt besteht seit sieben Generationen!) und Kirchenmusikdirektor Jürgen-Peter Schindler aus Sulzbach-Rosenberg sind die Initiatoren dieses fast einmaligen Museums: In ganz Deutschland gibt es nur insgesamt drei Orgelmuseen!)

Sonderausstellung **"Fränkische Ausstellung von Alterthümern in Kunst- und Kunstgewerbe** – Wegen des großen Erfolges nach 100 Jahren erneut im Programm". Bis 10. Oktober täglich (außer montags) 10 bis 17 Uhr.

Im Juni wurde in **Mellrichstadt** die **"Kreisgalerie"**, eine Einrichtung des Landkreises Rhön-Grabfeld, eröffnet. Untergebracht im renovierten ehemaligen Spitalgebäude in der Hauptstraße und geöffnet mittwochs von 16 bis 19 Uhr und sonntags von 13 bis 16 Uhr, werden als erstes Werke der fränkischen Malerfamilie Herrlein und der Gebrüder Schiestl gezeigt.

Mit der Präsentation der Sammlung Ludwig, einer der spektakulärsten Kunstsammlungen der Welt, eröffnete das **Germanische Nationalmuseum in Nürnberg** seinen Neubau. **"LudwigsLust"** zeigt auf 3000 Quadratmetern Ausstellungsfläche rund 600 Exponate von der antiken bis zur zeitgenössischen Kunst, die das Aachener Fabrikanten- und Kunstmäzen-Ehepaar Irene und Peter Ludwig in den letzten Jahrzehnten zusammengetragen hat.

Freilandmuseum Bad Windsheim bemüht sich um Integration von Behinderten: Eine sechs- bis achtköpfige Gruppe von Schülerinnen und Schülern der Franziskus-Schule für Geistigbehinderte in Bad Windsheim, betreut von Fachlehrer und Hobby-Imker Karl Grottnner und gefördert von Museumsdirektor Dr. Karl Bedal und Museumspädagogen Günter Distler, betreut seit diesem Sommer das Bienenhaus des Freilandmuseums.

Gleich mehrere Sonderausstellungen führt das **Graf-Luxburg-Museum Schloß Aschach** bei Bad Kissingen in diesem Sommer und Herbst durch: Im Schloß sieht man in einer großen Fotoausstellung "Gäste und Bewohner auf Schloß Aschach". Nach "Schürzen, Tücher und Hauben" wird im Volkskundemuseum ab 16. Sept. "Ein Waschtage wie früher" vorgeführt. Das Schulmuseum würdigt bis zum Saisonschluß "Heimatkunde und bildnerisches Gestalten". Samstag,

18./Sonntag, 19. Sept. findet dann wieder das "Museumsfest" statt. Öffnungszeiten aller Museen: Täglich außer montags 14 bis 18 Uhr (im Oktober nur bis 17 Uhr).

Europäische Textil- und Materialkunstbiennale in Bayreuth: Die erzfränkischen Grundlegenden Phantasie und Neugierde haben bei der Planung und Durchführung der ersten europäischen Textil- und Materialkunstbiennale Pate gestanden, wenngleich auch eher wehmütige Erinnerungen an die leider vergangene Zeit der Hochblüte der Textilindustrie bis hin zum Handweber im Frankenwald aufkommen. Gleichwohl: fränkische Kulturpflege heißt eben auch Kreativität und Blick nach vorne. So entstand in Bayreuth ein Forum, das von 21 Ländern beschenkt wurde und das zahlreiche Besucher fand. Anschließend wanderte die Ausstellung mit dem Namen "FLEXIBLE" nach Tilburg, Manchester und Breslau. So wird der Name der Wagner-Stadt neben den interessanten Kunstobjekten auch für den europäischen Gedanken werben. Die Ausstellung wurde flankiert von zusätzlichen Beiträgen von Galerien in Bayreuth und Weidenberg, sowie von einer Ausstellung "re-flexible" einiger Bayreuther Maler.

In einem denkmalgeschützten ehemaligen Bauernhof in **Arzberg-Bergnersreuth** wurde nach achtjährigen Vorarbeiten jetzt das **Volkskundliche Gerätemuseum** eröffnet. Die 1400 Quadratmeter große Ausstellungsfläche gliedert sich in eine Geräteausstellung im Gehöft und in einem Freilichtteil.

Im Juni wurde in Ködritz am Weißen Main (Lkrs. Kulmbach) im ehemaligen Schulhaus das **"Ködritzer Dorfschulmuseum"** eröffnet. Das Museum zeigt anhand zahlreicher Exponate ein lebendiges Bild der einstigen Dorfschulkultur. Träger dieses neuen Schulmuseums in Franken ist der "Verein Dorfschulmuseum Ködritz", der rund vier Jahre an der Verwirklichung des Projektes gearbeitet hat.

Judaika im Reichsstadtmuseum: **"Zur Geschichte der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde in Rothenburg ob der Tauber" – Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg zum Gedenken an seinem 700. Todestag** – Schriftenreihe des Reichsstadtmuseums Rothenburg o.d.Tauber – Museumsheft Nr. 3 – 1993 Verlag des Vereins Alt-Rothenburg e.V.

Genau rechtzeitig zum Festakt anlässlich des 700. Todestages von Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg erschien in der Schriftenreihe des Reichsstadtmuseums Rothenburg o.d.T. eine Dokumentation, die ausschließlich jüdische Themen zum Inhalt hat.

Das Werk, dessen Deckblatt eine Abbildung des Siegeltyps der jüdischen Gemeinde Rothenburg o.d.T. aus dem 15. Jahrhundert zeigt, beginnt mit einem Vorwort seiner Herausgeberin, Frau Dr. Hilde Merz, dem ein Grußwort des damaligen bayerischen Ministerpräsidenten Dr. hc. Max Streibl folgt.

Der Hauptteil des Buches beginnt mit zwei Aufsätzen der rührigen Museumsdirektorin Dr. Hilde Merz: während sie in der ersten Arbeit mit dem Titel: "Die mittelalterliche jüdische Gemeinde in Rothenburg o.d.T." eine profunde – gut mit Bildern illustrierte – Beschreibung über das Leben dieser Gemeinde vom 12. Jahrhundert bis zu ihrem Ende im 3. Reich abgibt, berichtet sie im zweiten mit der Überschrift "Mit bitterer Seele eine bittere Klage ..." sehr beeindruckende über die Wiederauffindung und Identifizierung des Gedenksteins zum Judenpogrom in Rothenburg ob der Tauber 1298. Dem Aufsatz von Theodore Kwasman mit der Überschrift "Die mittelalterlichen jüdischen Grabsteine in Rothenburg ob der Tauber", in welchem alle 51 mittelalterlichen Grabsteine bzw. -fragmente und der Gedenkstein sehr gründlich untersucht und dokumentiert werden, schließt sich eine sehr interessante, reich bebilderte Beschreibung von Frau Hannelore Künzl – "Eine mittelalterliche Mikwe in Rothenburg o.d.T." über das 1985 wiederentdeckte Ritualbad an. Im darauffolgenden Kapitel mit der Überschrift "Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg – sein Leben und Wirken" berichtet der Landesrabbiner von Württemberg, Joel Berger, tieferschürfend über den großen Talmud-Gelehrten, während sich in der anschließenden Arbeit "Zur Situation der Juden in Deutschland gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts" deren Autor Michael Toch sehr engagiert mit den

Lebensbedingungen der jüdischen Minderheit im Mittelalter auseinandersetzt.

Noch fünf weitere Aufsätze schließen sich an, die alle die Person des Maharam, wie Rabbi Meir auch heute noch voller Verehrung genannt wird, und sein Wirken zum Inhalt haben: "Rabbi Meir von Rothenburg als Halachist und geistlicher Führer" von Rabbiner Israel Meir Levinger, "Moses Maimonides (1138–1204) und Meir von Rothenburg (1215–1293) von Maurice-Ruben Hayoun, "Ein Responsum des Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg bezüglich einer Schadenersatzklage", von Ze'ev W. Falk, "Religiöse Innigkeit – Rabbi Meirs religiöse Dichtung" von Mordechai Breuer sowie in hebräischer Schrift "Maharam mi Rothenburg" von Oberrabbiner Jizhak Ehrenberg, von Landesrabbiner Benyamin Barslai in einem Aufsatz ins Deutsche übertragen.

Ein Katalog der in der Judaika-Abteilung des Reichsstadtmuseums vorhandenen Exponate und Bücher – die sich auf auf Rabbi Meir ben Baruch von Rothenburg, auf die jüdische Gemeinde, die Synagoge, das jüdische Haus, den jüdischen Lebenslauf, den Sabbat, die Feste im Jahreslauf und sonstige mit dem Judentum zusammenhängende Tatsachen beziehen und eine Literaturangabe zum Katalogteil schließen diese äußerst interessante und informative Dokumentation ab.

Frau Dr. Merz, der Herausgeberin dieses Werkes, allen Autoren und all den Persönlichkeiten, Behörden und Organisationen, die das Erscheinen der Publikation ermöglicht und durchgeführt haben, gebührt tiefster Dank und höchste Anerkennung. Sie haben mit Sicherheit einen nicht unerheblichen Beitrag dazu geleistet, daß Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg – und damit auch sein Wirken – einer größeren Anzahl von Menschen bekannt wird. Auch in dieser Dokumentation und durch sie lebt und wirkt der Maharam weiter.

Israel Schwierz

"Bad Kissingen – Heimat aus zweiter Hand" von Hermine-Maria Thyri, 1993, 200 S., 19,- DM, maschinengeschriebenes, vervielfältigtes Manuskript.

Bereits der Titel der Neuerscheinung ist fragwürdig: Ein Hemd oder dgl. kann aus zweiter Hand erworben werden – aber die Heimat? Die Autorin wollte wohl zum Ausdruck bringen, daß sie in Bad Kissingen eine neue Heimat fand. Da könnte sich

so mancher angesprochen fühlen, der vor Jahren selbst in die Kurstadt kam, um dort Fuß zu fassen. Sollte er jedoch gehofft haben, in der Neuerscheinung auf Hinweise zu stoßen, die seine eigenen Eindrücke widerspiegeln und bestätigen, so wuchs seine Enttäuschung mit jeder neu angelesenen Seite; es werden vorwiegend Gesichtchen erzählt, die in der schon edierten Heimatliteratur sachkundiger und differenzierter erörtert sind. Für König Ludwig II. schwärmt die Autorin, weil er so schön war, sie läßt ihn aber in den eisigen Fluten des Königsees(!) ertrinken! Wäre dies der einzige Lapsus, er wäre entschuldbar – leider stößt der Leser immer wieder auf verwirrende Angaben. In einer mehrseitigen Beschreibung des Krieges anno 1866 findet der Leser den Hinweis: "... überall lagen die abgerissenen Glieder der Soldaten ..." Honi soit qui mal y pense!

Die sprachlichen Stilmittel sind äußerst bescheiden, zuweilen wirken sie gekünstelt, geschraubt und tauchen ins Schwülstige ab – Courts Mahler läßt grüßen! Zu der Irritation über völlig desorientierte Sachinhalte gesellt sich beim Lesen der Unmut über die nachlässige, ja gänzlich indiskutable Textgestaltung. Über die ungezählten Orthographiefehler könnte zwar kopschüttelnd aber schmunzelnd hinweggelesen werden – die alle Seiten durchlaufenden Verbesserungen, die das Wortbild zuweilen bis zur Unleserlichkeit verzerren, sind unzumutbar und lassen so manche Seite wie Makulatur erscheinen. Damit leider nicht genug: Die Autorin entschloß sich auch noch, ihr "Werk" zu illustrieren. Dies allerdings so katastrophal, daß es selbst ein Schülerzeitungsredakteur ablehnte, seinen Mitschülern solch patzig-schwarze, zum Teil schiefblagige Bildchen zuzumuten. Das "Buch", ein fragwürdiges Elaborat, erscheint eher für den privaten Hausgebrauch der Autorin als für den Verkauf im Buchhandel geeignet.

Ludwig Revier

Der fränkische Struwelpeter. Gspaßige Geschichte und lustige Bildla. Ausgedacht vom Hoffmanns Heinrich. Nachgedicht vom Sauer's Walter. Verlag Michaela Naumann, Nidderau, 1993, DM 18,-.

Nachdem der Verlag Michaela Naumann erst eine zweite (nach der bei S. Greß erschienenen Fassung von W. Reichert) und damit nicht mehr sehr originale fränkische Fassung der bösen Buben Max und Moritz herausgebracht hat, legt er nun eine fränkische Fassung des Klassikers deutscher Abschreckungspädagogik vor. Walter Sauer aus der Bamberger Gegend hat die Struwelpeter-Vorlage zeilengetreu zu den Originalbildern übertragen. Dabei ist es ihm gelungen, "unterfränkische" Formen (wie dem in fränkischer Reimerei häufig verwendeten Imperativ) zu vermeiden, und auch der Wortschatz hört sich im großen und ganzen fränkisch, zumindest "hochfränkisch", an. Die Aufmachung entspricht ganz dem Struwelpeter-Buch meiner Kindheit. Daß die rassistische Tat der den "schwarzen Necher" verspottenden Kinder durch ebensolchen Rassismus des alten Erziehers Nikolaus gesühnt wird, ist eine der Ungereimtheiten der Vorlage, wie die gereimte Mundartform, die im Ruf steht, per se Humor in sich zu tragen, sowieso dazu beiträgt, das Ganze nicht allzusehr ernst zu nehmen und aus den Gewaltdarstellungen "gspaßige Geschichte und lustige Bildla" zu machen. So wird "der fränkische Struwelpeter" zumindest einigen Erwachsenen, die das Buch ihren Kindern zu Gehör bringen, Freude bereiten. Daß der Umschlagtitel verheißt, "Geschicht und Bildla" seien vom "Sauer's Walter" ist eine kleine Unfeinheit gegenüber dem Dr. Hoffmann, der sich nicht mehr dagegen wehren kann.

Klaus Gasseleder

Richard Adleff: Die Zugmaschine. Erzählungen. Berlin: Frieling & Partner (Frieling neue Texte) 1992, 68 Seiten, DM 12,80.

Der zweite Band mit kurzen Prosatexten von Richard Adleff ist erschienen. Erinnern wir uns: erst vor kurzem legte der seit 1973 als Gymnasiallehrer in Erlangen lebende Autor (1932 in Hermannstadt/Siebenbürgen geboren, Studium der Elektrotechnik, Germanistik, Romanistik und Sozialwissenschaften) den Kurzgeschichten-Band "Der lange Weg zum Markt" vor. Der neue Band "Die Zugmaschine" schließt sich mit seinen Texten hier nahtlos an, denn auch im neuen Band sind die einzelnen "Texte" – ich wähle bewußt diesen "neutralen" Terminus – gekennzeichnet durch ihre parabelhafte Anlage und meisterliche Verschlüsselung; sie handeln von menschlichem Erleben, oft in

Josef Ehrhlitzer: **Die schwarze Paula.** Kleine Geschichten aus Franken. Verlag Michaela Naumann, Nidderau, 1993, 63 Seiten, 14,80 DM.

Josef Ehrhlitzer aus Gochsheim, Autor einiger Mundartbände, hat in diesem Büchlein 19 kurze hochdeutsche Geschichten mit mundartlichen Dialogen gesammelt, die genau dem Verlagswerbetext entsprechen, "Heiteres und Anekdotisches" zu sammeln und auch "ein klein wenig Nachdenkliches und Beschauliches" zu vermitteln. Braucht's noch weitere Worte?

Klaus Gasseleder

Herrn
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

97076 Würzburg

Grenzsituationen und auch im Widerspruch zu manchen Zeiterscheinungen.

Diese Erzähl-Elemente, von der Entstehungszeit her bis zu vier Jahrzehnten auseinanderliegend, was sprachlich kaum zu erkennen ist und mehr von Form- denn von Inhaltsintuitionen ausgehend, meist kurz und festgefügt in einer äußerst dichten, präzisen Sprache, die die Glanzlichter des Geistesreichen nicht als aufgesetzt-überzogene Manierismen, sondern als feste, gleichsam natürliche Bestandteile enthält, weisen immer wieder den Kunstgriff der Verschlüsselung auf. Die Gründe hierfür sind einsichtig: Richard Adleff hat in einem Land und dort in einer Zeit voller politisch-sozialen Zwänge gelebt und geschrieben, hat sich gegen die äußere und innere politische Diktatur gestellt – (System-)Kritisches konnte nur verschlüsselt überleben. Nicht nur deshalb ist ihm das Verschlüsseln zum alter ego geworden, zum verfestigten Tun; denn wenn auch in der neuen Heimat und deren Freiheit die äußere Diktatur nicht mehr drohte, so hat sich doch hier eine Art innerer Diktatur manifestiert, gegen die es anzuschreiben galt: die Diktatur unserer Zeit aus Haß und Gewalt, aus Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit, wie aus der Titelgeschichte ersichtlich. So scheint es, als könne Richard Adleff nur noch mehr oder weniger verschlüsselt schreiben, Stellung nehmen gegen

Unrecht, Schuld, Unterdrückung, Haß, Ablehnung und Konformismus. Dabei bedient er sich in seiner gepflegten Sprache auch zunehmend der Sprachgenauigkeit von Sprichwörtern und vor allem von Redensarten, geht ihnen nach, ironisiert sie, nimmt sie wörtlich, verkehrt sie in ihr Gegenteil und führt sie nicht nur sprachlich ad absurdum. Daß er sich auch der technischen Fachsprache, besonders der der Physik bedient, verwundert nicht; so wird die Verschlüsselung noch weiter vorangetrieben.

Dennoch muß dem Leser nun nicht bange sein: bei sorgfältigem Lesen der Adleffschen Texte findet er – wenn auch manchmal mit einigen Mühen – dennoch den Schlüssel zu den einzelnen Erzähl-Elementen. Manchmal nimmt der Autor auch die Dechiffrierung selbst vor, etwa am Schluß des Textes "Ein gültiges Gesellschaftsspiel", wo es heißt: "Das Opfer kennt seine weiteren Möglichkeiten noch nicht; es muß sich anstrengen, muß denken. Dann eröffnet sich ihm die Schau: Daß diese Welt nur begrenzt ist; daß eine Intelligenz immer den Weg findet, und diesen sich freibahnt. – Gefühle sind wichtig, aber man muß sie verlieren können ... Die Intelligenz weist einem den Rückweg und lehrt einen die Schale abstreifen, als ein freies Wesen den Haufen zu verlassen, zu forschen und endlich zu gehen." Christa Schmitt

Klaus Guth

Erinnerungen auf dem Dorf an die Feier von Sabbat und Hochzeit in jüdischen Landgemeinden Frankens

Bernward Deneke zum 65. Geburtstag

1. Einführung

– Historische Einordnung

Die disparate Verteilung jüdischer Bevölkerung in fränkischen Orten auf dem Land während des 19. Jahrhunderts war Folge der Aufspaltung der großen geistlichen und weltlichen Territorien durch zahlreiche Kleinherrschaften. Gerade Reichsritter als Grundherren hatten vor allem im 17. und 18. Jahrhundert Juden auf ihrem Grund und Boden angesiedelt¹⁾. In etwa 100 Dörfern Frankens waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts circa 70 % der jüdischen Familien Bayerns verteilt. Sie lebten im Raum der späteren Regierungsbezirke Ober-, Unter- und Mittelfranken (s. Statistik zum Jahr 1840 mit 34425 Personen²⁾). Die im frühen 19. Jahrhundert einsetzende Emanzipationsbewegung in Stadt und Land und die seit der Mitte des Jahrhunderts feststellbare Binnen- und Überseewanderung³⁾ dünneten gerade die jüdische Bevölkerung auf dem Land in unterschiedlichen Abwanderungswellen aus (s. Statistik 1846-18980)⁴⁾. Daher lassen sich zum Beispiel in Oberfranken nach dem 1. Weltkrieg (1925/30) nur noch 24 Orte mit jüdischem Bevölkerungsanteil feststellen⁵⁾.

Nachfolgende Auswertung abgefragter Erinnerung an das Zusammenleben von Juden und Christen auf dem Land stützt sich auf Teilergebnisse der Feldforschung, die im Rahmen des DFG-Projektes "Judendörfer" während der Jahre 1987 und 1988 unter Leitung des Verfassers durchgeführt wurden⁶⁾. Es ist nicht von ungefähr, daß Erinnerungen an die Feier des Sabbats (Schabbes) und der jüdischen Hochzeit im Gedächtnis christlicher Dorfbewohner aus der Zeit der Weima-

rer Republik besonders haften blieben. Diese Feste waren auf Grund ihrer Ähnlichkeit mit christlichen Feiern leichter im Gedächtnis aufzubewahren, als die große Zahl jüdischer Jahresfeste. Ausnahme bildeten die Erinnerungen an äußere Gestaltformen des Purim-, Pessach-, Laubhütten- (Sukkot) und des Lichterfestes (Chanukka) auf dem Dorf. Ähnlichkeiten und Andersheiten im Vergleich mit den Festen des christlichen Jahres- und Lebenslaufes bestimmten die Intensität der Erinnerung ausgewählter Personen auf dem Dorf. Nur noch die Erinnerung an die Schreckenszeit des Dritten Reiches auf dem Land und an die Zerstörung fast jeder Möglichkeit menschlichen Zusammenlebens zwischen Juden und Christen durch die Diktatur der Partei und ihrer Gefolgsleute war stärker. Diese Zeit, die im folgenden ausgeblendet ist, stellt der Erinnerungsforschung neue Probleme⁷⁾. Ereignisse des Dritten Reiches betrafen und veränderten die "Lebenszeit"⁸⁾ der befragten Gewährsleute so gravierend, daß diese Abfrage-Ergebnisse in einem methodisch neuen Ansatz zu interpretieren sind

– Zur Methode

Lebensgeschichtliches Erzählen als Zweig der Erzählforschung interessiert die Volkskunde seit geraumer Zeit. In unterschiedlichen Schwerpunkten und Ansätzen werden Lebensgeschichten erhoben. Bestimmte Gruppen, nach Alter, Region und Lebensinteresse für Politik, Religion und Kultur differenziert, hat die volkskundliche Lebenslauf-forschung u.a. im Blick. Dabei werden homogene Altersgruppen (z.B. Senioren), Angehörige von Religionsgemeinschaften, bestimmte soziale Gruppierungen (wie Flücht-

linge und Vertriebene, Volksdeutsche, Gastarbeiter, Subkulturen von Jugendlichen u. a. m. untersucht. Lebensgeschichtliche Erinnerungen von Vertretern der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, ihre Erlebnisse im Krieg, in der Kriegsgefangenschaft, auf der Flucht oder bei der Vertreibung stehen dabei u. a. im Mittelpunkt des Interesses⁹⁾. Nicht zuletzt sei an die empirisch-volkskundlichen Arbeiten zur Arbeiterkultur erinnert¹⁰⁾

Im vorliegenden Zusammenhang war das Ziel der Feldforschung nicht, wie dies u. a. die Lebenslaufforschung intendiert, "Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens" (Albrecht Lehmann)¹¹⁾ herauszufinden, bzw. die Identitätsfindung der Erzähler im Erzählen (Hans Paul Bahrdt)¹²⁾ oder mündliche Lebensgeschichten der Vertreter unterschiedlicher ethnischer Gruppen aufzuzeichnen und durch das "biographische Interview" Vertreter einer bestimmten Lebenswelt zu erfassen¹³⁾, wie etwa die der Mennoniten in Kanada (Saskatchewan Valley), sondern es ging darum, Formen des Zusammenlebens von Juden und Christen auf dem Land während der Weimarer Republik festzuhalten. Es galt, das Wissen über bestimmte Ereignisse, Personen, Lebensformen und Sachgüter aus der Erinnerung der Informanten abzuhören und auszuwerten (oral history). Aus dem Zusammenhang der Problematik volkskundlicher Lebenslaufforschung interessierte die Mitarbeiter am DFG-Projekt "Judendörfer" bei den Befragungen christlicher Interviewpartner auf dem Dorf weniger der jeweilige Lebenslauf, sondern die erzählte Erinnerung an Ereignisse, Konflikte, Beziehungen, Handlungen im Umkreis des Zusammenlebens von Juden und Christen im 20. Jahrhundert. Die Erinnerung an jüdische Feste und Feiern war nur ein signifikanter Bereich, um das Zusammenleben zwischen unterschiedlichen Religionsgruppen aus der "Außersicht" christlicher Gewährsleute darzustellen¹⁴⁾. Der Wahrheitsüberprüfung abgefragter Erinnerung über das Verhältnis zwischen Juden und Christen dienten zusätzlich Aussagen fränkischer Juden in den Vereinigten Staaten von Amerika, schriftliche Überlieferung (wie Privatkorrespondenz, Tagebücher, Gemeindeakten und andere Quellen)¹⁵⁾ und gedruckte amtli-

che Dokumente. Die unterschiedliche Dichte der Erinnerung an jüdische Feste in der Familie oder innerhalb der Kultusgemeinde war gleichzeitig ein Gradmesser für die unterschiedliche Intensität des Zusammenlebens zweier Religionsgruppen auf dem Dorf. Das objektive Wissen um den Inhalt jüdischer Feste und Feiern war gering. Über die Gründe für diesen Tatbestand wird weiter unten noch zu sprechen sein.

Ähnlich wie bei der Lebenslaufforschung entschieden sich die Mitarbeiter am DFG-Projekt "Judendörfer" in der Vorgehensweise für das "weiche (offene) Interview" bei der durchzuführenden Feldforschung. Der Auswahl von 3-5 zu befragenden Gewährsleuten im jeweiligen Dorf gingen erste Kontakte mit Amts- und Vertrauenspersonen in der Kommune voraus. Diese schlugen bestimmte Personen für die Befragung vor. Vorgespräche mit den Benannten schufen eine Atmosphäre der interessierten Offenheit und des Vertrauens zwischen Fragenden und Befragten und tasteten die Erinnerung der Gewährsleute¹⁶⁾ auf die zu erhebenden Bereiche jüdischer Kultur auf dem Land ab. Dabei stellte sich im Vorgespräch, im eigentlichen Hauptgespräch oder in der ergänzenden Nachbesprechung zu einem späteren Zeitpunkt die Zuverlässigkeit der Erinnerung der Gewährsleute heraus. Der Interpretation von "Erinnerungslücken" und eingblendeten autobiographischen Erzählabschnitten dienten auch ein in Umrissen festgehaltener Lebenslauf und das erstellte Sozialprofil der Gewährsleute im Dorf.

- Qualität der Erinnerung

Gerade die abgefragte Erinnerung über den Bereich jüdischer Feste und Bräuche schwankte in ihrer Dichte erheblich, da die Befragten diesen durch die Religion bestimmten Abschnitt jüdischer Kultur nur aus der Außersicht der Nicht-Beteiligten als Kinder und Jugendliche kennengelernt hatten. durch Teilnahme an Geburtstagsfeiern, Hochzeiten und Beerdigungen blieben ihnen Ähnlichkeiten und Unterschiede der Feste im Lebenslauf stärker in Erinnerung als die jüdischer Jahresfeste. Der Sabbat als Ruhetag beeinflusste, wie der christliche Sonntag, im wöchentlichen Rhythmus das Zusammenleben

auf dem Dorf. Die Andersheit der Ruhe-Vorschriften am Sabbat blieb dabei stärker im Gedächtnis haften als die Feier in Synagoge und Familie. An das Lichtenanzünden in der Synagoge durch einen Christen erinnerte sich nur eine Gewährsperson (in Reckendorf)¹⁷⁾. Ein einziger Gewährsmann berichtete von der Teilnahme am Gottesdienst in der Synagoge (von Oberlangenstadt), zu der ihn als Kind ein alter jüdischer Mann aus der Nachbarschaft mitgenommen hatte¹⁸⁾.

Die jüdischen Landgemeinden in Oberfranken waren durchwegs orthodoxe Gemeinden. Sie feierten ihren Gottesdienst am Schabbes in hebräischer Sprache zuhause und in der Synagoge. In einer Exklusivität und Andersartigkeit¹⁹⁾ blieb diese Feier den Dorfbewohnern äußerlich wie durch die Liturgie verschlossen. Dörfliche Erinnerung spiegelt dichter das Umfeld des Sabbats, dessen Beginn am Freitagabend in der Familie und die Auswirkungen des Ruhegebots auf die dörfliche Umgebung als dessen religiösen Gehalt. Kinder von Christen und christliche Angestellte in jüdischen Häusern übernahmen all die Hilfsdienste im Haus, die die Einhaltung des Sabbatgebotes in der orthodoxen Familie nicht zuließ. Die Außensicht jüdischer Feste und Feiern überwog in der Erinnerung christlicher Gewährsleute. Berichte über das meist harmonische Zusammenleben auf dem Dorf, in der Schule, bei Sport, im Wirtshaus oder in Politik und Beruf bleiben in nachfolgender Analyse ausgeklammert, ebenso die Schreckenszeit des Dritten Reiches²⁰⁾. Die Ergebnisse der Umfrage spiegeln in der Regel Lebensformen orthodoxer jüdischer Gemeinden auf dem Land, verweisen aber auch auf offene wie verdeckte Konflikte zwischen Juden und Christen. Synagogen, Friedhöfe, Mikwen und bestimmte religiöse Realien bestätigen, zusammen mit Festen und Bräuchen, die Andersheit jüdischer Religion und Kultur.

2. Sabbat und Hochzeit in der Erinnerung fränkischer Dorfbewohner

– Der Sabbat / Schabbes

Jüdische Religion²¹⁾ war für die Mehrheit der Dorfbewohner eine fremde Welt. Weder Lehrer noch Pfarrer noch Rabbiner führten

diese in sie ein. Christliche Dorfbewohner bezogen ihre Einsichten aus Beobachtungen als Kinder im Spiel mit Kindern der anderen Religion, als Dienstboten in jüdischen Haushalten, als sogenannte "Schabbesgoj" für Verrichtungen während der Sabbatruhe²²⁾ in jüdischen Familien, wenn sie zum Öffnen von Briefen, Anzünden von Licht und Feuer ins Haus gebeten wurden. Andere Erinnerungen gehen auf Kontakte in der Schule, in der Gemeindeverwaltung, bei Lebens- und Vereinsfesten oder auf Gespräche im Wirtshaus zurück. Sie bezeugen ein noch vorhandenes, meist orthodoxes jüdisches Leben auf dem Dorf. Es steht im Gegensatz zu den Assimilierungsbestrebungen städtischer Kultusgemeinden²³⁾ schon vor der Jahrhundertwende. So glichen in Bamberg jüdische Gottesdienstformen bisweilen Teilen protestantischer Liturgie. Doch nicht überall. Der in Fürth geborene Schriftsteller Jakob Wassermann (1873 - 1934) beschreibt die Unverträglichkeit, Deutscher und Jude zu sein, in seiner Autobiographie "Mein Weg als Deutscher und Jude" (1921) eindrucksvoll: "Der Sabbat hatte noch einen Rest seines urtümlichen Gehalts, die [Reinheits-]Gesetze für die Küche wurden noch geachtet ... Man wagte die [religiösen] Fesseln nicht ganz abzustreifen ... obwohl von der Religion kaum noch Spuren geblieben waren ... Genau betrachtet war man Jude nur dem Namen nach und durch die Feindseligkeit, Fremdheit oder Ablehnung der christlichen Umwelt ..." Oder später: "Man wohnte unter Christen, verkehrte mit Christen, und für die fortgeschrittenen [fortschrittlichen], zu denen mein Vater sich zählte, gab es eine jüdische Gemeinde nur im Sinne des Kultus und der Tradition"²⁴⁾.

Das galt über Kultus und Tradition hinaus umso mehr für die orthodoxe ländliche Kultusgemeinde: Ihr Zentrum war die Synagoge, meist am Rande des Dorfes gelegen. Sie bildete zusammen mit dem Judenviertel einen Teil des Dorfes. Um den kleinen Synagogenvorplatz gruppierten sich die Wohnhäuser der Juden, ihres Rabbiners, wenn der Ort groß genug war, dann die Schule, das Schächthaus, Metzgerei und Mazzenbäckerei, Ritualbad (Mikwe) und andere Gebäude mehr. Von einem Ghettoviertel auf dem Dorf läßt sich

nicht sprechen. Im Zusammenwohnen erleben sie ihre kleine Welt, schufen eine gemeinsame Identität, die sie durch Beobachtung ihrer religiösen Vorschriften und Gesetze nach Thora und Talmud als orthodoxe Gemeinde von der nicht-jüdischen Bevölkerung unterschied. Diese religiöse Verschiedenheit war nach der Erinnerung christlicher Dorfbewohner besonders am Sabbat und an Feiertagen im Jahreskreis schon rein äußerlich festzustellen.

Das strenge Arbeitsverbot am Sabbat – ewiges Bundeszeichen Gottes mit Israel (Ex. 31, 16-17) – und die Einschränkung der Bewegungsmöglichkeiten auf eine Wegstrecke von nicht mehr als 2000 Schritten (etwa 1000 m), wurde auch beim Gang zur Synagoge eingehalten²⁵⁾. Die sogenannten Sabbat-Schranken (Eruwim) grenzten den jüdischen Wohnbereich ab bzw. zeigten den festgelegten Weg zur Synagoge.

Mit Hilfe solcher Sabbat-Schranken wurden einzelstehende Häuser, die sich nicht berührten, miteinander verbunden. Sie bildeten dadurch symbolisch einen Wohnraum. So konnten weiter entfernt wohnende jüdische Nachbarn am Sabbat besucht oder kleinere Dinge (z. B. ein Gebetbuch) getragen werden. Gerade am Samstag-Nachmittag suchten sich die jüdischen Familien gegenseitig auf. "Sie saßen in ihren weißbezogenen Sesseln vor dem Haus ...", weiß eine Gewährsperson zu berichten. "Das hat die Bauern mißgestimmt, daß sie am Samstag schwer arbeiten mußten und die haben Schabbes gemacht und sind spazieren gegangen" (Adelsdorf)²⁶⁾. In Altenkunstadt traf man sich gerne vor dem Mittagessen am Samstag am Eingang zum Judenhof vor dem Anwesen Hellmann (Hs.-Nr. 56), am Weismainbach oder auf dem Marktplatz vor dem Anwesen Herrmann (Hs.-Nr. 85)²⁷⁾.

Mit Verwunderung registrierte die christliche Dorfbewölkerung von 12 abgefragten Dörfern das strenge Verbot, am Sabbat kein Feuer anzuzünden (Ex. 35,3): "Am Schabbes durften die Juden überhaupt nichts tun, was irgendwie Arbeit sein konnte ... Nicht einmal den Schalter fürs Licht durften sie an- oder abschalten."²⁸⁾ Das Verbot schloß das Anzünden der Kerzen, das Anschüren des Ofens,

das Betätigen des elektrischen Schalters am Herd wie das Rauchen mit ein, was Eduard Silbermann (1871-1917) für Bischberg (1916) berichtet²⁹⁾. Wie in der Synagoge (von Reckendorf) leisteten beim Lichtanzünden Christen aus dem Dorf Hilfsdienste in jüdischen Häusern. Über die Hälfte der Gewährsleute berichtet von "kleinen Gefälligkeiten, wie Feuermachen, Lichtanzünden, Brief-Öffnen ..."³⁰⁾ und ähnlichen Tätigkeiten mehr.

Ein ehemals in Demmelsdorf lebender Jude erinnerte sich im Gespräch: "We had a shabbes goj, a maid did it and the 'knecht' did it ...", was den Juden am Sabbat zu tun verboten war³¹⁾. Als Entgelt für erledigte Hilfsdienste erhielt man häufig ein Stück "Berches" (am Freitag gebackenes Sabbat-Brot; es war ein länglicher, mit Mohn bestreuter Zopf)³²⁾; Kinder bekamen oft ein "Fünferla", Trabelsdorfer Jungen wurden für das Ofen-Anschüren mit 50 Pfennigen und Berches belohnt. Bisweilen gab es Plätzchen oder Süßwaren. Überwiegend wurde nach der Erinnerung der Dorfbewohner am Schabbes in jüdischen Familien gerne geholfen.

Der Ablauf des Sabbat-Tages war streng geregelt. Er beginnt am Freitagabend mit Einbruch der Dunkelheit (Erev Sabbat) und endet 24 Stunden später mit einer eigenen Zeremonie, der Hawdala. So berichtet ein Gewährsmann aus Walsdorf: "... am Freitag, wenn die Sonne unterging, ist der [der Sabbat] angegangen und wenn sie am Samstag unterging, war er wieder vorbei."³³⁾ So heißt es auch in Kairlindach: "Wenn am Freitagabend der Schabbes einging, ... ging nichts mehr. Brauchte der Schneider noch etwas Garn und wollte sich beim Händler Meinhard welches besorgen, so war es zu spät. Die Familie hatte sich unter dem siebenarmigen Leuchter, den die Hausfrau angezündet hatte, versammelt."³⁴⁾ Bereits am Nachmittag traf die jüdische Familie die Vorbereitung auf den Wochenfeiertag. Man badete sich, legte die Sabbat-Kleidung an. "Dabei trugen die Frauen stets die neueste Mode und waren schwarz gekleidet ... (Die Kleidung) mußte immer genau sitzen", hieß es in Adelsdorf. Mit Zylinder gingen die Männer am Freitag-Nachmittag in die Synagoge, um das Minchá-

Gebet zu verrichten³⁵⁾, berichten Gewährspersonen aus Adelsdorf, Altenkunstadt und Buttenheim. Die Frauen bevorzugten dabei "schöne, elegante Hüte" (Hirschhaid³⁶⁾. Der Gottesdienst, der in Ermreuth gegen 17 Uhr begann, dauerte gut zwei Stunden. "Da haben sie gebetet und gesungen. Die Juden waren sehr fromm; auch zu Hause haben sie sehr viel gebetet."³⁷⁾

Diesem allgemeingültigen Urteil, hier in Ermreuth gefällt, entsprach auch die Schabbes-Feier im Haus. Der Sabbat war ein Familienfest, feierlich und doch intim. Ein jüdisches Volkslied besingt dieses Fest: "Freitag zur Nacht ist jeder Jude ein König! Das ganze Stübele lacht, alle sind froh."³⁸⁾ Noch in seinem späten Alter schwärmt Eduard Silbermann von der Poesie dieses allwöchentlichen Freitagabends im Kreise der Familie. "Die Höhe des Glaubens und des Vergnügens, auf welcher ich als Kind an Sabbat- und Festvorabenden stand, habe ich nicht mehr erstiegen ... Schafft den Freitagabend wieder und ihr rettet das Judentum."³⁹⁾ Unvergänglich blieb das Ambiente der häuslichen Sabbatfeier. Mutter richtete den Tisch feiertäglich her und deckte den Platz vor dem Hausvater mit zwei geflochtenen Weizenbroten, "Barches" oder "Berches", Zeichen für Gottes Segen in der doppelten Gabe des Manna am Freitag vor dem Sabbat. Die Brote sind noch mit einem Berches- bzw. Challe-Deckchen verhüllt. Auf diesem ist in großen Lettern der Kiddusch (Sabbatseggen) zu lesen. Neben den beiden Broten steht der Kidduschbecher, gefüllt mit Wein, Sinnbild ungetrübter Festfreude. In der Erinnerung der jüdischen Familie Seiferheld aus Hagenbach gehören das feierliche Gebet des Familienvaters vor dem siebenarmigen Leuchter, das festliche Mahl und der Ausklang mit Erzählen, Spielen oder Vorlesen zusammen⁴⁰⁾. Ich breche hier ab.

- Die Hochzeit

Die Feier des Sabbats oder das Begehen der jüdischen Feste im Jahreslauf sind Ausdrucksformen jüdischen Glaubens. Sie kennzeichnen die meist lebendige Orthodoxie der ländlichen Kultusgemeinde. In ihnen wird durch die jeweilige Feier die bis in die Gegen-

wart wirksame Erinnerung an Stationen der Errettung des israelitischen Volkes durch seinen Gott (Jahwe/Adonai) präsent, auch im kleinsten fränkischen Dorf. Auf Stationen dieser Errettungs- und Heilsgeschichte⁴¹⁾ im Spiegel der Erinnerung kann hier nicht weiter eingegangen werden. Bekannt sind im Ablauf des Jahres das Pessachfest, das acht Tage vom Abend des 14. Nissan an (Karfreitag) gefeiert wurde. Die Reinigung des Hauses von allem Sauerteig (Chomez) und leicht gärenden Lebensmitteln, die sorgfältige Säuberung der Küche bereiteten das "Fest der ungesäuerten Brote" (Chag ha mazoth) vor. Mazzen (ungesäuerte Brote), Sederfeier (feierliches Abendmahl) mit dem Sederteller, meist aus Zinn, dazu gläserne oder silberne Weinbecher, die Sederschüssel mit dem verdeckten Mazzot (Brot), das Gefäß mit Salzwasser, Bitterkraut (Maror), meist Meerrettich oder Lattich, dann das Charoset⁴²⁾, dazu ein gebratener Lammknochen bildeten das notwendige Instrumentarium für dieses Fest. "In einem ovalen Schälchen oder Eierbecher lag ein Ei zum Gedenken an das Festopfer zur Zeit des Tempels."⁴³⁾ In seiner Zerbrechlichkeit erinnert das Ei aber auch an die Wandelbarkeit menschlichen Glücks.

Der Ablauf jüdischer Hausliturgie war den fränkisch-christlichen Dorfbewohnern in Einzelheiten nicht bekannt. Sie registrierten in ihrer Erinnerung nur das, was sich im Außenbereich häuslicher Feiern zeigte: Das Schmücken etwa der Synagoge mit Birkenbäumchen und Blumen am Schawuot (biblisches Erntefest), dem christlichen Pfingstfest vergleichbar. Das Gedenken an die Übergabe der Gesetzestafeln an Moses auf dem Berg Sinai an diesem Tag (seman mathan thora-thenu) blieb unerwähnt. Im Gedächtnis blieben am Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahrsfest, das Blasen des Schofar-(Widder)horns zum Gedächtnis an die Vergebung der Sünden, oder die Aufstellung der Sukkot-Hütte, der Laubhütte, am Erntedankfest (Laubhüttenfest) und Gedenktag der vierzigjährigen Wanderung des jüdischen Volkes durch die Wüste, bei der man in Hütten wohnte⁴⁴⁾. Während des Gottesdienstes schwenkten die Männer den "Vierartenstrauß" (arba minim). Er bestand aus einem

Palm- (Lulaw-), einem Myrthen-, einem Bachweidenzweig und dem sogenannten Etrog, einer Zitrusfrucht (Lev. 23,40). Diesen Strauß trugen die Männer bereits auf ihrem Weg zur Synagoge. In der Laubhütte (Sukka) zuhause oder in der Nähe der Synagoge wurde dann in aller Öffentlichkeit gebetet oder gegessen. Oder ein anderes Beispiel. Ähnlich dem Weihnachtsfest wurde das Chanukka-Fest (Fest der Lichter) im Dezember (am 25. Kislew), und zwar über acht Tage gefeiert. Das stufenweise Anzünden des achtarmigen Chanukka-Leuchters in der Familie ab dem 25. Kislew jeweils nach dem Gebet am Abend erinnerte an christliche Lichterbräuche in der Advents- und Weihnachtszeit. Diese wurden von ehemaligen christlichen Hausangestellten in jüdischen Familien nicht weiter beschrieben. Die Übernahme des christlichen Weihnachtsbaumes, seit dem späten 19. Jahrhundert in städtischen jüdischen Familien bekannt⁴⁵⁾, wird für fränkische Juden auf dem Dorf nicht vermerkt. Weihnachtsgeschenke jedoch erhalten christliche Bedienstete auch auf dem Land.

Im jüdischen Festjahr verbinden sich Motive der Buße, der Trauer, des Dankes und der Freude miteinander. Sie repräsentieren in einschichtigen Schritten Stationen der Errettungsgeschichte des jüdischen Volkes. Dieser Zusammenhang blieb der fränkischen Dorfbewölkerung sicher verborgen. Auch die Einbettung der Feste des Lebenslaufes in die religiöse Geschichte des Bundes Gottes mit dem Volk Israel überstieg das Verständnis christlicher und sicher bisweilen auch jüdischer Zeitgenossen. Auf dem Land, und nicht minder in städtischer Umgebung, blieb nur das im öffentlichen Gedächtnis haften, was jüdisches Leben in Riten und Bräuchen nach außen hin sichtbar machte. Die Erinnerungsberichte zu den Lebensbereichen Geburt, Beschneidung (Brit Mila), Namengebung (Holekreisch), Aufnahme in die Gemeinde (Bar-Mizwa), Hochzeit, Tod und Begräbnis können diese Einsicht bestätigen⁴⁶⁾.

Geburt, Hochzeit und Tod zogen, stärker als die Jahresfeste, das teilnehmende Interesse christlicher Dorfbewohner auf sich. Man kannte sich ja von Kindheit an und hatte über die gemeinsame Schulzeit in der Elementar-

und Feiertagsschule⁴⁷⁾ oder in der Lehrzeit, über gemeinsames Treffen auf Festen und bei Sitzungen im Gemeinderat, in Vereinen oder bei Feuerwehrrübungen, bei täglicher Arbeit oder im geschäftlichen Bereich engere Kontakte miteinander. Daher nahm man, anders als bei den großen Festen im Jahr, auch ganz selbstverständlich von den Ereignissen um Geburt, Hochzeit und Tod Notiz. Die Erinnerungen an jüdische Hochzeiten bestätigen diese Tatsache. "Natürlich sind die Christen zu diesem Anlaß in die Synagoge gegangen", heißt es in Ermreuth, "allerdings oben hinauf auf die Empore. Die jüdischen Männer saßen unten". So war es auch anderswo (in Mühlhausen, Reckendorf, Walsdorf und Zecken-dorf) Brauch. Andererseits gab es auch die standesamtliche Trauung auf dem Dorf und die kirchliche Trauung in der Bamberger Synagoge (Zecken-dorf)⁴⁸⁾.

Bisweilen hatten christliche Gewährspersonen aktiv als sogenannte Blumenmädchen bei der Hochzeitsfeier in der Synagoge mitgewirkt. Sie streuten z. B. bei der Hochzeit von Alma und Adolf Schwarzhaupt in Ermreuth (1922 oder 1923) in weißen Kleidern Blumen beim Betreten und Verlassen der Synagoge. Dabei war die Braut ganz in Weiß gekleidet, der Bräutigam trug über seinen schwarzen Anzug einen Umhang (Tallit). Der Rabbiner begrüßte alle Anwesenden, betete, ließ die Ringe wechseln und segnete das Brautpaar. Die hebräische Sprache bildete eine unüberwindbare Barriere für das Verständnis. Nur selten, wie in Ermreuth, wurde teilweise auch in Deutsch bei der Hochzeitszeremonie gebetet: "Wo Du hingehst, da gehe ich auch hin; Dein Gott ist mein Gott."⁴⁹⁾

Die Hochzeitsfeier in oder vor der Synagoge (Altenkunstadt)⁵⁰⁾ war der Abschluß langer Vermittlungen durch den "Schadchen" oder "Schmuser" (Hochzeitsvermittler). Er brachte die Familien zusammen und handelte die Bedingungen zu beiderseitiger Zufriedenheit aus. Sie betrafen vor allem die Mitgift und die privaten Geschenke und wurden in einer Urkunde, dem späteren Ehe-Kontrakt (Ketubba), aufgeschrieben. Unbemittelte Bräute konnten von der Kultusgemeinde ausgestattet werden⁵¹⁾. Zu Beginn der Trauungs-

zeremonie wurde der in Aramäisch abgefaßte Ehe-Vertrag unterschrieben. Durch die Unterschrift des Rabbiner und zweier Zeugen in Anwesenheit der Minjan (alle Männer der Kultusgemeinde) erhielt er Rechtskraft. Fehlte die Chuppa (Baldachin), unter der sich in der Regel die Zeremonie vollzog, konnte sie durch einen über das Brautpaar gehaltenen Tallit (Gebetsmantel)⁵²⁾ ersetzt werden. Danach sprach der Rabbiner den Segensspruch über die Ehe. Nach dem Kiddusch (Segen) über den Wein reichte er ihm dem Brautpaar mit den Worten: "Von nun an werden zwei Menschen aus demselben Becher trinken, mag er süß oder bitter sein." Die eigentliche Trauung vollzog dann der Bräutigam, indem er der Braut den Ring an den zweiten Finger der rechten Hand steckte. Dazu sprach er die Formel: "Siehe, Du bist mir angetraut durch diesen Ring nach dem Gesetze Moses' und Israels". Die Verlesung der Ketubba, das Singen der sieben Hochzeitssegenswünsche über einen zweiten Becher Wein durch den Rabbiner und das Trinken des Brautpaares aus dem Kidduschbecher beschlossen die Zeremonie. Die Anwesenden wünschten den frisch Vermählten "Masel tow" (viel Glück). Dann zertrat der Ehemann das Glas mit dem rechten Fuß oder warf es an den Chuppastein, der an der Außenwand der Synagoge angebracht ist. Diese Handlung symbolisiert die Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems auch im Augenblick höchster Freude bzw. gibt Hinweise auf den Wandel menschlichen Glücks (s. Talmud Berachot 30b-31a).

Der Chuppastein an fränkischen Synagogen⁵³⁾ weist noch heute auf diesen Hochzeitsbrauch hin. Er zeigt die Form eines Davidsterns (magen David), der im Zentrum die Buchstaben "M" und "T" birgt. Sie sind Abkürzungen für "Masel tow". An den vier Ecken des Steins ist abgekürzt eine Segensformel eingemeißelt⁵⁴⁾. Die dörfliche Erinnerung des 20. Jahrhunderts verschweigt solche Einzelheiten. Sie erzählt vom festlichen Hochzeitsessen im Haus der Brautfamilie oder vom wiederholten Sprechen von Segensformeln beim Auftragen einzelner Gänge des Festmahls. In der Erinnerung bleiben dabei Festspeisen, wie blau gedünsteter

Fisch oder Torten zum Nachtsch (Erm-reuth)⁵⁵⁾, aber kaum etwas vom Ablauf und Inhalt religiöser Bräuche. Jüdische Brauchkultur als genuin religiöse Kultur war in der Regel für den nichtjüdischen Teilnehmer und Beobachter der Feste unverständlich. Die fast überall vorgefundene hebräische Kultsprache, Ritualgegenstände und der Ablauf der Kulthandlungen beeinträchtigten bzw. verhinderten ein tieferes Verständnis jüdischer Feiern aus christlicher Sicht. Wie bei den Kontakten zwischen den beiden großen Konfessionen waren auch die Beziehungen zwischen Juden und Christen offiziell kaum vorhanden bzw. waren gestört. Informationen über die andere Religion wurden, wie bereits vermerkt, im Schulunterricht nicht vermittelt.

Auf der Gegenseite berichten jüdische Dorfbewohner, daß sie am christlichen Religionsunterricht der Volksschule wiederholt teilnahmen (so in Zeckendorf) oder mit den Schülern ihres Jahrgangs die katholische Kirche besuchten. Zuhause in der Familie (so Heimann, Demmelsdorf) lebte man orthodox, koscher und hielt den Sabbat und die jüdischen Feiertage streng ein. In der Rückerinnerung fühlten sich die Juden am Ort vor ihrer Flucht im Dritten Reich als Juden und Deutsche. Das Dorf war ihre Heimat (so in Aschbach). Einige wenige blieben dort bis zum gewaltsamen Ende im Dritten Reich⁵⁶⁾.

Erinnerungen von christlichen Dorfbewohnern an die Feier von Sabbat und Hochzeit bestätigen das geringe Wissen über die andere Religion. Nur im Umfeld der großen christlichen Festkreise, an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, blieben die dazu parallel gefeierten jüdischen Feste (wie Chanukka, Pessach, Schawuot) in ihren äußeren Ablaufformen in der Erinnerung fränkischer Dorfbewohner haften. Diese darzustellen bleibt einer späteren Veröffentlichung vorbehalten. Die Ausländerfeindlichkeit unserer Tage, auch durch Nichtwissen und Vorurteile gegenüber fremden Kulturen und Minderheiten mitbedingt, provoziert Erinnerungen an das Dritte Reich. Kann das Nichtwissen über den anderen, wie es das Zusammenleben von Juden und Christen im fränkischen Dorf belegt, in Krisenzeiten nicht auch zum Anlaß gegenseitiger Verdächtigungen werden? Es fördert

zumindest ein Gefühl der Fremdheit, eine "Kultur der Absonderung" im religiösen Bereich, die über Spott und Diskriminierung bis zur Vernichtung der Minderheit führen kann. Konflikte zwischen Juden und Christen auf dem Dorf waren auch in der Zeit der Weimarer Republik in Franken festzustellen. Sie ergaben sich jedoch weniger aus religiösen denn aus sozialen Gründen und waren in der Regel schichten-, berufs- und erwerbsspezifisch bedingt. Darauf weist das erhobene Material aus den Orten Reckendorf, Mühlhausen und Buttenheim/Hirschaid zum Beispiel hin⁵⁷⁾. Bereits gegen Ende der Weimarer Republik werden Konflikte von außen politisch verstärkt und enden in den Übergriffen und Untaten der braunen Diktatur. Diese brachte das endgültige Aus für jüdisches Leben auf dem Land. Stufen der Mitschuld am Untergang jüdischer Kultur oder Zeugnisse der Resistenz, des sogenannten "kleinen Widerstandes" gegenüber der braunen Flut, wurden im ländlichen Raum erst in Einzelfällen erfaßt⁵⁸⁾. Sie bestätigen die Vermutung, daß auch das fränkische Dorf (noch) unbekannte "Helden" der Resistenz und Mitschuldige an regionalen Übergriffen und Verbrechen des NS-Staates kennt.

Prof. Dr. Klaus Guth, Institut f. Volkskunde, Am Kranen 12, 96047 Bamberg

Anmerkungen:

* Für Bernward Deneke zum 65. Geburtstag. In Verbindung mit dem Haus der Bayerischen Geschichte hat er durch die Ausstellung "Geschichte und Kultur der Juden in Bayern" im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg 1988 sowie durch eigene, kontinuierlich durchgeführte Forschungen, volkskundliche und kulturgeschichtliche Aspekte des bayerischen Judentums eindringlich dargestellt und neue Einsichten vermittelt. Sein bleibendes engagiertes Interesse dokumentiert u.a. auch die Tätigkeit im wissenschaftlichen Beirat des im Aufbau befindlichen jüdischen Museums der Stadt Fürth.

¹⁾ **Klaus Guth:** Landjudentum in Franken. In: **Ders.** (Hg.): Jüdische Landgemeinden in Oberfranken 1800-1942. Ein historisch-topographisches Handbuch. Bamberg 1988, S. 13-21. Grundlegende Quellen für nachfolgenden Beitrag wurden mit Hilfe des DFG-Projektes "Ju-

dendorfer" erhoben, das vom Verfasser 1985-1990 geleitet wurde.

Ein Teil der Forschungsergebnisse wurde der Öffentlichkeit in einem ersten Band 1988 vorgestellt: Jüdische Landgemeinden in Oberfranken 1800-1942. Ein historisch-topographisches Handbuch, hg. von **Klaus Guth** unter Mitarbeit von **Eva Lau** und **Ulrike Krzywinski**. Bamberg 1988. Ein zweiter Band: "Jüdisches Kulturgut auf dem Land" (im Erscheinen) steht noch aus. Die Verzögerung des Druckes ergab sich durch den beruflichen Wechsel von Mitarbeiterinnen.

²⁾ **Klaus Guth** (Hg.): Jüdische Landgemeinden. Bamberg 1988, S. 390.

³⁾ **Klaus Guth:** Wanderungsbewegungen in und aus Franken im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 49 (1989), S. 109-133.

⁴⁾ ebenda S. 111-114.

⁵⁾ Vgl. **Klaus Guth** (Hg.): Jüdische Landgemeinden in Oberfranken. Bamberg 1988, S. 401 und 392. 1925 waren in Oberfranken noch 2544 jüdische Mitbürger registriert.

⁶⁾ Zu den Begriffen Alltag, Lebensform, Brauchkultur hat der Verf. an verschiedenen Stellen publiziert, so in:

Klaus Guth und **Wolfgang Protzner** (Hgg.): Alltagsgeschichte und Alltagskultur in Bayern. Kulmbach 1987, S. 5-14;

Klaus Guth: Lebensformen und Sachkultur. In: Forschungsforum. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Heft 1. Bamberg 1989, S. 121-143;

ders.: Volkskultur des Alltags? Anfragen an Kategorien der Volkskunde. In: Volkskultur - Religion - Geschichte. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag, hg. von **Dieter Harmening** und **Erich Wimmer**. Würzburg 1990, S. 44-57;

ders.: Bräuche im Umkreis von Tod und Begräbnis. In: Frankenland Heft 7 (1990), S. 252-268;

ders.: Über den Umgang mit Kultur - Eine Einführung. In: **Elisabeth Roth** Volkskultur in Franken. Bd. 1: Kult und Kunst, hg. von **Klaus Guth**, Bamberg/Würzburg 1990, S. XI-XVIII; **ders.** Vom Umgang mit dem Leben. Bräuche im Umkreis von Geburt und Tod (im Druck).

⁷⁾ **Klaus Guth:** Erinnern, Erzählen, Vergessen. Über den Umgang mit Erinnerungen an den jüdischen Alltag auf dem Land während des Dritten Reiches. In: **Brigitte Bönisch-Brednich**

- u.a. (Hgg.): *Erinnern und Vergessen*. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991, S. 305-321, hier: S. 307-310.
- 8) **Albrecht Lehmann**: Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: *Lebenslauf und Lebenszusammenhang*. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung, hg. von **Rolf Wilh. Brednich u.a.** Freiburg 1982, S. 71-87, hier: S. 73.
- 9) In diesem Zusammenhang sind die Forschungsarbeiten von Lutz Röhrich, Rudolf Schenda, Hermann Bausinger, Rolf Wilh. Brednich, Albrecht Lehmann, Ulrich Tolksdorf, Martin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken u.a.m. besonders zu erwähnen. Dazu auch: **Rolf Wilh. Brednich**: *Quellen und Methoden*. In: *ders.* (Hg.): *Grundriß der Volkskunde*. Berlin 1988, S. 73-93.
- 10) Vgl. dazu die verschiedenen Bände zu den Tagungen der Kommission für Arbeiterkultur in der DGV. Ein wichtiger Beitrag ist: **Albrecht Lehmann**: *Das Leben in einem Arbeiterdorf*. Eine empirische Untersuchung über das Leben von Arbeitern. Stuttgart 1976.
- 11) **Albrecht Lehmann**: (wie Anm. 8), S. 71-87.
- 12) **Hans Paul Bahrdt**: Identität und biographisches Bewußtsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: *Lebenslauf und Lebenszusammenhang* (wie Anm. 8), S. 18-45.
- 13) Vgl. das Projekt Saskatchewan, das Rolf Wilh. Brednich zwischen 1975 und 1977/79 durchführte. Dazu: **Rolf Wilh. Brednich**: Zum Stellenwert erzählter Lebensgeschichten in komplexen volkskundlichen Feldprojekten. In: *Lebenslauf und Lebenszusammenhang* (wie Anm. 8), S. 46-70. Zur Methode der Lebenslauforschung vgl. **Albrecht Lehmann**: *Erzählstruktur und Lebenslauf*. Frankfurt a.M. New York 1983; **Franz K. Stanzel**: *Theorie des Erzählens*. Göttingen ³1985 (Uni-Taschenbücher 904); **Albrecht Lehmann**: *Erzählen zwischen den Generationen*. In: *Fabula* 30 (1989), S. 1-25.
- 14) Zu den übrigen Untersuchungsfeldern des DFG-Projektes vgl. **Guth** wie Anm. 7), S. 308 f.
- 15) **Rolf Wilh. Brednich** (wie Anm. 13, S. 48) listet solche volkskundlichen Quellen auf: s. *ders.*: Zum Stellenwert erzählter Lebensgeschichten.
- 16) Hinweise zu Vorgehensweisen in der empirischen Sozialforschung finden sich bei René König, Ernst Topitsch, Peter Atteslander, Ernst M. Wallner, Jakobus Wössner, Rolf W. Brednich, Hans Fischer u.a.m. *Berichte über das DFG-Projekt "Judendörfer"* bei: **Ulrike Krzywinski**: *Jüdische Landgemeinden in Oberfranken (1800-1942)*. Ergebnisse des DFG-Projektes "Judendörfer in Oberfranken". In: *Geschichte und Kultur der Juden in Bayern*. Aufsätze. Herausgegeben von **Manfred Treml** und **Josef Kirmeier** unter Mitarbeit von **Evamaria Brockhoff**. München 1988, S. 219-223. **Klaus Guth**: *Lebensformen und Sachkultur*. Drei Projektbeiträge der Volkskunde und Historischen Landeskunde. In: *Forschungsforum*. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Bamberg 1989, S. 121-138. (**Ulrike Krzywinski** und **Petra Weiß**: *Hausierer in reichsritterschaftlichen Territorien*, ebd.).
- 17) Vgl. **Ulrike Krzywinski**: *Reckendorf*. In: *Archiv des DFG-Projektes "Judendörfer"*. Vgl. auch: **Max Rainer Uhrig**: *Friedrich Rückert und das Judentum*. In: *Rückertstudien*, Bd. VI (1991/92), hg. von Hartmut Bobzin u.a. Würzburg 1992, S. 7-37, bes. S. 23 (*Jüdisches Brauchtum in Unterfranken*).
- 18) *Archiv des DFG-Projektes "Judendörfer"*: Oberlangenstadt.
- 19) **Erich Spier**: *Der Sabbat*. Berlin 1989 (*Das Judentum*, Bd. 1), bes. S. 81-109. **Jakob J. Petuchowski**: *Feiertage des Herrn*. Die Welt der jüdischen Feste und Bräuche. Freiburg, Basel, Wien 1984. **Yeshayahu Wolfsberg**: *Popular Orthodoxy*. In: Leo Baeck, *Institute*, Year Book 1, London 1956, S. 237-254. **Mordechai Breuer**, *Jüdische Orthodoxie im Deutschen Reich 1871-1918*. Die Sozialgeschichte einer religiösen Minderheit. Frankfurt a.M. 1986.
- 20) Vgl. dazu **Guth** (wie Anm. 7), bes. S. 311-320.
- 21) Zum Festbereich vgl. allgemein: **Siegfried Müller**: *Von jüdischen Bräuchen und jüdischem Gottesdienst*. Frankfurt a.M. ²1934; **Friedrich Thieberger** (Hg.): *Jüdisches Fest – Jüdischer Brauch*. Königstein/Taunus ²1979; **Ulrich Gerhardt**: *Jüdisches Leben im jüdischen Ritual*. Studien und Beobachtungen 1902-1933. Heidelberg 1980;

- Leo Prijs:** Die Welt des Judentums. Religion, Geschichte, Lebensweise. München ²1984;
- Christoph Daxelmüller:** Jüdische Kultur in Franken. Würzburg 1988;
- Nathan Peter Levinson:** Geheiligte Zeiten. In: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Aufsätze, hg. v. **Manfred Tremel** u. a. München 1988, S. 24-37.
- Jüdische Lebenswelten. Essays, hg. von **Andreas Nachama, Julius H. Schoeps, Edward van Voolen**. Frankfurt a.M. ²1992.
- ²²⁾ **Daxelmüller** (wie Anm. 21), S. 21.
- ²³⁾ So in Bamberg. Vgl. **Klaus Guth:** Jüdisches Schulwesen auf dem Land 1804-1870. Religions-, Elementar- und Feiertagsschulen in Franken (1804-1870). In: Archiv für Geschichte von Oberfranken 70 (1990), S. 231-249. hier: S. 240 f.
- ²⁴⁾ Zitat nach **Daxelmüller** (wie Anm. 21), S. 41 f.
- ²⁵⁾ Vgl. **Hans-Jochen Gamm:** Das Judentum. Eine Einführung. Frankfurt a.M. New York ²1981, S. 44;
- Max Wiener:** Der Sabbat. In: Friedrich Thieberger (wie Anm. 21), hier: S. 84;
- Gerhardt** (wie Anm. 21), S. 135.
- ²⁶⁾ **Barbara Gerhart:** DFG-Projektstelle "Juden-dörfer", Ms. S. 15.
- ²⁷⁾ **Josef Motschmann:** Es geht Schabbes ei. Vom Leben der Juden in einem fränkischen Dorf. Lichtenfels 1988, S. 53
- ²⁸⁾ **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 16.
- ²⁹⁾ **Eduard Silbermann:** Tagebuch-Notizen, S. 19-32. In: **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 18.
- ³⁰⁾ **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 18.
- ³¹⁾ Ebd.
- ³²⁾ Ebd. S. 3.
- ³³⁾ Ebd. S. 1.
- ³⁴⁾ Ebd. S. 4. Zitat nach **Sigismund Walter, Kairindach.** Ein fränkisches Dorf mit ehemals jüdischer Kultusgemeinde (Ms), S. 39.
- ³⁵⁾ **Daxelmüller** (wie Anm. 21), S. 128;
- Gerhart** (wie Anm. 26), S. 3.
- ³⁶⁾ **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 3 f.
- ³⁷⁾ Ebd. S. 5. Über den genauen Ablauf einer Sabbatfeier wußten die Dorfbewohner jedoch nichts! Darüber wurde im Unterricht der Schule nicht informiert. Der gute Kontakt der Jugendlichen miteinander erbrachte keine religiöse Information.
- ³⁸⁾ Ebd. S. 6; Zitat nach **Leo Hirsch:** Jüdische Glaubenswelt. Basel 1978, S. 82.
- ³⁹⁾ **Eduard Silbermann:** Erinnerungen. In: **Monika Richarz** Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte. 3 Bde. Stuttgart 1976-1982, Hier: Bd. 1 (1976), S. 168.
- ⁴⁰⁾ Ebd. S. 148 f. über gemeinsames Lesen in der Familie. **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 8. Zum Bereich Sabbat und Hochzeit im folgenden vgl. **Klaus Guth:** Jüdisches Leben auf dem Land (wie Anm. 57), bes. S. 486-494.
- ⁴¹⁾ **Manfred Görg:** Wurzel, Stammbaum und Frucht. Jüdisches im Christentum – Christliches im Judentum. In: Christen und Juden im Gespräch. Bilanz nach 40 Jahren Staat Israel. Regensburg 1989, S. 9-20.
- ⁴²⁾ Charoset ist ein Brei aus geriebenen Äpfeln, Rosinen, Feigen, Nüssen, Wein u. a. m. Durch seine Farbe erinnert er an den Ziegelteufel, den die Juden für den Pharao schleppen mußten; vgl. **Daxelmüller** (wie Anm. 21), S. 137.
- ⁴³⁾ Ebd.; **Elijah Kitov:** Das jüdische Jahr. Gesetz und Brauch. 2 Bde. Jerusalem 1987, hier: Bd. 1, S. 29-214.
- ⁴⁴⁾ Über das vorausgehende Versöhnungsfest (Jom Kippur), ein Tag größter Buße, absoluter Arbeitsruhe und strengen Fastens, 8 Tage nach Rosch Haschana, bestand keine mündliche Überlieferung.
- ⁴⁵⁾ **Gerhard Handschuh:** Der Christbaum im fränkisch-thüringischen Raum. Aufkommen und Verbreitung eines weltweiten Brauchsymbols deutscher Weihnacht. In: Schöner Heimat 79 (1990), Heft 4, S. 219-228.
- Jakob J. Petuchowski:** Feiertage des Herrn. Die Welt der jüdischen Feste und Bräuche. Freiburg, Basel, Wien, 1984, S. 107-121.
- ⁴⁶⁾ Material dazu im DFG-Projekt-Archiv. Dazu Lit. wie Anm. 21.
- ⁴⁷⁾ **Guth** (wie Anm. 23), S. 267-269.
- ⁴⁸⁾ **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 11.
- ⁴⁹⁾ Ebd. S. 12.
- ⁵⁰⁾ Ebd. S. 9.
- ⁵¹⁾ **Daxelmüller** (wie Anm. 21), bes. S. 154 ff.
- ⁵²⁾ So in Walsdorf: **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 3.
- ⁵³⁾ So in Zeckendorf, Reckendorf, Ermreuth.
- ⁵⁴⁾ Vgl. **Gerhart** (wie Anm. 26), S. 13.

⁵⁵⁾ Ebd. S. 14 f.

⁵⁶⁾ DFG-Projektstelle: Aschbach (Leopold Openheimer). Leo Baeck Institute New York, Collection: Location V 2/3 AR-A.1557.

⁵⁷⁾ Vgl. dazu: **Klaus Guth**: Jüdisches Leben auf dem Land. Erinnerungen und Zeugnisse aus Franken im 19./20. Jahrhundert. In: Archiv für

Geschichte von Oberfranken 72 (1992), S. 483-502, bes. S. 494-502.

⁵⁸⁾ Durch das Projekt "Widerstandshaltungen in fränkischen Dörfern des 20. Jahrhunderts", von der VW-Stiftung finanziert, wird unter Leitung des Verfassers durch Frau Dr. Eva Lau als wiss. Mitarbeiterin seit 1990 einschlägiges Material in Archiv- und Feldforschung erhoben.

Wilhelm Böhm

Die Geiseln von Givet

Ein Finanzskandal in Alt-Schweinfurt

Der Beitrag ist

*Herrn R. A. Horst Ritzmann, Schatzmeister des Historischen Vereins Stadtrat,
zum 65. Geburtstag gewidmet*

Das Amt des Stadtrats oder Ratsherren ist in Zeiten der Finanznot gewiß nicht leicht. Dies weiß unser Jubilar sicher aus eigener Erfahrung, und tröstlich mag es für ihn und andere historisch interessierte Bürger sein, den Blick zurückzuwenden in die Epoche der letzten Jahre der Freien Reichsstadt Schweinfurt, – in eine schwere Zeit, welche der bekannte Gymnasialprofessor Friedrich Leonhard Enderlein in seinem 1862 erschienenen Buch "Die Reichsstadt Schweinfurt während des letzten Jahrzehnts ihrer Reichsunmittelbarkeit" mit spitzer Feder und großer Lust an kuriosen Einzelheiten und Anekdoten beschrieben hat.¹⁾

Schwere Zeiten: Dies gilt besonders für die Monate des Franzoseneinfalls von 1796. Nach mehrjährigem Krieg gegen das revolutionäre Frankreich, nach großen Erfolgen des Generals Bonaparte in Italien, welche den Abzug starker kaiserlicher Kräfte von der Rheinfront nach Süden erforderlich machten, war das Vordringen der Sambre-Meuse-Armee nach Franken nicht mehr aufzuhalten. Am 22. Juli 1796 erschienen starke französische Verbände vor Schweinfurt, der Widerstand der österreichischen Nachhut konnte nur hinhalten-

der Art sein. Plötzlich wurde die Stadt und die Umgebung von Zehntausenden schlecht organisierter, hungriger, zerlumpeter Soldaten überschwemmt, die alle von der Bevölkerung gepflegt und versorgt werden wollten.

Dies war eine Zeit großer Plagen für die Bürgermeister, Schöffen und Ratsherren. Zwar waren ihre Häuser von Einquartierungen freigestellt, doch gab es gerade für sie der Drangsale viel. Schon eine schwach besetzte Tafel für einen französischen General konnte große Ungelegenheiten bringen. So stellte der General Bernadotte am 1. September 1796 fest, daß das Mahl, das ihm der Rat im Rathaussaal bereitet hatte, zu schwach mit Geflügel besetzt war. Sogleich befahl er, alle Ratsherren und "Canzley-Personen" in Arrest zu setzen. Erst eine Zahlung an den Koch des Generals in Höhe von 6 Gulden bewirkte, daß die Herren in ihre Häuser heimkehren durften.²⁾ Dieser General Bernadotte wurde wenige Jahre später zum König von Schweden gewählt; er ist der Gründer des Herrschergeschlechts, welches dieses Land noch heute regiert.

Wer kann es den Ratsmitgliedern verdenken, daß sie am 19. August 1796, als sie

auf 4 Uhr von dem französischen Kriegskommissär Decouys in den "Rittersaal" des Rathauses bestellt worden waren, große Sorge erfüllte. Soldatenstiefel polterten die Treppe herauf, französische Nationalgardien besetzten alle Zugänge, Decouys selbst stürmte in den Saal. "Da entfärbten sich die Herren und ihre Lenden schütterten und ihre Beine zitterten."³⁾ Nicht ohne Grund, denn schon die Art, wie der mächtige Kommissär das ihm vom Rat bereitete Ehrenmahl – "Wein, Rosinen, Datteln und Confitüren" – behandelte, ließ nichts Gutes erwarten. "Er tat einen herzhaften Biß in einen Kuchen und warf den Rest vor sich hin auf den Boden."

Dann verkündete Decouys im Namen des Oberkommandierenden, Jourdan, daß die Stadt eine Kriegskontribution von 500000 Livres zu zahlen habe, davon ein Viertel binnen 48 Stunden. Zur Sicherstellung dieser Forderung ließ der Kriegskommissär sofort zehn Geiseln festnehmen: jeweils zwei Bürgermeister, Senatoren, Zusatz, Achter und zwei amtlose Bürger.⁴⁾ Auf dringliches Bitten hin wurden der Bürgermeister Brenner und der Scabinus ("Schöffe") Cramer freigegeben. Für fünf der übriggebliebenen acht Geiseln, welche in vorgerücktem Alter standen, durften ihre Söhne eintreten. Bereits am nächsten Morgen, am 20. August 1796, rollten zwei Kutschen mit den acht Geiseln unter Bewachung in Richtung Frankreich ab, einem ungewissen Schicksal entgegen. Begleitet wurden die acht Gefangenen von dem Schuhmachermeister Veit Hutzelmann, den sie sich rasch als Bedienten engagiert hatten.

Eingekerkert in Givet

Acht Schweinfurter Bürger waren es also, die, von einem Tag auf den anderen der vertrauten heimischen Umgebung entrissen, von fünf Soldaten bewacht, nach Westen rollten: der Revisor Christoph Kaspar Stolle (für seinen Vater Dr. Johann Stolle), der Kaufmann Bernhard Fichtel (für seinen Vater Thomas Fichtel), der Prokurator

Martin Wilhelm Reuter (ebenfalls für seinen Vater, Mitglied des Achterstandes), der Weißgerber Friedrich Heim, der Kaufmann Johann Kaspar Schöner, der Weinhändler Johann Heinrich Wirsing. Für ihre Väter traten ein der Candidat Johann Friedrich Lebküchner und der Mainschiffer Johann Philipp Michal.⁵⁾

Als Geiseln sollten sie dafür einstehen, daß ihre Vaterstadt Schweinfurt die außerordentlich hohe Kontributionszahlung an die Besatzungsarmee in der vorgeschriebenen Höhe leistete.

Das Stellen von Geiseln, menschlicher "Pfänder" als Garantie für die Einhaltung von Abmachungen und Verträgen, war ein uralter Brauch. Das Wort "Geisel" ist wahrscheinlich aus dem Keltischen als Lehnwort in das Germanische übernommen worden.⁶⁾ Die Bedeutung "Pfand", "Einsatz" wandelte sich zu "Gefangener" aus vornehmem, oft königlichem Geschlecht, der für eine Sache "Bürgschaft" leistete. In Schillers einst berühmter Ballade "Die Bürgschaft" stellt sich der Freund als "Bürge", als "Geisel", für die Rückkehr des zum Tode verurteilten Damon zur Verfügung.

Die französischen Revolutionsarmeen verschmähten es keineswegs, sich dieses Zwangsmittels aus feudalistischer Zeit zu bedienen; sie betrieben Geiselnahme systematisch und extensiv. In Schweinfurter Privatbesitz befindet sich ein Dokument vom 19. Juli 1800: der französische Oberkommandierende Moreau, ein befähigter General, später Opponent Napoleons, fordert 6 Millionen Francs Kontribution von den besetzten Gebieten des fränkischen Kreises. Als Mittel zur raschen Eintreibung ist ausdrücklich die "Aushebung von Geiseln" ("enlèvement d'otages") vorgesehen. – Jourdan ließ übrigens im Jahre 1796 nicht nur in Schweinfurt, sondern auch in Würzburg und Bamberg Geiseln ausheben.⁷⁾ Die Schweinfurter Bürger erfuhren bald, daß ihre acht Mitbürger, nach einer zweiwöchigen Reise über Frankfurt, Bonn, Köln, Aachen, Maastricht, Namur, in die französische Grenzstadt Givet verbracht worden waren.

Über dem an der Maas gelegenen Städtchen erhebt sich auf einem schroffen Felsen die Festung Charlemont, die von Kaiser Karl V. 1555 erbaut, von dem berühmten Festungsbaumeister Ludwigs XIV., Vauban, modernisiert wurde. Die Anlagen werden heute noch von der französischen Armee militärisch genützt und sind dem Publikum nicht zugänglich.⁸⁾ In diesem Fort wurden die Geiseln gefangengesetzt. Eingekerkert in düsteren Festungsmauern! Sicher war in der Schweinfurter "Lese-gesellschaft"⁹⁾ Schillers aufsehenerregendes Jugenddrama "Die Räuber" (erschieden 1781) bestens bekannt: Vater Moor im "Hungerturm" schmachtend, von einem treuen Diener notdürftig und heimlich versorgt. So gingen oft bange Gedanken von Schweinfurt nach Givet, wo acht treue Mitbürger im französischen Kerker darbtten und litten.

"An unserer Stelle littet ihr!"

Die Monate Juli und August 1796 waren eine böse, aufregende Zeit für die Bürger Schweinfurts. Der General Jourdan hatte sich, unter Zurücklassung einer starken Besatzung, gegen Regensburg gewandt. Erzherzog Carl, der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, löste sich mit einem Teil seines Heeres von der II. französischen Armee, die unter dem Befehl Moreaus am Oberrhein operierte, wandte sich gegen Jourdan und schlug ihn am 24. August 1796 bei Amberg. Wieder erschienen französische Truppenmassen in der Reichsstadt, jetzt auf dem eiligen Rückzug. Ein großer Partisanenaufstand der Rhönbauern verstärkte die Gerechtigkeit der sich zurückziehenden Soldaten.¹⁰⁾ Erst als Erzherzog Carl am 3. September 1796 die Armee Jourdans bei Oberpleichfeld schlug, zogen in der Nacht vom 3. auf 4. September die letzten Franzosen aus Schweinfurt ab. Die Bürger waren sehr erleichtert, endlich von den "Freiheitsmännern" befreit zu sein.¹¹⁾

Der Vorfriede von Leoben am 18. April 1797 brachte für die kämpfenden Parteien nur eine kurze Atempause, für die Geiseln von Givet aber die Befreiung. Mitte Juli

durften sie die Rückreise antreten, nach einer zweiwöchigen Kutschfahrt trafen sie am 29. Juli in "ihrer jauchzenden Vaterstadt" ein. Die Chronik des Gymnasialdirektors Raßdörfer¹²⁾ gibt ein anschauliches Bild der Ereignisse: Offiziere der Reichsstadt und der österreichischen Garnison sowie die Freunde und Anverwandten reisten in 30 Kutschen den Geiseln bis Werneck entgegen, der Rat stand in Oberndorf zum Empfang bereit. "Eine unzählbare Menge strömte zum Thore hinaus", als sich die Geiseln der Stadt näherten; gegen 3 Uhr langten sie am Spitaltor an. "Neun schöne artige Jungfrauen von 12-14 Jahren, ange-than mit weißen Kleidern und rosenfarbenen Leibbinden und grünen Kränzen auf ihren fliegenden Haaren" stimmten ein Willkommenlied an, von der Musik des österreichischen Regiments Strasoldo "mit sanften Tönen" begleitet. Verfasser dieses Gesangs war der Ratsherr Johann Heinrich Cramer, der vor 11 Monaten selbst der Geiselnahme mit knapper Not entgangen war. Dieses "Lied an die Geiseln" ging auch als Flugblatt von Hand zu Hand:

"Willkommen eurem Vaterland!
Willkommen liebe Schar!
Die fast ein Jahr in Feindeshand
Für Uns verbürget war.

An unsrer Stelle littet ihr!
Wir seufzten oft nach Euch! –
So, besten Bürger, trugen Wir
Das harte Loos zugleich.

Nun kehrt gesund an unsre Brust –
In unsern Schoos – zurück!
Ein jeder Abend bring Euch Lust
Und jeder Morgen Glück!"

"Der feierlich langsame Zug" ging "durch die Stadt, ... alle Fenster und Gas-sen waren voller Zuschauer, welche den Ankommenden mit Freuden-Thränen, Händewinken und Zurufen ihre Liebe ... bezeugten." Auf dem Rathaus stand ein Ehrenmal bereit, dann "erschalle wieder die Musik und die jungen Herrn Geiseln eröffneten den Tanz mit den neun Jung-frauen." Der reichsstädtische Patriot Raßdörfer beschließt seine Schilderung des Festes für die "Löwen des Tages" mit den

Worten: "Jedermann war fröhlich und traulich, der Fremde war gerührt und mischte seine Freude mit der unsrigen, der Reichsstädtische Gemeinsinn und die Bürger-Treue zeigt sich hier in ihrer Schönheit." Dies im Jahre 1797 – fünf Jahre vor dem Ende der reichsstädtischen Selbständigkeit.

Am nächsten Tag wurde "diese frohe Begebenheit" im Gottesdienst in den Predigten und in Lob- und Dankliedern "berührt". Der Rat beschloß, die "Verdienste und Leiden" dieser Männer durch eine goldene, 6 Dukaten schwere Medaille "der Nachwelt bekannt zu machen". Den Entwurf mit lateinischer Inschrift lieferte unser Chronist Raßdörfer. Die Medaillen wurden in Nürnberg bestellt.

Rechnungsbeleg Nr. 82 – die finanzielle Selbstverwaltung der Geiseln

Die Geiseln hatten in Givet natürlich nicht auf Kosten des französischen Staates gelebt. Alle Ausgaben wurden aus Steuergeldern bestritten, welche der Rat der Stadt Schweinfurt ihnen mitgegeben oder im Lauf von 11 Monaten überwiesen hatte. Dies war übrigens durch Frankfurter bzw. Lütticher Bankhäuser erfolgt: der internationale Geldverkehr funktionierte auch während der Revolutionskriege über die Frontlinie hinweg.

Nachdem die Festfreude verklungen war, "forderte man, von Obrigkeit wegen, Rechnungen von den überschickten Geldern." (Raßdörfer S. 262) Die acht Geiseln legten Rechnungen, Bestätigungen, Quitungen und Erklärungen vor, welche ihre Ausgaben belegten.

Von Seiten der Stadt waren die überwiesenen Summen genau festgehalten worden, und zwar in einem Rechnungsbuch, das heute noch im Stadtarchiv in Schweinfurt aufbewahrt wird: "Manuale zur Ober-Einnahms-Rechnung über die durch die am 22. Juli 1796 erfolgte Invasion der französischen Sambre- und Maas-Armee verur-

sachten Staatsausgaben". Unter Kapitel XVI finden sich die "Ausgaben, welche durch Aushebung der acht Geiseln verursacht wurden."

Die Einzelbelege der Geiseln sind im Stadtarchiv nicht vorhanden bzw. nicht registriert. Unser liegt aber ein Beleg "Nr.82" aus Schweinfurter Privatbesitz vor, der zeigt, in welcher Weise die aus Schweinfurt übersandten Gelder von den Geiseln verwaltet wurden. Die Summen wurden in einer Gemeinschaftskasse ("gemeine Caße") zusammengefaßt und von dem Kaufmann Schöner als "Caße- und Rechnungsführer" betreut. Entnahmen erfolgten nach "Berat-schlagung" und "gemeinschaftlicher Überlegung und Übereinkunft." Diese Übereinstimmung, Einstimmigkeit wurde jeweils durch die Unterschriften der acht Geiseln bestätigt.

Es handelt sich bei Beleg "Nr. 82" um eine Entnahme von "Sechs Carolinen oder Sechs und Sechzig Gulden Rheinisch" am 24. Juni 1797 zur "Bestreitung und Vergütung" von "Kleiderbedürfnissen". Dabei wird vermerkt, daß eine solche Entnahme für Kleidung während des Aufenthalts in Givet bisher "zu drei verschiedenen malen geschehen" sei. "Unsere Unterschriften bezeugen zu gleicher Zeit, daß wir dieser gemeinschaftlichen Überlegung und Übereinkunft gemäs, jeder gedachten Summe von 6 Carolinen oder 66 fl. Rh. zu dem bemerkten Zweck aus der gemeinen Caða durch den Caße- und Rechnungsführer Schöner wirklich bezahlt erhalten haben. Givet den 24 Juny 1797." Der Chronist Raßdörfer, der zweifellos Einblick in alle Rechnungsbelege und Erklärungen hatte, teilt mit, daß die Geiseln in 11 Monaten der "gemeinen Caße" pro Kopf 21 Carolinen gleich 231 Gulden allein für Kleidung entnahmen. Der gesamte Aufwand für Kleidung der Geiseln betrug 1848 Gulden.

Solche Zahlen waren es, welche, Ende August 1797 öffentlich bekannt geworden, bei den Schweinfurter Bürgern einen Schock verursachten. "Die vorher gehegte Liebe und Dankbarkeit" gegenüber den Geiseln fiel wie ein "Fieberfrost" ab. (Raßdörfer S. 263)

„Das waren wirkliche Geiseln!“

„Siehe da! nun ergab sich, warum diese Herren, bei der Ankunft so heiter, so gesund und wohlbeleibt aussahen. Sie hatten nichts weniger als gelitten und geschmachtet, sondern, wie Herren, vornehm gegeben und getrunken, und sich von dem eigenmächtig mitgenommenen Bedienten, dem hiesigen Schuhmacher-Meister Veit Hutzelmann, aufwarten lassen.“ (Raßdörfer S. 262)

Bei Einsicht in die Ausgabenbelege wurde das romantische Bild von den leidenden Geiseln, die, fern der Heimat im Festungsturm eingekerkert, für ihre Vaterstadt „schmachteteten“, jäh zerstört. Die Stimmung schlug um. Raßdörfer füllt mehrere Seiten seiner Chronik mit Beispielen, wie diese Herren, in „gemeinsamer Übereinstimmung“, in die allgemeine Kasse griffen. Unser Beleg „Nr. 82“ spricht von einer Entnahme von 66 Gulden als vierte Rate für Kleiderzwecke. Dies scheint nach heutigem Maßstab auf den ersten Blick nicht viel. Um einen Begriff von der Kaufkraft des Gulden um 1796/97 zu gewinnen, seien einige Vergleichszahlen angeführt.

Die Frau des Schusters Hutzelmann, die wegen Abwesenheit ihres Mannes als Bedienter in Givet ohne Einkünfte war, erhielt in den 11 Monaten eine Unterhaltszahlung von insgesamt 36 Gulden aus der städtischen Kasse.

Drei Jahre nach der Geiselnahme, im Jahr 1800, kehrte der reichsstädtische Oberleutnant Seyffert mit den Resten des reichsstädtischen Kontingents – neun Mann – aus dem Krieg zurück. Seyffert war ein angesehener, mehrfach ausgezeichnete Offizier, der nach dem Ende der Reichsstadtzeit in das bayerische Heer übernommen wurde. Der Rat gestand ihm eine „Friedensgage“ von monatlich 18 Gulden zu.¹³⁾

66 Gulden für Kleider, kurz vor Ende des Aufenthaltes in Givet – das war das 3–4fache des Monatsgehaltes des ranghöchsten reichsstädtischen Offiziers.

Zwei weitere Beispiele zum Vergleich:

Die Versteigerung des reichsstädtischen Silberschatzes, bedingt durch die Finanznot der Stadt, fand im Jahre 1799 statt und erbrachte knapp 500 Gulden – Beispiel kurzatmiger Kulturpolitik! Zum Glück wurde eine Renaissancekanne von der Johannis-kirchenpflege für 61 Gulden erworben und blieb so für Schweinfurt erhalten.¹⁴⁾

Der von den Bürgermeistern Fichtel und Cramer 1806 veranlaßte Verkauf von drei Bronzegrabmälern der Familie Ruffer als „Altmetall“ erbrachte 30 Gulden.¹⁵⁾ Diese Summe verbrauchte eine Geisel in Givet leicht in einer Woche; allein für „Vorflegung“ entnahm jeder wöchentlich 2 Carolinen = 22 Gulden der allgemeinen Kasse.

Als Gesamtkosten für die acht Geiseln fielen nach Enderlein in 11 Monaten 18000 Gulden an, nach Raßdörfer 15401 Gulden. Zuverlässiger erscheint das „Manuale zur Ober-Einnahms-Rechnung“ der Stadt, welches die Gesamtausgaben mit immerhin 13392 Gulden beziffert. Die Gesamteinnahmen der Stadt Schweinfurt werden für das Jahr 1803 mit ca. 28000 Gulden angesetzt.¹⁶⁾

Raßdörfer: „Das waren wirkliche Geiseln! Wer hat Schweinfurt mehr gekostet, eine feindliche Armee in zwei Monaten oder 9 Mitbürger in 11 Monaten? Das Verhältnis läßt sich bald berechnen.“

„Wie Gott in Frankreich“

Die von Raßdörfer in seiner Chronik aufgelisteten Rechnungen ermöglichen es, sich ein Bild von dem Leben der acht Schweinfurter Bürger in der Verbannung zu machen.¹⁷⁾

Sie speisten „vornehm wie Herren“, und ließen sich dabei bedienen. Dazu gehört ein Bedienter, kein Schuster in seiner Alltags-tracht. Meister Hutzelmann wurde also für 37 Gulden mit einer Livree bekleidet. Großzügig bewirteten die Geiseln ihre französischen „Gastgeber“, besonders den General Charbonier, seine „Frau Gemahlin“, seinen Sekretär und Adjutanten. Andererseits vergaßen sie nicht, der Stadtkasse die kleinsten Ausgaben zu berechnen: für

"Sohlen, Flecken, Waschen, Papier, Siegel-lack, Haarpuder, Puderbeutel ..." In der langen Zeit der Untätigkeit wurde Bildungshunger wach – der Schiffmann Michal kaufte sich "ein Französisches Buch" für 37 bzw. 11 Gulden.

Bildungshunger prägte auch die Rückreise. Die Geiseln besichtigten dabei die "Alterthümer in Metz und Sedan", die "Bilder-Gallerie" in Mannheim, das Heidelberger Faß, den Schloßgarten zu Schwetzingen, wobei sie reichlich herrenmäßige Trinkgelder, "Präsente", ausstreteten.

Gerne hätten die jüngeren Herren die Rückfahrt noch etwas ausgedehnt durch einen Besuch in der Hauptstadt Paris, – im Zeitalter des "Directoire", nach Beendigung der jakobinischen Schreckensherrschaft, ein Zentrum eleganter, verschwenderischer Lebenslust. Unser Beleg "Nr. 82" zeigt jedenfalls, daß sich die Geiseln am 10. Juni 1797, nicht lange vor ihrer Heimreise, noch einmal entsprechend ausgestattet hatten, für 66 Gulden pro Kopf, nach heutigem Gelde mehrere tausend Mark. Die Herren Schöner und Wirsing hatten Bedenken, stimmten diesem Abstecher nach Paris nicht zu, sicher auch im Hinblick auf die dabei zu erwartenden Kosten und den nahenden Tag der Abrechnung in Schweinfurt. Dafür kauften die Geiseln vor der Heimfahrt reichlich Geschenke, "goldene Uhren, Putz für ihre Weiber, Töchter und Freundinnen." Auch die Art des Transportes der Geiseln entsprach ganz und gar nicht den Schreckensvorstellungen der zurückgebliebenen Schweinfurter Bürger. Keineswegs geschah dies in verschlossener Kutsche, scharf bewacht von grimmigen Nationalgardisten, – schon eher im Stile einer "Kavalierstour". Voll Empörung notierte Raßdörfer sämtliche Zechen, welche in den verschiedenen Übernachtungsorten gemacht wurden. Höhepunkte waren auf der Hinfahrt Frankfurt (174 Gulden), Köln (150 Gulden) Aachen (151 Gulden); auf der Rückreise die Residenzstadt Mannheim mit 126 Gulden. Am bescheidensten lebten die acht Herren mit ihrem Diener in dem Dorf "Marlatour" bei Metz – Ort einer Schlacht 1870 –, nämlich für 11 Gulden, in

Dürkheim und Neckargmünd (jeweils 13 Gulden). Bei der Betrachtung der Reiseroute gewinnt man den Eindruck, daß sich die Geiseln von dem Land ihrer Verbannung, dem "süßen Frankreich", nur zögernd lösten. Auf der Strecke von Givet bis Verdun legten sie sieben Übernachtungen ein, daraus errechnet sich eine Tagesfahrt von jeweils ca. 25 km. Erst auf deutschem Boden wurde die Tagesstrecke etwas raumgreifender, wobei Besichtigungen – Mannheim, Schwetzingen, Heidelberger Faß – wiederum Verkürzungen der Reiseroute bewirkten.

"Ein Ratsbeschluß: Ende gut – alles gut"

Der Rat sah sich genötigt zu handeln. "Gegen die unrechtmäßigen Ausgaben der 8 Herren Geiseln in Givet sollte ... mit aller Strenge eingeschritten werden."¹⁸⁾ Auf alle Fälle wurden die goldenen Ehrenmedaillen in Nürnberg eilends abbestellt. Darüber hinaus wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, welche die Rechtmäßigkeit der Ausgaben prüfen sollte. Vorsitzender war "der Herr Archivar, Hofrath Will." Nach fünf Monaten wurde ihm der Advokat Sixt beigegeben. Keine leichte Aufgabe für den Hofrat! Die Arbeit zog sich monatelang hin, die betroffenen Familien reagierten gereizt. Die Ratsprotokolle vermerkten Angriffe besonders von Seiten des Hofrats Dr. Stolle gegen den Vorsitzenden: dieser habe einen "Souffleur", der ihn gegen Stollens Sohn einnehmen wolle.¹⁹⁾ Immerhin hatte Stolle filius der Geisel-Kasse 10 Carolinen, das sind 110 Gulden, ohne jeden Beleg oder Verwendungsnachweis entnommen.

Ein Jahr verstrich, der Krieg ging weiter, der Rat hatte andere Sorgen. So war man bemüht, die Sache gütlich beizulegen. Im Ratsprotokoll vom 6. Juli 1798 findet sich unter Punkt 7 folgender Ratsbeschluß:

"Die Rechnung selbst soll zwar confirmirt werden, jedoch da die Herrn Geisel theils unbescheinigter und unnötiger Ausgaben ... verrechnet haben und hierüber sich erhebliche Monita formieren ließen, so soll

doch hierüber hinausgegangen und diese Nachsicht für die Remuneration angesehen werden.“²⁰⁾

Eine salomonische Entscheidung! Die Rechnung wird also gebilligt („confirmirt“), – eine Rückzahlung von Geldern wurde nicht verlangt, der „Diener“ Schuhmachermeister Hutzelmann erhielt sogar noch 12 Gulden Nachzahlung.²¹⁾ Monita – Einwände, Bedenken – werden angesichts „unbescheinigter und unnötiger Ausgaben“ angedeutet, doch soll darüber hinweggegangen („hinausgegangen“) werden. Diese „Nachsicht“ soll als Belohnung, Anerkennung („Remuneration“) für die Geiseln angesehen werden. Denn eine solche Anerkennung hätten die acht Bürger an und für sich verdient gehabt, waren sie doch für die Reichsstadt eingetreten, als diese die überzogenen Geldforderungen der Besatzungsmacht nicht erfüllen konnte.

Als „Remuneration“ wird also eine „Amnestie“ erlassen. Die Herren hatten sich fern der Heimat, im fremden Land, ein paar schöne Stunden gemacht, ein bißchen zu flott gelebt, ein wenig zu tief in die öffentliche Kasse gegriffen; fünf von ihnen waren schließlich junge, unerfahrene Leute – „Schwamm darüber!“

Eine der Geiseln, Johann Heinrich Wirsing, hinterließ eine Chronik, welche die Jahre von 1763–1806 erfaßt²²⁾; aus ihr schöpfte auch Friedrich Stein bei der Erstellung seiner „Chronik der Stadt Schweinfurt im 19. Jahrhundert“.

Wer in dieser Chronik nach einem Erlebnisbericht über die 11 Monate sucht, die der Verfasser in Givet verbrachte, wird enttäuscht werden. Wirsing übergeht die sicher interessanteste, farbigste Epoche seines Lebens – mit Schweigen.

Quellen:

Die handschriftliche Chronik des Gymnasialdirektors Johann Philipp Raßdörfer (1736–1802) im Stadtarchiv Schweinfurt bietet die umfangreichste Schilderung der Vorgänge um die Geiseln in Givet. Raßdörfer schreibt als unmittelbar betroffener Zeitzeuge. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die Empörung über den Mißbrauch

führen dem ehrlichen Patrioten die Feder. Seine Chronik ist eine Geschichtsquelle, die es verdiente, wie die Chronik Enderleins einem breiteren Publikum zugänglich gemacht zu werden. (Zitiert: Raßdörfer)

Raßdörfers Chronik war eine oft wörtlich zitierte Vorlage für L.F. Enderleins 1862/63 erschienenen Buch „Die Reichsstadt Schweinfurt während des letzten Jahrzehnts ihrer Reichsunmittelbarkeit“, 2 Bde, Schweinfurt bei G. I. Giegeler 1862 bzw. 1863 (zit. Enderlein, Letztes Jahrzehnt). Enderlein stellt den Empfang der Geiseln und ihr zweifelhaftes Finanzgebaren pointiert, mit sichtlichem Behagen dar.

Diese Ereignisse passen in das Bild des gebürtigen Ansbachers von der Reichsstadt Schweinfurt als einem Gebilde, „das mit Recht schlafen gegangen“ ist, dessen Administration „nur die Säkel der Amtsträger füllte“, während „der Bürgermann unbemittelt und unfrei blieb.“ (Enderlein, Vorwort zu „Letztes Jahrzehnt“)

Friedrich Stein, der liebevolle Erforscher der Reichsstadtzeit, erwähnt in seiner „Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt“ den Finanzskandal um die Geiseln nicht.

Ungedruckte Dokumente im Stadtarchiv Schweinfurt runden das Bild ab: die Ratsprotokolle der Jahre 1796–1798 (StA RP 151–153), besonders aber das „Manuale zur Ober-Einnahms-Rechnung über die durch die am 22. Juli 1796 erfolgte Invasion der franz. Sambre- und Maas-Armee verursachten Staatsausgaben“, darin das Kapitel: „Ausgaben, welche durch Aushebung der acht Geiseln verursacht wurden.“ (S. 39 ff.) – (Zit. „Manuale“)

Der „Beleg Nr. 82“ aus Schweinfurter Privatbesitz war Anlaß zu dieser Studie.

Anmerkungen:

- 1) Enderlein, Letztes Jahrzehnt, Band II, S. 54 ff., ferner S. 86, S. 96
- 2) Manuale, 1. September 1796
- 3) Enderlein, Letztes Jahrzehnt, S. 54 (nach Raßdörfer)
- 4) Seit 1776 war die Regierung der Reichsstadt folgendermaßen gegliedert:
 - I. Der „Innere Rat“, die eigentliche Stadtregierung: 4 Bürgermeister, 4 Scabinen („Schöffen“), 8 Ratsherren („Senatoren“)
 - II. Der „Äußere Rat“ („Zusatz“): 8 Assessoren, „Zusätzer“ genannt.
 - III. Der „Achterstand“: 8 „Achterherren“. – Die Mitglieder von II und III nahmen an den

Ratssitzungen nur teil, wenn sie "geladen" wurden. – Kriegskommissär Decouys ließ also aus dem "Inneren Rat" vier Personen festsetzen, zwei aus dem "Äußeren Rat", zwei aus dem "Achterstand", dazu zwei Handwerker ohne Amt.

⁵⁾ Die Namen der Geiseln nach der Chronik von Johann Heinrich Wirsing, masch. Abschrift, StA Schweinfurt, Ha 116, S. 147 f.

⁶⁾ Fr. Kluge/Alfred Götz: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 15. Auflage, Walter de Gruyter Berlin 1951, S. 251

⁷⁾ Erst nach dem II. Weltkrieg erging ein völkerrechtliches Verbot militärischer Geiselnahme im Genfer Abkommen vom 12. 8. 1949. Der Erfolg des Verbotes läßt noch auf sich warten.

⁸⁾ Freundliche Mitteilung von Frau Lia Nadler, Schweinfurt, die vor einiger Zeit eine Reise auf den Spuren der Geiseln nach Givet unternahm.

⁹⁾ Über die 1774 gegründete Schweinfurter "Lesegesellschaft": Enderlein, Letztes Jahrzehnt, S. 88 f. – Die Gesellschaft zählte um 1787 über 100 Mitglieder.

¹⁰⁾ Zu den kriegerischen Ereignissen und Plünderungen in der Umgebung Schweinfurts 1796/97 vgl. auch: Erich Schneider: Überfälle der franz. Revolutionstruppen in Zell 1796, Schweinfurter Mainleite 1989/III; S. 20 ff.; (wb) Die Franzosen in Lindach, ebda. S. 26 f.; Hans Graetz: Ein Abschied von Schweinfurt fast vor 200 Jahren, Schweinfurter Mainleite 1991/IV, S. 5 ff.

¹¹⁾ Goethes Mutter, die Frankfurter Patrizierin Katharina Elisabeth G., geb. Textor, nach

Abzug der Franzosen aus Frankfurt 1793 an ihren Sohn: "Wir können Gott nie genug danken, daß wir noch so zu rechter Zeit von den Freiheits-Männern befreit worden!" – Briefe von Goethes Mutter, Insel Lpzg. 1907, S. 111

¹²⁾ Raßdörfer, S. 258 ff.

¹³⁾ Friedrich Stein: Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt, Band I, Schweinfurt 1900, S. 302

¹⁴⁾ Erich Schneider: Vasa sacra im Besitz der evang. Kirchen Schweinfurts. In: Streiflichter auf die Kirchengeschichte in Schweinfurt, Schweinfurt 1992, Nr. 4, S. 244

¹⁵⁾ Max Ludwig: Die Wegschaffung der Rufferischen Epitaphien in Schweinfurt 1806 und 1807. Mercksche Familienzeitschrift, Bd. VII., 1919, S. 75 ff.

¹⁶⁾ Enderlein, Letztes Jahrzehnt, S. 67/68

¹⁷⁾ Raßdörfer, S. 263 ff.

¹⁸⁾ Enderlein, Letztes Jahrzehnt, S. 96

¹⁹⁾ RP 153, S. 32 f.

²⁰⁾ RP 153, S. 557

²¹⁾ RP 153, S. 23

²²⁾ Chronik des Johann Heinrich Wirsing, StA Ha 116

Die Angaben von Geldsummen wurden konsequent auf den vollen Gulden (rheinisch) abgerundet.

Erstabdruck in "Schweinfurter Mainleite", I/93.

Wilhelm Böhm, Petersgasse 3, 8720 Schweinfurt

Erich Schneider

Wilhelm Sattler: Der Gründer der Steingutfabrik in Schloß Aschach

– Ein Industriepionier des Biedermeier aus Schweinfurt –

1829 gründete der Schweinfurter Unternehmer Wilhelm Sattler in Schloß Aschach bei Bad Kissingen eine Steingutfabrik, die bis 1861 bestand. Die Idee des Schweinfurters, in dem nach der Säkularisation weitgehend leerstehenden Schloß eine Steingutfabrik zu gründen, stand von Anfang unter dem Gedan-

ken, Arbeitsplätze für die Bewohner der Rhön zu schaffen und zugleich durch eine inländische Produktion von Steingut teure Importe zu ersparen. Trotz des weit über die Grenzen Frankens und Bayerns reichenden Ansehens, das Sattler genoß, und trotz der Bedeutung, die dieser Unternehmer für die industrielle



Wilhelm Sattler, Lithographie von Georg Adam Stöbel, 1847

Foto: Städt. Sammlungen Schweinfurt

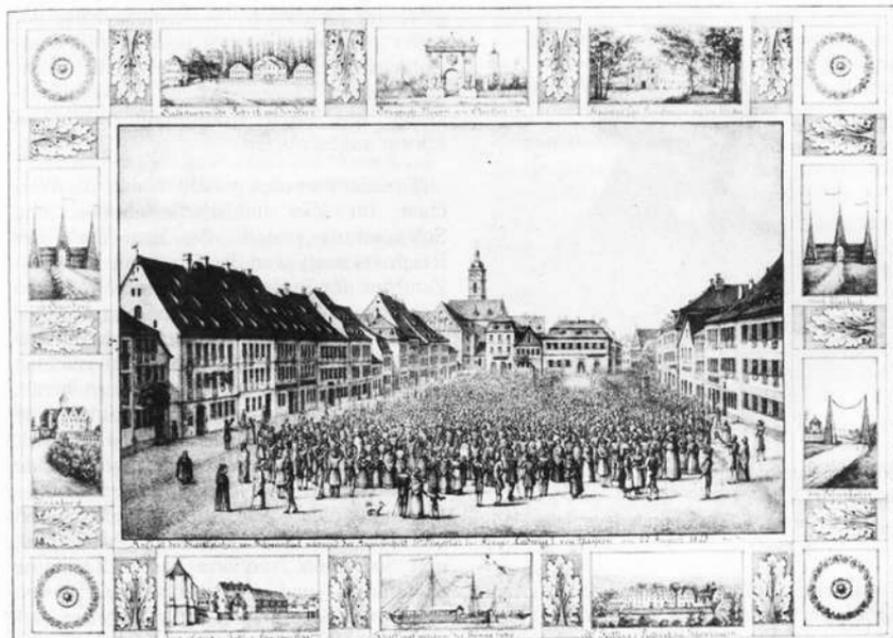
Entwicklung Schweinfurts und der Region in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte, ist die von ihm gegründete Steingutfabrik nahezu völlig in Vergessenheit geraten. Allenfalls einem kleinen Kreis von Kunstliebhabern ist Aschacher Steingut noch ein Begriff. Dabei war die Fabrik in Schloß Aschach die letzte große Investition in Sattlers vielseitig strukturierten Unternehmungen. Den Grundstock dazu legte er durch die Produktion von Farben, darunter das legendäre "Schweinfurter Grün", später kamen die Herstellung von deutschem Sago, Zucker und Tapeten dazu. Am Beispiel des Unternehmers Wilhelm Sattler und v. a. am Beispiel des Aschacher Steingutes läßt sich deshalb die frühe industrielle Entwicklung Schweinfurts in der Biermeierzeit darstellen.

Schweinfurt durchlebte um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine sehr tiefe Krise. Ende 1802 war die ehem. Reichsstadt im Vorgriff des Reichsdeputationshauptschlusses an Bayern gefallen und hatte damit ihre seit dem 13. Jahrhundert bewahrte, reichsunmittelbare Stellung endgültig verloren. Viel war zu diesem Zeitpunkt von der einstigen "Reichsfreiheit" freilich nicht mehr übriggeblieben und die wenigsten der rund 6000 Bürger der Stadt scheinen unglücklich

gewesen: gleichwohl "... manche hatte geweint", wie ein Chronist überliefert. Finanziell war die Stadt zusätzlich durch die vorangegangenen französischen Revolutionskriege mit ihren Kontributionszahlungen schwer angeschlagen.

Trotzdem wurden gerade damals die Weichen für die industrielle Entwicklung Schweinfurts gestellt. Bis zum Ende der Reichsstadtzeit war die Stadt ein Handelszentrum des in der Umgebung betriebenen Ackerbaues. Getreide wurde als einträgliches Monopol in der reichsstädtischen Maimühle zu Mehl vermahlen. Die Weinberge reichten unmittelbar bis an die Stadtmauern heran, und der Weinbau spielte in Schweinfurt eine genauso wichtige Rolle wie das Handwerk der Fischer und Schiffer, die ihre Rechte ebenfalls bis in das 13. Jahrhundert zurückführen konnten. "Außer dem Ackerbau und der Viehzucht (treiben) auch einige Handlung und Spedizion", notierte das "Allgemeine Handlungs- und Fabrikenadreßbuch von 1798" über Schweinfurt. Meist waren es verschiedene Hausindustrien wie Pottaschesiederei, Essig- und Seifezubereitung und die Anfänge einer chemischen Industrie. 1780 beispielsweise errichtete Johann Martin Schmidt eine Bleiweißmühle, die mit Hilfe eines aus Holland herbeigeholten "Bleiweißmachers" zu einer Farbenfabrik ausgebaut wurde. Im gleichen Jahr gründete Johann Georg Gademann sein Handelsgeschäft, dem er eine Schusser-Mühle an der Bellevue und 1792 eine Farbenfabrik anzugliedern wußte. Unter den übrigen Firmengründern ragen Christian Friedrich Bach, Johann Caspar Cramer, C.F. Pohl oder Friedrich Philipp Stepf heraus.

Einer, der vermutlich wie kein zweiter Anteil an der industriellen Entwicklung Schweinfurts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte, war Wilhelm Sattler. Johann Christian Wilhelm Sattler, so der volle Name, wurde am 13. Mai 1784 in Kassel als Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie geboren. Nach einer Lehre in einem "Colonialwaaren-Geschäft" ab 1799 wechselte er vier Jahre später in die Großhandlung von Georg Ernst Wüstenfeld in Hannoversch-Münden, seinem späteren Teilhaber in der



Besuch des Königs I. von Bayern in Schweinfurt. Lithographie von Christoph Rimrod, 1828
Foto: Städt. Sammlungen Schweinfurt

Steingutfabrik Aschach. Im Jahr 1804 schließlich zog Wilhelm Sattler als Geschäftsführer in die von Gademann in Niederwerrn bei Schweinfurt betriebene Bleiweißmühle.

Sattler war gerade 24 Jahre alt, als er 1808 den Sprung in die Selbständigkeit wagte. Aus kleinen Anfängen heraus begann er die Fabrikation und den Vertrieb von Farben. Neben seiner Ehefrau Catharina war sein Freund, der ehem. Apotheker-Propagandist Friedrich Wilhelm Ruß, von Beginn an der wichtigste Mitarbeiter. Gemeinsam betrieben die beiden chemische Versuche zur Farbenherstellung, die 1814 zur großtechnischen Fertigung des Schweinfurter Grün führten. Besonders ertragreich war auch die Herstellung von Sago aus Kartoffelmehl, das teure Importe aus Indien zu ersetzen vermochte.

Sattler bewies als Kaufmann stets eine glückliche Hand und seine Geschäfte florierten. 1813 mußten weitere Betriebe in Scho-

nungen und Schweinfurt angekauft bzw. gepachtet werden, die 1839 sogar erweitert wurden. 1822 erwarb er Schloß Mainberg, wo er eine Tapetenfabrik einrichtete. 1826 kaufte der Unternehmer eine Mühle in Langensalza zur Sago-Produktion. Von 1827 an betrieb Sattler in den Anlagen des ehem. Spitals zum Heiligen Geist in Schweinfurt eine Zuckerraffinerie; die zweite derartige Fabrik in Bayern. 1829 erwarb er Schloß Aschach, um dort eine Steingut-Manufaktur einzurichten. 1847 krönte Sattler seine unternehmerische Laufbahn durch eine Farben- und Sago-Fabrik in Prag-Smichow.

Wilhelm Sattler beschäftigte laut dem "Verwaltungsbericht für den Untermainkreis 1830/33" in seinen Unternehmen 400 aller rund 2300 industriellen Arbeiter und produzierte Waren im Wert von 1,3 Millionen Gulden. Der Umsatz hatte sich dabei in knapp 10 Jahren seit 1824 mehr als verdoppelt. 1840 waren zwischen 660 und 750 Arbeiter bei Sattler in Brot und Arbeit.

Im Jahr 1814 wählte die Schweinfurter Bürgerschaft Sattler zum Gemeindebevollmächtigten, ein Amt, das er bis 1846 ausgeübt hat. Im Hungerjahr 1816 wurde Sattler zum Königl. Handelscommissions-Assessor ernannt. 1826 setzte sich Sattler erfolgreich für die Mainleiten-Straße von Schweinfurt in Richtung Bamberg ein und trieb den Bau zahlreicher anderer Straßen voran, teilweise sogar unter Einsatz privater Geldmittel. Ab 1845, inzwischen Mitglied des Bayerischen Landtages geworden, engagierte sich Sattler weitblickend für die Führung der Eisenbahnlinie Bamberg-Würzburg über Schweinfurt, die die Stadt 1852 tatsächlich erreichte. Als Kaufmann hatte er richtig erkannt, daß Schweinfurt ohne geeignete Verkehrsanbindung keine Zukunft hatte.

Obwohl sich Sattler immer für die Gleichberechtigung aller Staatsbürger bis hin zur Judenemanzipation eingesetzt hat, blieb er jedoch stets ein loyaler Untertan seines Königs. Revolutionäre Umtriebe lehnte er ab, selbst wenn er mit den Zielen von 1848 sympathisierte. Dies stürzte ihn letztendlich in solche Gewissenskonflikte, daß er sich später immer stärker aus der Öffentlichkeit und auch aus seinen Geschäften auf sein geliebtes Schloß Mainberg zurückzog.

Im Laufe der Jahre trugen Catharina und Wilhelm Sattler auf Mainberg eine beachtliche Kunstsammlung zusammen, die freilich längst in alle Winde zerstreut ist. Bereits von den Zeitgenossen wurde diese Sammlung als etwas Besonderes erkannt. Der bayerische König Max II., der als Kronprinz am 10. September 1842 das Schloß mit seiner Gegenwart beehrte, äußerte, "noch keine so große Sammlung deutscher Trinkgefäße angetroffen zu haben". Im Jahr 1860 schrieb Ludwig Bechstein über die Schätze auf Schloß Mainberg: "So findet denn der Besucher ... eine Rüstkammer mit Harnischen, Waffen, Feldschlangen u.s.w., Glasmalereien aus jeder Periode dieser Kunst, eine ausgezeichnete reichhaltige Sammlung alter Trinkgefäße, Krüge, Humpen und Pokale; eine Sammlung alter eingelegter Gewehre, eine Bildersammlung mit mehreren Gemälden der altdeutschen Schule, eine reichhaltige Bibliothek mit alten Urkunden, Handschriften, Chroni-

ken, Holzschnittwerken u.s.w.; dann mehrere im Renaissance=Styl von Frau C. Sattler eingerichtete Zimmer mit mannichfaltigem Ausschmuck von Bildern, Geräthen, Truhen u. dgl., mit einem Wort, ein Museum zahlloser Sehenswürdigkeiten."

Ein illustrierter Versteigerungskatalog von 1901 dokumentiert diese Sammlung wenigstens teilweise. Den Höhepunkt der Sammlung Sattler bildeten zweifelsohne die Werke von Tilman Riemenschneider, dessen Münsterstädter Magdalena und zwei weitere Reliefs von diesem Altar sich in Mainberg befanden. Catharina und Wilhelm Sattler hatten maßgeblich Anteil an der Wiederentdeckung dieses bedeutenden Würzburger Bildschnitzers des ausgehenden Mittelalters. Seit 1901 gehört dieses Bildwerk dem Bayerischen Nationalmuseum in München.

Wilhelm Sattler hat in seinen späten Jahren Tagebuch geführt, in dem er sein Leben reflektierte. Ein Schlüsselwort für ihn war Bildung und Gesittung. Darin sah er den höheren Zweck kaufmännischen Wirkens und der Anhäufung von Vermögen, das bei seinem Tod auf immerhin acht Millionen Gulden geschätzt wurde: Sich durch Bildung und Kunstgenuß menschlich, bürgerlich zu vervollkommen, erschien ihm die zweckvollste Verwendung des durch wirtschaftlichen Erfolg erworbenen Reichtums – und nicht dessen unaufhörliche Vermehrung.

Der Schweinfurter Kaufmann und Fabrikant Sattler gehört zu jenen Persönlichkeiten, deren Lebenslauf die Epoche des "Biedermeier" als die eigentliche "Gründerzeit" in Deutschland nach dem Ende des Alten Reiches erscheinen läßt. Wie kaum ein anderer hat Sattler die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung Schweinfurts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefördert und vorangetrieben. Gleichzeitig hat er sich als Staatsbürger und Politiker zum Wohle seiner Mitmenschen engagiert. Daß er angesichts solcher Verpflichtungen noch die Zeit gefunden hat, gemeinsam mit seiner Frau Catharina eine beachtliche Kunstsammlung aufzubauen, verdient deshalb besonderes Interesse.

Dr. Erich Schneider, Städtische Sammlungen Schweinfurt
Oben Straße 11 - 13, 97421 Schweinfurt

Die Steingutfabrik Schloß Aschach (1829–1861)

– Die Chronik der Steingutfabrik und ihre Erzeugnisse –

Vor genau 165 Jahren, im Winter 1828, betonte der Würzburger Regierungsreferent beim Antrag des Schweinfurter Industriellen Wilhelm Sattler, Schloß Aschach bei Bad Kissingen in der Rhön zur Errichtung einer Steingutfabrik käuflich zu erwerben: *„... dieser Schatz muß gehoben werden!“*

Aus dem Kaufantrag von 1828 (Hauptstaatsarchiv München MF 20731) geht hervor, daß Sattler sein geschäftliches Vorhaben bezüglich des Produktionsumfanges, der Produktionspalette, der Beschäftigungszahlen und der Lieferung von Rohstoffen genau skizziert hatte. Demnach wollte er von vornherein *„Steingut mit Kupferabdrücken und der beliebten blauen Lassar und dergleichen“* herstellen, *„6 bis 800 Mitarbeiter“* beschäftigen und *„jährlich 1.500 bis 2.000*

Zentner Ton sowie Holz aus Absroda und der übrigen Rhöngegend“ ankaufen.

Im Januar des folgenden Jahres erwarb Sattler das einst von den Hennebergern erbaute und infolge der Säkularisation verwaiste Schloß und die Mühle am Fuß des Berges beim Bayerischen Staat für 5.000 Gulden. König Ludwig I. höchstpersönlich genehmigte den Verkauf des ihm von seinen Kuraufenthalten in Bad Brückenau bekannten Schlosses unter der denkmalpflegerischen Bedingung: *„... daß das alte Schloß Waldaschach weder beworfen noch angestrichen werde.“*

Ähnlich wie bei dem Mainberger Besitz konnten die großzügige Schloßanlage und die Räume im Innern bestens als Produktions-



Ansicht von Schloß Aschach aus dem *„Album de Kissingen“* um 1845

Foto: Städt. Sammlungen Schweinfurt

räume genutzt werden. Ein aus dem Jahre 1830 erhaltener Plan, wohl von Wilhelm Sattler selbst erstellt (Archiv Graf Luxburg Museum Schloß Aschach) zeigt den gesamten Schloßkomplex und nennt die Nutzung der einzelnen Räume zu Beginn der Produktion. Demnach befanden sich im Keller des Hauptschloßgebäudes drei Brennöfen, im ersten Stock das Comptoir, Bisquitlager, ein Glasurzimmer und ein Warenmagazin. Im Winter wurde die warme Umluft der Brennöfen außerdem zum Heizen der Arbeitsräume verwendet. Der zweite Stock beherbergte die Privatgemächer von Sattler, Wüstenfeld und Reuter, der dritte und vierte Dreh- und Modelliersäle, sowie einen "Kapselraum". Das Nebenschloßgebäude diente als großes Magazin und für Verkaufsläden, kleinere Nebengebäude als Holzspeicher, zum Gipsbrennen oder enthielten weitere Brennöfen.

Die Geschäftsleitung hatte anfangs neben Wilhelm Sattler selbst Georg Ernst Wüstenfeld und Adolf Reuter inne. Am 1. Dezember 1829 traten die drei Geschäftspartner dann mit einer Anzeige (Graf Luxburg Museum, Schloß Aschach) ans Licht der Öffentlichkeit und priesen *"ihr vorzügliches Fabrikat, das sich sowohl durch innere Güte, Schönheit und Geschmack der Formen, als durch möglichst billige Preise auszeichnet ..."* an.

Anders als die Endphase der Sattlerschen Steingutfabrik auf Schloß Aschach ist die Frühzeit gut dokumentiert. Die Produktion (1829–1861) begann dort schon kurz nach dem Erwerb des Gebäudekomplexes, was ein *"Preis Verzeichniß der Steingut Fabrik Aschach bey Schweinfurt a/M."* (um 1829/30) der lithographischen Anstalt von Christoph Rimrod beweist. Dieser Preiscurant (Privatbesitz Schweinfurt), der von einer Illustration von 107 Produkten begleitet ist, führt bereits 157 Exemplare von weißem Steingut *"erster Wahl, in englischem Geschmack, nach Art von Wedgwood"* auf.

Sattler, wie auch die meisten anderen Steingutproduzenten, ahmten bewußt die Ware der englischen Fabriken in Mittelengland nach, allen voran die Erzeugnisse von Josiah Wedgwood aus Burslem und Etruria. Im 19. Jahrhundert wurde die Bezeichnung Wedgwood ein Synonym für außerordentlich

qualitätvolle Ware. Sie ist auch eine der wenigen Keramik erzeugenden Firmen aus dieser Zeit, die noch heute existiert. Typisches Produkt des englischen Lebensstils war die Teekanne, die auf dem Kontinent, auch in Schloß Aschach, die Kannenformen prägte.

Neben den Formstücken imitierte man in England und auf dem Kontinent auch den Stempel mit dem Firmennamen von Wedgwood. Um in England nicht gerichtlich belangt zu werden, schrieb man den Firmennamen dann absichtlich falsch. Statt dem klassischen Schriftzug der englischen Firma (u. a. Wedgwood, WEDGWOOD und Wedgwood & Bentley) verwendeten konkurrierende Firmen Varianten wie z. B. "VEDGWOOD", "WEDGEWOOD" oder "WIEDGWOOD". Auch die frühe Ware der Aschacher Steingutfabrik zeigt eine Imitation der berühmten Wedgwood-Marke: F. WEDGWOOD. Dieser Prägestempel, der sich auf der Rückseite von weißer und bedruckter Ware findet, könnte als *"Facon de Wedgwood"* aufgelöst werden.

Aus der umfangreichen Palette der frühen Aschacher Produktion seien neben den gewöhnlichen Tee-, Kaffee- oder Speiseservicen, Gefäße für den Kranken- oder Sanitärbereich (Apothekergefäße, Augenbecher, Bartschüsseln, Nachttöpfe, Seifenschalen, Waschbecken mit Kannen und Bettwärmer), Kinderspielgeschirre, Schreibzeuge, Kerzenleuchter, Blumenvasen, Malerpaletten und sogenannte *"Schaustücke"* erwähnt. Das sind dekorative Reliefs als Wandschmuck, die die vier Evangelisten, Jahreszeitenallegorien, Amor, einen Christuskopf oder eine Abendmahlszene darstellen. Ein ganzer Fries mit geflügelten, männlichen Wesen, als an die Antike angelehnte Illustration der vier Jahreszeiten, hat sich im Original als Wandfries in einem Zimmer auf Schloß Aschach erhalten.

Der Erfolg der Aschacher Steingutfabrikate wurde 1834 auf der ersten Industrieausstellung in München mit einer Goldmedaille belohnt. Seit 1837 trat Wilhelm Sattler mit zahlreichen Annoncen im Schweinfurter Heimat- bzw. Intelligenzblatt an die Öffentlichkeit, um so den Absatz seiner Waren zu forcieren. Zudem waren Handlungsreisende – das Tagebuch Jens Sattlers nennt einen Carl



Charakteristische Stempelmarke der Steingutfabrik Aschach

Foto: Städt. Sammlungen Schweinfurt

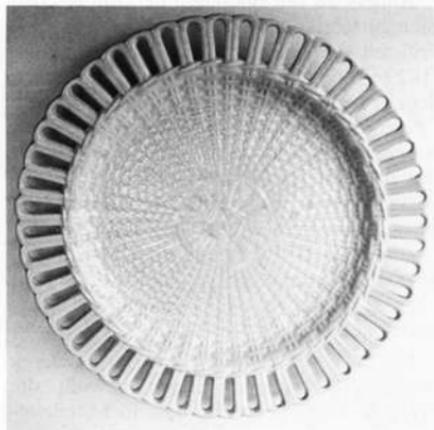
Hildemann – für den Vertrieb des Materials weit über die Grenzen Schweinfurts hinaus bis nach Mitteldeutschland verantwortlich.

Bereits 1837 beteiligte Sattler senior seine Söhne Jens (eigentlich Johann Caspar, 1810–1880) am Geschäft in Aschach. Am 31. Juli 1837 übernahmen er und sein Bruder die Anteile von G. E. Wüstenfeld; Jens erhielt gleichzeitig die Oberleitung über die Steingutfabrik.

Mit der Geschäftsübernahme von Jens Sattler setzte eine Erweiterung der Produktpalette ein, in der vor allem Umdruckgeschirr in größerem Umfang hergestellt wurde. Etwa ein Drittel aller überlieferten Stücke aus dieser Zeit tragen nun die charakteristische Marke "ASCHACH." und/oder den Firmennamen "WS&S" für *Wilhelm Sattler und Söhne*.

Einen Einblick in die Produktvielfalt des sog. Umdruckgeschirrs geben die zwei 1838 vom Schweinfurter Lithographen Georg Lauer angefertigten Illustrationen mit insgesamt 75 verschiedenen Stücken eines Kaffee-, Tee- und Speiseservices (Stadtarchiv Schweinfurt D 69/1). Etliche auf diesem illustrierten Beilageblatt dargestellten Teile sind auch bis heute erhalten geblieben.

Für die zeichnerischen Entwürfe und Druckvorlagen des Umdruckgeschirrs konnte Sattler eine Reihe bereits in Schweinfurt etablierter Künstler gewinnen. Zuallererst ist hier Andreas Friedrich Kornacher (1808–1857) zu nennen, der sich in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts einen Namen durch eine Anzahl schöner Stadtansichten von Schweinfurt aus der Zeit der Biedermeier gemacht hatte, schließlich den Wandel vom Graphiker zum Photographen vollzog und in der Hellergasse in Schweinfurt das erste Photoatelier einrichtete. Vier herrliche Rundmotive von seiner Hand mit Ansichten von charakteristischen Plätzen in und um Schweinfurt und eine Ansicht von Schloß Mainberg sind sowohl in der Umzeichnung für die Druckplatte als auch im originalen Andruck überliefert. Kornacher ist auch für den am häufigsten verwendeten Fahndekor verantwortlich gewesen, der sich aus einer malerischen Vielfalt von Blüten, Blättern und Früchten zusammensetzt. Bei dem Entwurf dieses vegetabilen Musters ließ sich der Künstler von einer englischen Vorlage inspirieren, die als Andruck mit dem Firmensignet



Flechtwerksteller aus der Frühzeit der Aschacher Produktion 182930

Foto: Städt. Sammlungen Schweinfurt

"Catskill Mountain House E.W. & S" in einem Klebealbum der Familie Sattler dokumentiert und in Originalen im Nürnberger Gewerbemuseum und auf Schloß Aschach überliefert sind. Bei der englischen Firma handelt es sich um Enoch Wood & Sons, die von 1818 bis 1846 Steingut produzierte.

Des weiteren fertigte der bereits weiter oben genannte Georg Lauer Druckvorlagen. Ein filigranes Rankenwerk mit Papageien, das als Dekor für ein Teeservice Verwendung fand. Ebenso konnten zwei der für Sattler arbeitenden Kupferstecher ermittelt werden. Zum einen handelt es sich um den in Nürnberg tätigen Philipp Walther, der eine ganze Reihe von Kupferplatten mit seinem Namen signiert hat. Zum anderen um den in Schweinfurt ansässigen Leonard Kleinknecht, der auch für das Bibliographische Institut in Hildburghausen arbeitete.

Aschacher Umdruckgeschirr ist mit Ausnahme der sogenannten Birds of Paradise-Serie zum Großteil in schwarzem Dekor hergestellt worden. Einige Ausnahmen zeigen ein grauschwarzes, braunes, dunkellila oder grünes Muster. Der Scherben ist meist gelblich-weiß. Die Palette der Bildmotive ist vielfältig. Man darf sicher davon ausgehen, daß die Sattlersche Produktion anfangs auf Druckplatten anderer Steingutfabriken zurückgegriffen hat, denn Jens Sattler besuchte zahlreiche europäische Steingutfabriken wie Villeroy & Boch in Mettlach und Müller in Damm bei Aschaffenburg; einige Originale bestätigen diese Übernahmen.

Beliebte Motive waren landschaftliche Szenarien in niederländischer Tradition, Seestücke, klassizistische Bauten, mythologische Themen, biedermeierliche Genre-Szenen, Flächendekore nach Art des Tapeten- oder Stoffdrucks usw. Die romantischen Ansichten von den Kurorten in der Rhön – Bad Kissingen, Bad Bocklet, Bad Brückenau – und ihrer Umgebung bilden jedoch ein für Aschach charakteristisches, eigenständiges Hauptthema. Daneben bereichern Chinoiserien, Jagdmotive, Darstellungen europäischer Trachten, Stadtansichten oder Einzeldenkmäler die Motivwahl.

Als Vorlage für die Geschirrdekore dienen meist populäre Graphiken, die passend für

die jeweilige Geschirrförmigkeit im Format verändert wurden. Wahre Fundgruben sind dabei biedermeierliche Sammelwerke oder topographische Alben mit Ansichten. Vor allem für die Motive aus der Rhön konnten die Stichvorlagen gefunden werden. Einen Desserteller mit gewellter Fahne zierte das Kloster Kreuzberg, eine Ansicht, die von dem Stich "*Höchste Spitze des Kreuzberges mit dem Observatorium und dem Franziskaner Kloster aufgenommen von Westen*" von Carl Schleich dem Jüngeren übernommen ist. Der Stecher für die Geschirrdekore hielt sich ähnlich wie bei anderen Umdruckbildern genau an die druckgraphische Vorlage und übernahm selbst die Staffage im Vordergrund. Auch aus dem um 1845 bei Jügel in Frankfurt erschienenen "*Album de Kissingen*" mit 15 Ansichten von Bad Kissingen und Umgebung nach Vorzeichnung von Fritz Bamberger entnahm man Motivvorlagen.

Einen eigenen Komplex innerhalb der Aschacher Produktion bildet die "*Birds-of-Paradise*-Serie, die ihren Namen von dem farbigen, aufgedruckten Firmenstempel auf der Rückseite hat. Das in vier Farben (blau, grün, rosa und braun) überlieferte, in Dekor und Form luxuriöse Geschirr ist nachweislich als Speise- und als Teeservice hergestellt worden. Hiervon hat sich eine stattliche Auswahl in Schweinfurter Privatbesitz und im Graf Luxburg Museum auf Schloß Aschach erhalten. Die Wahl des englisch anmutenden Motivs und die neubarocken Formen sprechen für die Entstehung in der Mitte des letzten Jahrhunderts.

Das Preisverzeichnis "*Nro. 10*" (um 1840) nennt neben den bereits erwähnten Geschirren noch weißes Steingut mit "*gewöhnlicher und feiner*" Malerei auf und unter der Glasur. Es handelt sich hierbei einerseits um Ware mit einfachen, blauen Streifen als Verzierung, andererseits um aufwendige Service mit grünen und blauen Streublümchen, Blumengirlanden oder Nelkenblüten im typischen Stil des Biedermeier. Auf besonderem Wunsch wurden auch handgemalte Familienwappen ausgeführt.

In der gleichen Tradition stehen die zahlreichen Bierkrüge von "*farbiger Masse*" die

als Auftragsarbeiten mit plastischen Familien- und Stadtwappen oder dem bayerischen Königswappen verziert wurden. Hierzu haben sich die ursprünglichen Gipsmodel in Schweinfurter Privatbesitz erhalten.

Darüber hinaus schloß das Geschirrrangebot seit 1840 auch einfarbige Vasen in *Corniform*, Krüge, Pokale, Kannen und Gefäße zum Kühlen von Wein, sogenannte *Alkaraza*, in roten, grünbraunen und grauen Tönen ein. Sie zeigen teils vollplastische, vegetabile Motive wie Weinreben, Eichenlaub, Winden oder Ornamente, die manchmal noch farblich differenziert wurden. Von großer Formen- und Größenvielfalt sind auch Kannen für Getränke mit zum Teil sehr phantasievollen Themen wie: *Bacchus*- und *Momus*darstellungen, Hirsch- und Fuchsjagd sowie Hochzeitszüge.

Klaus Gasseleder

Wandern mit WW –

*Mit Walter Werner unterwegs an den Stätten seiner Dichtung
in Rhön und Grabfeld.*

*... So gehst du alle Wege zurück
bis du im Schreiten mit deinen Schuhen
die verblichenen Geheimnisse
der Erde wachklopfst
und deine schmale Spur
Abend für Abend zu reden beginnt.*

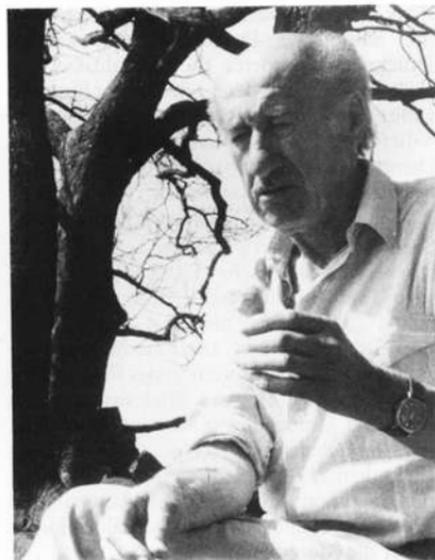
„Der Traum zu wandern“ – Ich gebe es zu: Zuerst zog mich als Wanderer der Titel an, als ich kurz nach Einführung der DM im Nebenzimmer der südthüringischen Buchhandlung mich durch die ungeordnet und übereinandergestapelt auf Tischen und sogar dem Boden liegenden Werke der aussortierten DDR-Literatur wühlte. Da kannte ich Westler den Autoren Walter Werner noch nicht, der doch so manchen Literaturpreis erhalten und dessen Namen Eingang in Literaturgeschichten gefunden hatte. Nach wenigen Sätzen, gelesen noch im Halbdunkel des Ladens, war mir klar, daß ich da keinen herkömmlichen Rhön-Wanderführer in Händen hielt, sondern das

Die **Städtischen Sammlungen Schweinfurt** zeigen vom 24. 9. – 7. 11. 1993 in der Halle Altes Rathaus in Schweinfurt eine **Sonderausstellung zum „Aschacher Steingut“**, das damit erstmals im ganzen Umfang der Produktpalette der Öffentlichkeit vorgestellt wird.

Die Ausstellung begleitet ein **Katalog**, der von der Kunsthistorikerin Andrea Brandl M.A. unter Mitwirkung von namhaften Fachkollegen erarbeitet wurde. Er umfaßt ca. 200 Seiten mit zahlreichen Abbildungen der Exponate.

Die **Ausstellung** wird anschließend von den **Staatlichen Museen in Meiningen** (19. 1. – 6. 3. 1994), dem **Spessart-Museum in Lohr** (23. 3. – 29. 5. 1994) und dem **Bezirk Unterfranken** (15. 6. – 29. 7. 1994) übernommen.

Andrea Brandl, M.A.
Städtische Sammlungen Schweinfurt
Obere Straße 11–18, 97421 Schweinfurt



Walter Werner an der Steinsburg
Foto: Klaus Gasseleder, Schweinfurt

Werk eines Dichters. Bald merkte ich, welchen Glücksgriff ich getan hatte, begann mich festzulesen, erhielt tiefe Einblicke in die mir neue fränkisch-thüringische Welt jenseits der ehemaligen Grenze, fand, was schwerer noch wiegt, einen Autor, der es versteht, wandernd in Landschaften zu lesen und darüber zu sprechen. Mein Interesse an Walter Werner war erwacht.

Ich suchte nach weiteren Titeln meines Autors. Hie und da fand sich eine Rezension, ein kleiner Aufsatz. Doch die Bücher, größtenteils im renommierten Mitteldeutschen Verlag zu Halle erschienen, waren allesamt vergriffen. Ein weiterer Zufall brachte mir den Sammelband "Das Gras hält meinen Schatten" mit dem informativen Nachwort von Gerhard Wolf und den Daten von Werners Leben und Wirken ins Haus. Durch ihn machte ich erste Bekanntschaft mit den Naturgedichten Walter Werners, dieses erdverbundenen Dichters, der das heimatliche Land "im Regenschatten des Thüringer Waldes und im Schneeschatten der Rhön" zum Sprechen bringen kann wie kein anderer – machte Bekanntschaft mit dem Dichter, der sich einfühlen vermag den Wurzeln und Bäumen, dem Holz und dem Ton, dem alten Handwerk und dem einfachen Leben der Menschen.

Wohnhaus und Sommerhaus

Den Autor wollte ich nun kennenlernen, mehr über ihn wissen, als die gedruckten Informationen im Nachwort des Buches es vertragen, Bekanntschaft machen mit dem Menschen WW, wie er sich gelegentlich selbst nennt. So bin ich in das Dorf im Werratal gefahren, wo er seit vielen Jahren, unweit seines Heimatdorfs Vachdorf, lebt, bin eingekehrt in das wohlliche ländliche Haus mit den verwinkelten Anbauten zum großen obstbaumbestandenen Garten hin, die noch Geräteschuppen, Werkstatt- und Lagerraum bergen. Die Wohnung entspricht so gar nicht dem, was man sich unter einer Dichterwohnung vorstellen mag, da sucht man vergebens das Arbeitszimmer mit den Bildungstapeten, die Schweinslederrücken als Hintergrund für das Dichterphoto. Photographieren läßt sich der Dichter eh lieber auf seiner Wiese ober-

halb der Leite, er der sich "zu jenen Einsamen zählt, die von allen Stühlen und Sesseln dieser Welt den Sitz am Erdboden am liebsten haben". Er ist kein Dichter der Salons, sagt von sich, er habe "60 Semester Wetter und Luft studiert" – und das ist gut so.

Die Wohnungseinrichtung hat die Wende überdauert, ist nicht ausgetauscht worden gegen das Mobiliar aus den neuen klotzigen Möbel-Centern, Symbol fast dafür, daß WW keiner der Wendehälse geworden ist, der seine Vergangenheit von einem Tag auf den anderen über Bord geworfen hat, weder in seinem Denken noch in seiner Lebensweise. Hinter dem Haus liegen der Gemüsegarten, der zur Erntezeit Selbstversorgung ermöglicht und der große Obstgarten, der dieses Jahr wiederum eine reiche Apfelernte und damit der Familie Werner – und dem Gast dieses gastfreundlichen Hauses – einige Flaschen besten Mosts beschert hat.

Jenseits der Dorfstraße zieht sich seine Wiese die steile Leite empor, die WW noch heute, da er die Siebzig überschritten hat, eigenhändig mit der Sense mäht. Den Großteil der kleinen Landwirtschaft hat die Familie erst in den letzten Jahren aufgegeben, das Fell des Schafs, von dem noch in seinem Buch die Rede ist, wärmt ihnen nun die Füße. Der Sohn möchte die Anbauten am liebsten abreißen, möchte modernisieren, doch WW hat noch den Blick für das gesamte Ensemble, weiß um die Notwendigkeit der Erhaltung der Reste der bedrohten alten Dörfer.

Sein Sinn für die dörfliche Ästhetik war in der Vergangenheit oft maltätiiert worden durch lieblos und billig eingerichtete LPG-Gebäude und Siloanlagen, und mit seiner Kritik daran hat er oft Anstoß erregt bei den Alles-Erneuerern in der DDR, war als konservativ, romantisch, vielleicht sogar als Grüner verschrien, wie er selbst schon in dem noch zu DDR-Zeiten gedruckten Buch bekennt: "
... und ich kritisierte seit längerem in der Öffentlichkeit die ausschließlich ökonomische Besitznahme der Natur, wettete gegen das gedankenlose Hineinstellen von Typenbauten in die Landschaft, bemängelte die schlechte Wahl mancher Standorte und schlug in meiner Not, bemüht dem gestörten Wesen der hi-

storischen Landschaft Buchoniens zu helfen, wenigstens andere, der bizarren Rhön angebaute Dachkonstruktionen vor ... und man schob mich mit meinem Milch- und Hauschaf ab in die Reihe der Zurückgebliebenen und stempelte mich mit meinen ästhetischen Ansichten des schönen Überflusses zu einem Romantiker, überrollt von der lauten Maschinerie der Landfront."

Wer heute mit ihm durch die Landschaft seiner Heimat geht, den Blick auf die Dörfer diesseits und jenseits der ehemaligen Grenze wirft, der spürt den Zorn des alten Mannes auf die Zerstörung der Ortsbilder durch die planwirtschaftliche Industrialisierung der Landwirtschaft früher und durch die Kapitalisierung und Zersiedelung heute.

Wir gehen den steilen Weg die Leite empor, wie er den Hang in der Sprache seiner Heimat nennt. Der Dichter schreitet ausholend voran. Auch als geübter Wanderer muß ich mir Mühe geben, zu folgen. Oben halten wir inne, blicken herab auf das Dorf, auf sein kleines Anwesen unter uns, auf das dahinterliegende mächtige Schloß, in dem einst Minnesänger ihre Verse um die Wette vortrugen, das nunmehr, als Zuchthaus schrecklich verbarrikadiert, einen fast kriegerischen Anblick bietet. Wir gelangen ein paar hundert Meter weiter zum kleinen würfelförmigen weißgestrichenen Sommerhaus, das von ein paar Tannen versteckt inmitten seiner Wiese steht, das Haus, in dem sich WW seinen Arbeitsplatz eingerichtet hat und von dem aus er sein Buch "Der Traum zu Wandern" konzipiert hat, Ausgangspunkt und Rückkehrort für seine Spaziergänge. Von hier ist es dann nicht mehr weit bis zur Grenze zum ehemaligen Sperrgebiet, das auch dem Dichter verschlossen war. Die Grenze, die ihm Grabfeld und Rhön, sein Buchonien, teilte, konnte er in seinem Innern nie verstehen. "Daß sich die Welt dort draußen vor meinem Sommerhaus teilte, wie sollte ich es auffassen?"

Seit jeher liebte ich es, Orte aufzusuchen, die mir aus Büchern vertraut waren, Wirklichkeit zu vergleichen mit der Sicht des Dichters, nun wird mich ein Dichter selbst begleiten zu den Plätzen seiner Verse, in die Landschaft seiner Dichtung. Wir beschließen zusammen zu wandern.

An der Hirtentränke

"Mir wurde nicht der Heidelberg, sondern die Hirtentränke zum Zentrum der Rhön. Hier ging ich durch tiefe Wälder, über saftige Hutten hinauf zum Gläser und auf verschwiegenen Wegen hinab nach Dermbach. Alles Alte der Rhön und das Neue, das man von ihr verlangte, hatte man in dem Städtchen um Kaufhalle und KAP, Kirche und Kaserne vereinigt. Oben, an der Hirtentränke, war alles wie früher, wenn in den Morgenstunden über das Höhenrund der dunstigen Luft Wasserschlänche hereinziehen, wenn am olivgrauen Grün der Vegetation die Zeichen eines heraufziehenden Dauerregens wahrzunehmen waren."

Ein solcher Dauerregen ergießt sich aus dunklen Wolken, als wir in WWs Lada die holprige Straße von Zella mit der berühmten Klosteranlage über Brunnhardshausen nach Föhlritz herauffahren, einem abgelegenen Bergdörfchen, im Buch *Volksberathes* genannt. WW ist nicht gerade für dieses Wetter ausgerüstet mit seiner dünnen Jacke, die vertraute schwarze Baskenmütze schützt seinen Kopf nur notdürftig. Der Weg von Föhlritz zur Hirtentränke ist ein alter Fahrweg, der auf halber Höhe am Gläserberg entlang durch den Wald Richtung Dermbach führt. Unser Blick reicht bei diesem Wetter gerade bis hinunter zur alten Chaussee im Feldatal und zu den ersten Hügeln dahinter, schon nicht mehr bis Roßbach, dem bayerisch-preußischen Kriegsort. Am gegenüberliegenden Höhenrücken quellen dampfende Wolken aus den Wäldern. "Die Hasen kochen", sagt WW in der Sprache der Bewohner. Immer wieder bleiben wir stehen, beobachten die Krähen in ihrem Flug. WW probiert Schlehlen, denen der erste Frost ein wenig von ihrer Säure genommen hat. Noch hängen gelbe Birnen an den Bäumen, zermatschen am Weg. Er liest die guten vom Gras, reicht sie mir als Wegzehrung. Leider haben wir kein Behältnis dabei, all die herumliegenden Zwetschgen aufzusammeln.

Verfroren und durchnäßt erreichen wir die "Hirtentränke", eine breite, muldige Weide inmitten des Waldes, einen der Lieblingsplätze des Dichters, einen jener Plätze, an denen sich gemeinhin Heimat festmacht. Doch weiden dort heute keine Schafe mehr wie vor

einem guten Jahrzehnt, als das Buch entstanden ist, die Weide ist zu einer eingezäunten Pferdekoppel geworden. Mit schmalzenden Lauten lockt WW die Tiere herbei, streichelt sie, ist ihnen Freund. Die Tränke selbst, ein schlichter steingefaßter Brunnenrog aus dem 18. Jahrhundert, ist durch ein in unnatürlichem Blau gestrichenes Metallrohr verunstaltet. Für den neuen Tourismusbetrieb hat man Holzhütten und Bänke angelegt, einen Grillplatz geschaffen, auch hier schreitet die Möblierung des Waldes im Zuge einer neuen Freizeitkultur voran und zerstört gleichzeitig ein Stück alter Kulturlandschaft. Es ist der Ort des Buches und ist es doch nicht mehr.

Zurück in Föhrlitz besuchen wir Rudolf E., einen Mann schon jenseits der Achtzig, doch weit jünger aussehend, der seit dem Tod seiner Schwester sich allein in seiner Kate versorgt. Nur ein Zimmer ist ein wenig beheizt, zu wenig, zwei durchnäßte Wanderer zu wärmen. Bei dem alten Mann vor allem ist WW in die Schule gegangen, als er das erste Mal auf einer seiner Wanderungen hierhergekommen war, den Landstrich zu erkunden. Der Mann ist hellwach, freut sich, erzählen zu können, der Dichter fragt ihn nach den Leuten und Ereignissen im Dorf, erinnert sich an die Menschen, die im schon einige Jahre zurückliegenden letzten Gespräch der beiden erwähnt worden waren. Viele Namen fallen, viele gehören bereits Toten. Während ich dem Gespräch zuhöre, merke ich, daß der Dichter – selbst in einfachsten Verhältnissen aufgewachsen – die Sprache seiner Kindheit nicht verlernt hat. Sein Bekenntnis zu seiner sozialen Herkunft ("In den Liedern bin ich geboren, die der Häusler sang") war sicher alles andere als eine Verbeugung vor dem Arbeiter- und Bauernstaat, wo man solche Verse gerne hören mochte, dem Staat, der ihm die Gelegenheit gegeben hatte, eine zweite Sprache, die der Poesie, zu erlernen, ohne daß er seine erste verleugnen mußte. Er spricht sie beim Gespräch über den Zaun zu Hause im Dorf, weiß über die täglichen Nöte der Menschen um ihn ebenso Bescheid wie über die Spiele des örtlichen Fußballvereins, für den er einst als Spieler und Lokalberichterstätter tätig gewesen war. So ist ihm die Welt der einfachen Menschen, die Welt der Handwerker,

der Dörfler, kein gesuchtes "interessantes Sujet" für seine Gedichte, es ist seine Welt, der er Sprache verleiht.

In Dermbach unten, wo der Fremdenverkehr sich nun nach der Wende verstärkt zu regen beginnt, essen wir in einem neu eingerichteten Gasthaus, das den Namen jener Figur trägt, die sich Walter Werner als fiktiven Begleiter für seine Wanderungen durch Buchonien ausgesucht hatte, den Rhönpaulus, die sagenhafte Robin-Hood-Gestalt der thüringischen Rhön, nunmehr zur handelsüblichen touristischen Holzschnitzfigur verkommen. Ich kann mir jedenfalls nicht denken, daß die glatte Figur im Winkel der Gaststube viel gemein hat mit der Figur des alten Pantoffelschnitzers, dem WW in seinem Buch ein Denkmal gesetzt hat.

Auf unserer Weiterfahrt, das alte Land Buchonien, wie WW seine Landschaft nennt – verlassend, macht er einen schnellen Besuch bei einer Apothekerin und einer pensionierten Lehrerin, ehemaligen Mitgliedern des Literaturzirkels, den WW geleitet hatte und der wie manch andere nichtkommerzielle Bildungseinrichtungen auf dem Lande nun der Wende zum Opfer gefallen ist. Er überbringt die Einladungen zur Vorstellung seines neuen Gedichtbandes "Tautreten unterm Regenbogen". Den Inselberg im Norden des Thüringer Walds wollten wir noch besuchen, doch das schaurige Wetter hat das Vorhaben scheitern lassen, stattdessen fahren wir ins alte Schmalkalden. Gern zeigt WW mir seine "Heimat", "das Land in dem ich wurzelte.". Heimat, den mißbrauchten, viel geschmähten Begriff, scheut er, der Heimatdichter aus Buchonien, nicht. Doch nie ist ihm Heimat ein Gegensatz zur offenen Welt, nie provinzielle Hinterwelt, nie das bessere Land, sondern das Land, in dem er sich ganz persönlich "wirklichen" konnte, die eigene Geschichte und die seiner Vorfahren im Blick.

Wir geraten in den nun auch in Thüringen üblich gewordenen Feierabendstau, und WW, der umsichtige einführende Wanderer, verwandelt sich zum ungeduldigen, schimpfenden, ganz normalen deutschen Autofahrer, Systemzwang möchte ich so etwas nennen. Verspätet gelangen wir wieder im Hause an, ich verabschiede mich. Der Abend danach

gehört wieder der Schreibearbeit am Buch "Der Traum zu leben". Lesungen, Interviews, Ehrungen und nun auch ich und der Stau haben ihn schon viel zu lange davon abgehalten. Er hat noch viel zu schreiben, neue Gedichte, den Essayroman "Der Traum zu leben".

An der Widderstatt

"Ich blicke in eine Talsohle, stimmungsvolle Stätte; Trifrasen mit Quelle und flachem Oberlauf, Brunnenstube, Feldahorn und Kastanien und eine längst vermorschte Eiche mit einem Stamm von Metern Umfang, so muß man sich die keltische Siedlung Widarogeltestat heute vorstellen. Auch als Widderstatt bekannt: Heilige Opferstätte oder Tränkplatz für Schafe."

In Queienfeld hatten wir den Mundartdichter Wolfgang Eppler besucht, und ich habe die beiden zu meiner Freude ihre hennebergisch-fränkische Mundart sprechen gehört. Bevor wir nach Jüchten nördlich Römhilds gelangen, stellen wir das Auto ab. Ein staubiges Sträßchen, von Bäumen und Sträuchern gesäumt, zieht sich den Hang hoch. Wir lesen die Früchte, herabgefallene Kastanien und "Zwetschen", auf, ein eher liebe- als wertvolles Mitbringsel für Frau Werner daheim. Blicken wir den Berg hoch, steht da eine Sendeanlage, noch weiter dahinter die sowjetische Radaranlage, man muß sich abwenden von diesen monströsen Eisengerüsten, hinabgehen in südliche Richtung zu einem Wäldchen. Dahinter dann – verborgen hinter Steinwällen und vereinzelt Baumgruppen – liegt die Widarogeltestat, heute verkürzt meist Widderstatt genannt, liegt da als eine breite langsam ins Tal abfallende Wiese unterhalb einer kleinen Quelle. Hier waren Archäologen aus Weimar fündig geworden, hatten die Reste eines keltischen Oppidum ausgegraben. Nun herrscht Stille hier. Auch wer nichts von der Geschichte weiß, wird etwas von dem Geheimnis des Ortes spüren. Wir blicken hinunter den Wiesenhang auf die unten fast verborgen liegenden Dörfer, und weiter zum Kleinen Gleichberg. Zur keltischen Oppidum auf der Steinsburg bestand Sichtkontakt. WW stellt sich vor, wie die Bewohner Feuerzeichen und Rauchsignale ausgetauscht haben.

Spricht er über Geschichte, ist sie ihm immer Geschichte der Menschen, bevölkert er sie mit Menschen seiner Phantasie.

Ein friedlicher Ort, menschenleerer Ort heute, wäre da nicht gleich in der Nähe die Radarstation. WW beschreibt seine Erschütterung, als sie dort einst an einem seiner Lieblingsplätze errichtet worden war. Und unmittelbar im Hain an der Quelle stehen heute kleine unpassende Steinhäuschen, in einem weiteren Häuschen, am Eingang der Stätte sozusagen, wohnt alleine ein Bienezüchter, der WW einst mit dem Geheimnis des Ortes bekannt gemacht hatte. Aber er ist heute wohl nicht zu Hause.

Zwei Schulbuben, etwa 11, 12 Jahre alt, haben von Exdorf ihre Fahrräder heraufgeschoben, fragen offen und höflich, wer wir sind. WW gibt geduldig Auskunft, ahnt, daß sie Aufsätze über ihren Besuch hier oben schreiben sollen, spricht mit ihnen, ein großväterlicher Dichter. Es ist Abend geworden. Ich glaube, es freut die Werners, als sie sehen, wie es mir schmeckt.

Auf Hölderlins Spuren am Gleichberg

*... Unter dem Gipfel des Berges
im Bildnis Volk und Vaterland
meine Schreibweise deutsch
heimgebracht in die fränkische Teilung,
den Zonen und Zungen abgegraben, ...*

(aus WW: Hölderlin auf dem Gleichberg)

Das nächste Mal haben wir uns in Römhild verabredet, der alten Töpferstadt. Viele Gedichte hat Walter Werner über den Ton der Töpfer geschrieben, hier kennt er sich aus.

Meine Fahrt dorthin hat mich über Waltershausen die Milz entlang geführt. Der junge Hölderlin, unglücklicher Hauslehrer im dortigen Schloß der Charlotte von Kalb, war vor fast genau 200 Jahren von dort den Weg zu den Gleichbergen gegangen, die einzigartige Aussicht zu genießen, die er in einem berühmten Brief dann beschrieben hat. "Ich hatte gegen Osten das Fichtelgebirge (an der Grenze von Franken und Böhmen), gegen Westen das Rhöngebirge, das die Grenze von

Franken und Hessen, gegen Norden den Thüringer Wald, der die Grenze von Franken und Thüringen, gegen mein liebes Schwaben hin- ein, südwestlich den Steigerwald zum Ende meines Horizonts."

Der grenzüberschreitende Blick findet sich wieder in Walter Werners Gedicht "Hölderlin auf dem Gleichberg", das reflektiert über die Grenzen und die fränkische Teilung; und er hat in seinem "Brief an einen Dichter" (1980), dem fiktiven Brief an Hölderlin, von dessen Sätzen einen zitiert, der mir einer der liebsten ist, der sich heute vielleicht auch wie die versteckte Kritik an Werners Staat liest, und doch immer aktuell sein wird: "Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte ..."

Wir gehen den steilen geraden Weg vom vorgeschichtlichen Museum hinauf zur Steinsburg. Es ist sehr warm schon an diesem März Morgen. Entlang des Weges finden sich Wurzeln, die sich über der Erde einen Bogen bilden, dabei Höhlen bilden für die Tiere des Bodens. WW erklärt mir die Erscheinungen des Waldes, beiläufig fast, ohne zu belehren. Und doch ist er Lehrer auch. Er deutet Figuren in die Wurzeln, schafft sich eine poetische Welt. Eine Wurzel erinnert ihn an den Kopf eines Marders. Zu Hause lese ich nochmals in seinem Buch, und finde eine überraschende Übereinstimmung der Bilder: "... In meiner Einbildung und Vorstellung verwandeln sich die Wurzeln. Menschen und Tiere wurden aus ihnen in der biblisch anmutenden Landschaft, die rötliche Holzfaser, war brachiale Zunge, der ein Kopf und ein Körper wuchs. Sie leckte nach dem Opfer, hervorgestreckt zwischen den Kiefern. Ein feuerspeiender Marder, ich höre ihn hecheln, sehe den Räuber aufstehen im Holz."

Die Wurzeln sind die immer wieder vorkommenden Chiffren in seinen Gedichten, konkret, lebendig und Symbol zugleich wie bei seinem Vorbild Pablo Neruda. So sieht er die Welt der Dinge und der Natur, die Erde, den Ton, das Holz, den Wald, in dem er zu Hause ist wie wohl kaum ein anderer großer Poet unserer Tage. Er hat mir ein Bild gezeigt, auf dem ein Künstler Werners Portrait der Rinde eines knorrigen Baumes eingegraben

hat. Es soll mal eines seiner Bücher zieren, denn so mag er sich selbst sehen. "Rinde, Wurzel und Blatt, erkenne ich in ihm, den Wald, mein Gesicht."

Ein Waldarbeiter pflanzt kleine Bäumchen am Wegrand. WW geht nicht wortlos vorbei, wie viele andere, auch ich, es wohl tun würde. Jeder Mensch ist ihm eine Ansprache wert. Auch das kann man von ihm lernen. Er erzählt unaufhörlich, obgleich wir den steilen Anstieg recht zügig gehen, erzählt von seinen Lesungen, die er in letzter Zeit gehabt hat, in Thüringen, in Hessen und darüberhinaus, Lesungen auch bei kleinsten Vereinen und Kulturveranstaltern, die ihm kaum mehr als die Fahrtkosten zahlen können, geradeso wie früher. Lesen ist ihm heute die erfolgversprechendste Art der Literaturvermittlung, meint er mit unüberhörbarer Kritik am Literaturbetrieb, wer sich die Mühe mache, zu einer Lesung zu gehen, höre wenigstens noch zu, konzentriere sich noch auf den Text.

Dann wieder hält er inne, lauscht dem Gesang der Vögel, den er zuzuordnen weiß. Wir kommen an die keltischen Wälle. Ich erfahre das erste Mal, daß die Schneisen dort von den Kolonnen des Reichsarbeitsdienstes geschaffen wurden. An der Steinsburg oben an den Resten der Kapelle das Kreischen einer Schulklasse. "Ich erzähle euch von der Kapelle, wenn's euch interessiert" sagt der Lehrer. WW kritisiert ihn mir gegenüber, es sei doch Aufgabe des Lehrers, Interesse zu wecken, und ich stelle ihm mir vor, den Dichter, zum Lehrer geworden, wie er erzählt von den Bäumen und Vögeln und vergangenen Zeiten und denke, er müßte die Kinder nicht fragen, ob er sie langweilte.

WW phantasiert über die Kelten, sie werden ihm, wobei er für einige Augenblicke die historische Realität wohlweislich verläßt, zum positiven Gegenbild der heutigen Gesellschaft, die dabei ist, sich zugrunde zu richten. WW als Kulturpessimist oder als hell-sichtiger Seher?

Wieder spricht er über Politik, verteidigt die eine oder andere soziale Errungenschaft der DDR, die ihm, dem Häuslersohn, ermöglicht hat, sich zu bilden und anderen dabei zu helfen, zu lernen und zu lehren. Sozialismus,

das ist ihm heute fernab der DDR-Verirrungen wiederum das ganz Einfache: Gerechtigkeit, Humanität, Fernsein von Macht des Menschen über den Menschen. Fremd ist und bleibt ihm das heutige Rennen nach dem Geld, das Sich-Anbieten-Müssen, der Gebrauch des Ellbogens. Und dann blicken wir wieder hinab auf die Dörfer unter uns und er spricht wieder über die schreckliche Zweckarchitektur, die Bauten, deren Materialien und Dachformen nicht mehr eingebettet sind in den Lauf der Geschichte, deren Materialien nicht die des heimischen Raums sind.

Auf dem Weg hinab zum See führen wir ein Gespräch über Literatur. WW hat verstärkt begonnen, westliche Literatur zu lesen, Erich Fried, Thomas Bernhard, auch Elfriede Jelinek, deren Sprache und Radikalität in dem umstrittenen Buch "Lust" er bewundert. WW ist auch im Gehen ein unruhiger Geist, die Gedanken gehen dabei oft von einem

Thema zum anderen, gehen von Nahen, Gegenwärtigen, zum Vergangenen und Zukünftigen, nicht immer leicht zuzuhören, mitzuhören für einen, der selbst leicht ins Träumen versinkt. Und dann wieder das Innehalten, das Lauschen in die natürliche Welt um ihn, oder einfach ein Stillstehen, ein scheinbares Träumen, das ihn aber keineswegs ins Nichts wegträgt, sondern wieder in Mitteilung mündet.

Heute ist unsere Wanderung schon am frühen Nachmittag zu Ende. Er muß in die Stadt, eine neue Sense kaufen, hat seiner Frau versprochen, sie danach vom Einkauf abzuholen.

Wir beschließen, als nächstes zusammen Hölderlins Weg von Waltershausen zu den Gleichbergen zu gehen.

Klaus Gasseleder,
Hermann-Löns-Straße 36, 97421 Schweinfurt

Udo Jacobs

Von Tartuffeln, Erdäpfeln und Kartoffeln

– Die Südthüringer und ihre geliebten Knollen –

Nachdem die Kartoffel um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus der Neuen Welt nach Europa gelangt war, sollte es noch über 200 Jahre dauern, ehe sie sich in Deutschland durchsetzte und zu einem Hauptnahrungsmittel wurde, das sie bis heute geblieben ist.

Wahrscheinlich erreichte sie uns über Italien, wo sie wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit mit den Trüffeln die Bezeichnung "Tartufole" erhielt, woraus das deutsche Wort Kartoffel entstanden ist. Mundartlich wird sie zwischen Rennsteig und Rhön auch heute noch häufig Erdapfel genannt.

Mit negativen Vorurteilen behaftet, wie so vieles Neue, blieb sie lange eine Seltenheit im Garten- und Feldbau. Teilweise kam sie sogar als giftig in Verruf. Es verbreitete sich beispielsweise die Meinung, das Vieh werde krank davon.

Erster Anbau im Werratal

In seinem im Landwirtschaftlichen Verein zu Hildburghausen am 2. Februar 1878 über den "Kartoffelanbau im Herzogthum Sachsen-Meiningen" gehaltenen Vortrag (veröffentlicht im Regierungsblatt für das Herzogtum S.-M. auf das Jahr 1878, Nr. 32 und 33) informierte der im herzoglichen Dienst stehende "Oeconomie-Rath" HOSSFELD von den ersten, zunächst in Gärten des Werratales durchgeführten Anbauversuchen im Jahre 1731, veranlaßt durch eine Stiftsdame von Hütten-Stolzenberg.

Der Suhler Pfarrer und Heimatforscher F.WERTHER berichtet in seiner 1846 erschienenen Chronik der Stadt Suhl, daß die ersten Kartoffeln "hiesige Fuhrleute" im Jahre 1737 aus Schwaben nach Suhl gebracht

hätten. Auch sie wurden erst in einigen Gärten gezogen und "als ein Gemüse zur Abwechslung gegessen".

Aus den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts liegen aber auch schon Berichte über den Feldbau vor. Die Kartoffeln fanden vorerst als Viehfutter Verwendung und dienten lediglich dem "Gesinde" als Nahrung. "Vornehme Leute" aßen sie zunächst nicht.

Kartoffeln pflanzen: prämiiert im Herzogtum Sachsen- Weimar, befohlen in Preußen

Die durch feudalabsolutistische Eroberungskriege, insbesondere den Siebenjährigen Krieg (1756–1763) verursachte Verelendung der Volksmassen veranlaßte einige Potentaten, den Anbau staatlich zu fördern, um die wirtschaftliche Situation in ihren Ländern zu bessern. Ein Erlaß des Herzogs Ernst August Konstantin von Weimar vom 11. März 1757 setzte eine ansehnliche Geldprämie für den Anbau von "Tartuffeln" aus. Teilweise wurde er auch von der Obrigkeit angeordnet und, wie in Preußen, mit Hilfe des Militärs vorangetrieben. Dabei soll es vorgekommen sein, daß Bauern die am Tage gelegten Kartoffeln nachts wieder ausgegraben haben.

Mißernten und Hungersnöte verhelfen zum Durchbruch

Die Situation änderte sich jedoch relativ schnell. Den Ausschlag gaben letzten Endes die durch Missernten verursachten Teuerungsjahre 1771 und 1772 mit ihren katastrophalen Folgen für die Ernährungslage der Menschen.

Ungünstige Witterungsbedingungen im Jahre 1770, mächtige Schneefälle und Frost im März und April, vernichteten den größten Teil der Saaten. Daraufhin verdoppelte sich bis Ostern der Getreidepreis und stieg weiter. Im darauffolgenden Jahr verhinderten Spätfröste und dann eine geschlossene Schneedecke bis in den Mai hinein die Aussaat gänzlich. Die Getreidepreise kletterten ins Uferlose. In Erfurt wurde im Jahr 1771 das Malter Korn für zwölf und im Juli des gleichen Jahres für 106 Taler verkauft.

Der erwähnte Chronist WERTHER: Die armen Leute ernährten sich von Gemüse aus Moordisteln und Lattich und buken Brot aus Hafer, Kleie und Baumrinde. "Wie Schatten und mit Haut überzogene Gerippe schlichen halb verhungerte Kinder von Haus zu Haus und beteten ohne Unterlaß, um etwas Brot zu erlangen". Etliche Leute fielen vor Hunger "todt im Felde nieder".

Solch drückender Mangel an Eßbarem ließ alle Vorurteile vergessen und lehrte die Menschen zunehmend, die Kartoffel zu schätzen und förderte ihre rasche Verbreitung entscheidend.

Verbesserte Dreifelderwirtschaft im Hennebergischen schuf günstige Bedingungen

Die Abschaffung der althergebrachten Dreifelderwirtschaft führte in jener Zeit zu verbesserten Anbaumethoden, die auch den Anbau von Kartoffeln begünstigten.

J.A. SCHULTES macht das in seiner "Historisch-statistischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg", Hildburghausen 1794, deutlich, wenn er den Broterwerb von damals so beschreibt:

Seine "wichtigste Quelle ist der Ackerbau, von welchem mehr als zwei Drittheile der Menschen leben. Der Landmann würde aber weit mehr von dem Feldbau gewinnen, wenn er von der Brach oder von der Gewohnheit, nach welcher das 3te Jahr die Felder unbebaut liegen gelassen werden, abgehen würde. Nur in wenigen Hennebergischen Ämtern hat man dieses schädliche Vorurteil abgeschafft, und der Landmann bestellt alda seine Brachäcker mit Kraut, Rüben und Kartoffeln und allerlei Futterkräutern, wodurch die Viehzucht vermehrt und folglich auch die Landökonomie augenscheinlich emporgebracht wurden".

An anderer Stelle heißt es zum Kartoffelanbau: "Außerdem werden auch Kartoffeln oder Erdäpfel in großer Menge gebaut, welche nicht nur im Winter zur Nahrung des Menschen, sondern auch zur Fütterung des Rind- und Schweineviehs gute Dienste leisten".

Eine in der gleichen Schrift ausgewiesene Erntestatistik des Jahres 1791 im kursächsischen Anteil der ehemaligen Grafschaft Henneberg (dem späteren Kreis Schleusingen), macht sichtbar, daß sich die Kartoffel bereits durchgesetzt hat: 72539 Scheffel Erdäpfel, 22602 Sch. Korn, 6474 Sch. Hafer, 4538 Sch. Gerste, 433 Sch. Erbsen, 415 Sch. Linsen, 414 Sch. Gemang. Zwei Drittel der Erntemenge waren Kartoffeln. In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts ernteten allein die Landwirte der Stadt Suhl erheblich mehr Knollen als 1791 der gesamte nachmalige Kreis Schleusingen.

So hatte sich mittlerweile die neue Feldfrucht im gesamten Raum südlich des Rennsteigs durchgesetzt, wenngleich in unterschiedlichem Tempo. HOSSFELD bemerkt in seinem eingangs erwähnten Vortrag, daß in der Gegend um Römhild der Kartoffelanbau erst im Jahre 1795 vom Garten auf das Feld übertragen wurde.

Binnen kurzem Hauptnahrungsmittel der Gebirgsbewohner

Mit der Kartoffel hielt in der Landwirtschaft eine mit fast allen Bodenarten verträgliche, relativ sichere und ergiebige Nahrungs- und Futterpflanze Einzug. Der Anbau anderer Kulturen, wie Flachs und Waid, aber auch Wein und Hopfen, wurde in Südthüringen immer mehr eingeschränkt und schließlich völlig verdrängt.

Besonders für die in der Mehrzahl armen Gebirgsbewohner waren die Erdäpfel, die auch auf den Handtuchfeldern in Höhen über 800 Meter gediehen, ziemlich rasch zum Hauptnahrungsmittel geworden. Etwa neunzig Prozent des Ertrages dienten dem direkten menschlichen Verzehr. 1878 waren, so HOSSFELD in seinem mehrfach genannten Vortrag, vier Fünftel der Ackerfläche des zum Herzogtum Sachsen-Meiningen gehörenden Teils des Thüringer Waldes mit Kartoffeln bestellt, während auf den fruchtbaren Böden der Niederungen mit überwiegend mittel- oder großbäuerlicher bzw. gutherrschaftlicher Bewirtschaftung der Kartoffelanteil zwischen fünf und fünfzig Prozent schwankte.

Magere Speisezettel in Schmalkalden und im Meininger Oberland

Besonders im Thüringer Wald war die Abhängigkeit der Menschen vom ausreichenden Kartoffelertrag bald nahezu vollkommen. Eine Mißernte war häufig gleichbedeutend mit einer Hungersnot.

Kartoffeln an jedem Tag und zu fast jeder Mahlzeit, mehr konnten sich die armen Leute oft kaum leisten.

F. REGEL informiert im zweiten Band seines Werkes "Thüringen. Ein geographisches Handbuch", Jena 1894, im Abschnitt "Die Nahrung der Gebirgsbewohner" über diese Tatsache recht anschaulich. Dort wird der Küchenzettel eines Kleinfeuerarbeiters aus Schmalkalden folgendermaßen geschildert: morgens Kartoffeln mit sogenanntem Kaffee, einem Gebräu aus Zichorien, gebrannten Rüben und ausnahmsweise einigen Kaffeebohnen; mittags Kartoffelsuppe, wöchentlich fünf- bis sechsmal, sonntags Kartoffelklöse; abends Kartoffeln in Gestalt von "Schippeln" und wieder sogenannten Kaffee; ausnahmsweise "Deutscher".

Brot werde, so heißt es weiter, im Gebirgsanteil dieses Kreises höchstens nachmittags gegessen oder dann, wenn die Kartoffelernte schlecht gewesen war. Fleisch käme in der Regel nur dann auf den Tisch, wenn man ein Schwein gemästet hatte.

Der tragikomische Vierzeiler "Kartoffeln in der Früh, des Mittags in der Brüh, des Abends mitsamt dem Kleid, Kartoffeln in Ewigkeit" charakterisiert die Speisefolge der Sonneberger Arbeiter. Dazu wird noch auf die ganz Armen – und das waren nicht wenige – hingewiesen, die sich zum Mittag nicht einmal Kartoffeln mit Heringen leisten konnten und stattdessen die gekochten Knollen in "Haringsbrüh" (Heringslake) tauchen mußten. Zur Vesper holte man sich für geringes Entgelt oder kostenlos beim Metzger Wurstsuppe (keine Fleischbrühe, sondern das Wasser, in welchem die Würste gekocht worden waren!) und schnitt dahinein Kartoffelstücke.

Schlechte Ernährung auch im Frankenwald

Weiter heißt es, daß bei der "außerordentlich anspruchslosen" und dürftigen Kost der Waldbewohner, die anhand von Untersuchungen in mehreren Orten erläutert wird, Brot oder gar Fleisch als tägliche Nahrungsmittel selten waren. Fleisch werde nur zu den drei hohen Festtagen (Ostern, Pfingsten und Weihnachten) und zur Kirmes/Kirchweih gegessen. Komme es ansonsten auf den Tisch, so müssen ein halbes oder dreiviertel Pfund für sechs bis acht Personen reichen.

Zu der bei den Bewohnern des Frankenwalds üblichen, besser gesagt möglichen Kost wird ein Herr FLÜGEL zitiert, der die Unverschämtheit besitzt, die Ursachen für die schlechte Ernährung bei den Betroffenen selbst zu suchen: "Bedauerlicherweise bilden ganze Kartoffeln, Wassersuppe und Kaffee in wechselnder Reihenfolge das Frühstück bei Leuten, die sich zweckmäßiger ernähren könnten. ... So wählt der Arbeiter möglichst unzweckmäßig aus, ... obwohl er sich eine bessere, selbst gute Nahrung für seinen Verdienst beschaffen könnte bei mehr Einsicht und gutem Willen".

Eine unglaubliche Unterstellung! Die Wirklichkeit sah anders aus. Ein bis zu sechzehn Stunden langer Arbeitstag bei teilweise erbärmlicher Entlohnung, Kinderarbeit und schlechte Wohnbedingungen kennzeichneten die mitunter katastrophalen Lebensverhältnisse der Puppen- und Glasmacher, Märbelpicker, Porzellanarbeiter, Schachtelkleber, Büttner und anderer Lohnarbeiter.

Mitte des 19. Jahrhunderts wies der Gebirgsanteil Thüringens mit die höchste Kindersterblichkeit in Europa auf. Zu beiden Seiten des Rennsteigs traten einige Krankheiten, wie z.B. Tuberkulose, bedeutend häufiger auf als im Thüringer Becken. 1869 wurden zwei Drittel der gemusterten jungen Männer Sonnebergs als "nicht kriegsverwendungsfähig" eingestuft.

Der Hunger war häufiger Gast in den ärmlichen Behausungen der Waldbewohner über viele Jahrzehnte. Weite Teile des Thüringer Waldes und der Rhön wurden Notstandsgebiete.

Not macht erfinderisch

Oft genug war die selbst angebaute Kartoffel die einzige verfügbare Nahrung. Solcherart Not und Mangel diktierten geradezu die Notwendigkeit, mit Erfindungsreichtum möglichst viele Varianten ihrer Zubereitung zu beherrschen, um Abwechslung auf den Tisch zu bringen, so gut es eben ging.

Auf diese Weise entwickelte und vererbte sich in unsere Zeit, in der mit Zutaten und anderen Lebensmitteln gemeinhin nicht mehr gezeitet werden muß, eine Tradition der Zubereitung vielfältiger und schmackhafter Kartoffelgerichte. Eine große Anzahl von ihnen ist typisch für unsere engere Heimat oder hat hier ihren Ursprung.

Ob gekocht, gebraten, ganz, in Scheiben, zu Brei geschlagen oder als Salat, die Verwendung der Erdäpfel ist erstaunlich vielgestaltig, wie die folgende Auswahl verdeutlicht.

Am bekanntesten und geradezu ein kulinarisches Marken- und Gütezeichen der Küche unseres Landstrichs sind die Kartoffelklöße, auch rohe Klöße, Hütes oder Knölla genannt, bei deren Zubereitung in zahlreichen Varianten unsere Hausfrauen und oft auch -männer unumstrittene Meister sind.

Die im Prinzip unzutreffende Bezeichnung "Thüringer Klöße" hat schon vor fast genau 100 Jahren REGEL in seinem erwähnten Werk moniert und dargelegt, daß deren eigentliches "Mutterland" Oberfranken ist. Ich füge hinzu: Die Klöße sind im Hennebergischen zu Hause, denn damals wie heute werden weder südlich des Werragebietes und schon gar nicht nördlich des Rennsteigs rohe Klöße so oft und so regelmäßig, häufig immer noch Sonntag für Sonntag und allen Festtagen des Jahres gegessen. Mit dem Hinweis auf den Beitrag von M. BRAUNGART im "Frankenland" Heft 4/1993, "... die Mutter kocht Hüts" erübrigen sich weitere Darlegungen zu diesem lokalen "Nationalgericht".

Kartoffelsuppen von Hildburghausen bis Sonneberg

Man ißt, in den einzelnen Landstrichen Südthüringens unterschiedlich bezeichnet,

allein an Kartoffelsuppen die "grüne, schwarze, süße und saure Schnippelsuppe" oder "Schnippela" (Hildburghäuser Land mit Gebietsanteil im Thüringer Wald).

Die Sonneberger schätzen diese Suppe als "saura Schniedla". "Wa kennt in Sumbarch nier dös Liedla, dös Liedla vau die saura Schniedla", so beginnt ein Mundartgedicht.

Die Einwohner der Gemeinde Schnett bei Eisfeld singen zu gegebenem Anlaß ihr altes Lied, eine Art Dorfhymne, das sich um "Schnippela u Suppm" dreht, wovon man im Leben nicht fett wird.

Suppe aus fein zerkleinerten, gekochten Kartoffeln heißt vielerorts beziehungsreich "Dühna (dünne) Suppm" oder "Zwirbel".

Je nach vorhandenen und verwendeten Zutaten kann auch eine Suppe sehr schmackhaft sein, die aus roher Kartoffelreibe gekocht wurde. Dem Verfasser allerdings ist sie aus den mageren Jahren nach 1945 in unguter Erinnerung.

Mancherorts verbergen sich hinter der erwähnten "Schnippela" auch Bratkartoffeln.

Suhler "Zammete" und Fehrenbacher "Frischmann"

Die Suhler verstehen unter "Zammete" gekochte, grobe Quetschkartoffeln, mit gebratenem Speck übergossen, dazu geronnene Milch. Doch der Suhl-Neundorfer, gleich nebenan sagt dazu "Geschmelzte Knoetsch". Für ihn sind "Zammete" oder "Schöppele" geschnippelte, heiße Pellkartoffeln mit Kümmel, gebratenem Speck und gebräunten Zwiebeln, gegebenenfalls mit etwas angewärmter Milch vermischt.

In anderen Gegenden wiederum, beispielsweise im oberen Waldgebiet des Kreises Hildburghausen, ist "Zammet" (das Zusammengemachte) die Bezeichnung für Kartoffelbrei von feiner Konsistenz, den Kenner auch mit gebräunten Zwiebeln und gebratenem Speck ("Spaakzammet") bevorzugen. Der Suhler nennt dieses Gericht ebenfalls bildhaft "Knoetsch". Die "Buzela" im Schleusegrund – mit Stärkemehl versetzte, gebratene Bällchen oder Plätzchen aus Kartoffelbrei – nennt man anderswo "Huller" oder "Zupfzammete".

Ungebrochener Beliebtheit erfreuen sich die vielen Varianten der aus dem Teig von ge liebenden, rohen Kartoffeln auf einem großen Blech gebackenen oder in kleinen Portionen gebratenen "Deitscher", "Detscher", "Dohtsch" oder "Scharps" sowie "Frischmann" (nur in Fehrenbach bei Eisfeld). Nur noch selten wird allerdings Kartoffelkuchen gebacken.

Manch älterer Leser erinnert sich sicher an "gebratene Störche": Halbierete ungeschälte, rohe Kartoffeln wurden auf der heißen Platte oder in der Röhre des Küchenherdes gegart und ohne Zutaten gegessen. Längst vorbei, aber noch nicht vergessen, sind die Zeiten, da zum Abendessen ein einziger Salzhering über dem Küchentisch an der Lampe baumelte und jedes Mitglied der zumeist vielköpfigen Familie die Pellkartoffeln an den Fisch tippte und so etwas vom Geschmack mitnahm. Erst am Schluß der Mahlzeit erhielt jeder sein dürftiges Stück Hering zugeteilt. Dieses armselige Gericht führte den beziehungsreichen Namen "Düppdüpp".

Wenn es ganz schlecht kam, mußte auch "Erdäpfel und Dipp (Salz)" schmecken. Ein überaus einfaches Essen der kargen Nachkriegsjahre waren "Gesalzta un Drähbrüh": Mehl wurde ohne alles in einer Pfanne geröstet und mit dem Kochwasser der abgessenen Salzkartoffeln aufgefüllt, verrührt, gewürzt, und fertig war die Soße. Noch nach mehr als vierzig Jahren kann mir keiner ausreden, daß mir dieses spartanische Mahl seinerzeit nicht nur deshalb so gut schmeckte, weil es den Hunger stillte, sondern weil es meine Oma so gut zubereitet hat.

Daß manches Kartoffelgericht auch vermeintlich völlig untypisch gesüßt verspeist wurde, zeigt der bei Kindern nach 1945 da und dort als Abendbrot so beliebte "Bröckelkloß": Gekochte, durchgequetschte Kartoffeln wurden in eine kleine Pfanne gedrückt und gebraten. Umgestürzt auf dem Teller lag ein knusprigbrauner, kleiner Kuchen, der mit ein wenig Zucker bestreut und dann verzehrt wurde. Diese Kartoffelspeisenvariante war mit Erzgebirglern hierher gekommen und ist, wie andere Nachkriegsgerichte, mit dem Wohlstand aus den Küchen verschwunden.

Immer noch die beste Suppe, nicht nur in Themar

Heute ist aus der früheren Not, die hungrigen Mäuler vorwiegend mit Kartoffelgerichten stopfen zu müssen, mehr und mehr die Tugend geworden, die überkommene Vielfalt der Zubereitungsarten unserer liebgewordenen Knollen weiter gut zu beherrschen

Nicht allzu viele in unserer engeren Heimat kämen auf den Gedanken, die Kartoffel als nebensächlich, als bloße Beilage ins zweite Glied zu verbannen.

Auf die Frage, was es zu essen gibt, lautet die Antwort immer noch meistens: Kartoffeln und Wurst, "Ganze" (Pelkartoffeln) mit Quark, "Ardöpfel un Haaring" (Kartoffeln und Hering), Klöße und Sauerbraten. Nicht umgekehrt.

Dahinter verbirgt sich sicher nicht nur allein die Gewohnheit, so zu sprechen, sondern, wenn auch unbewußt, zugleich ein Stück Wertschätzung der über viele Jahrzehnte im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtigen Erdäpfel.

Auch die Art zu kochen und zu essen ist unverwechselbarer Bestandteil des Traditionsgefüges unserer Landschaft, erwachsen aus den natürlichen wie gesellschaftlichen Besonderheiten ihrer Entwicklung, und damit ein Stück ihrer Kultur.

Darüber müssen wir jedoch nicht unbedingt nachdenken, wenn wir am Sonntag vor unseren dampfenden Klößen sitzen. Aber es bleibt dabei: "Hüts on Brüh on Flääsch is die best Soppe" (Themaraner Redensart).

Udo Jacobs,
Postfach 29, 98508 Suhl
Tel. (03681) 22555

Crossa

Wo der Rektor im Schloß residiert

250 Jahre Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg / Treibende Kraft bei der Gründung war Friedrichs des Großen Lieblingschwester

FAU: Das Kürzel steht für die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, die letzte der protestantischen Hochschulgründungen im alten Reich. Sie kann in unseren Tagen ihr 250jähriges bestehen feiern. Höhepunkt eines bereits im Januar/Februar angelaufenen Jubiläumsprogramms ist die Festwoche vom 31. Oktober bis zum 6. November mit dem Festakt im großen Saal der Erlanger Stadthalle am eigentlichen Geburtstag der Alma mater (4. November). Unter den Ehrengästen wird Bundespräsident Richard von Weizsäcker erwartet.

Weit über die Region hinaus eröffnet das FAU-Jubiläum interessante Perspektiven, über Zustand, Aufgaben und Grenzen unserer traditionellen Bildungseinrichtungen für Forschung, Lehre und Lernen in einer hochtechnisierten Industriegesellschaft nachzudenken

und zu diskutieren. Können sie überhaupt noch Stätten reiner Wissenschaft und zweckfreier Forschung sein, wie es die Hochschulen Humboldtscher Prägung einmal waren, oder müssen sie nicht primär praktisch verwertbare Kenntnisse vermitteln?

Die Entwicklung der Universitäten von Eliteschulen für kleine Studentenzahlen zu wahren Massenbetrieben bietet eine recht stringente Antwort an. Weitere lassen sich aus der Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität ableiten. Anders als die viel älteren deutschen Hochschulen (Gründungsjahr in Klammern) wie etwa Heidelberg (1386), Leipzig (1409) oder Rostock (1419) sollte die FAU nach dem Willen ihrer Stifter von vornherein dem neuen Geist der Aufklärung verpflichtet sein.

Als Gründer der Hohen Schule gilt nach offizieller Lesart Markgraf Friedrich von Bayreuth aus dem Hause Hohenzollern. Treibende Kraft jedoch war seine Gemahlin, die ihm geistig weit überlegene Markgräfin Wilhelmine, Lieblingschwester Friedrichs des Großen. Dem Elan dieser ebenso intelligenten wie energischen Frau verdankte das damals nur etwa 7.000 Einwohner zählende Bayreuth seinen Gestaltwandel zu einer der glanzvollsten barocken Residenzstädte in Deutschland, aber auch zu einem Hort der freien Künste und Wissenschaften. Wilhelmine selbst verfaßte Opernlibretti und komponierte, brach dem Bayreuther Musiktheater als Intendantin und Regisseurin Bahn, brillierte als Bauherrin und Gesprächspartnerin der Philosophen ihrer Zeit. Zu ihren Freunden und Bewunderern zählte Voltaire, der geistige Führer der Aufklärung. Während der FAU-Festwoche wird Wilhelmnes Oper "Argonore" in Form einer Co-Produktion zwischen dem Institut für Kirchenmusik und der Theaterwissenschaft aufgeführt. Das Institut für Musikwissenschaft hat das etwa vierstündige Original auf eine aufführungsfähige Länge von etwa 90 Minuten verkürzt.

So stand an der Wiege der fränkischen Alma mater gewissermaßen auch ein sehr frühes Beispiel der Frauenemanzipation. Indes blieb die schon 1742 in Bayreuth eröffnete Universität nur eine sehr kurzlebige Erscheinung. Zwischen den Offizieren der Garnison und den Studenten kam es immer wieder zu Streitigkeiten – auch dies ein bemerkenswerter Gründungs-Impetus. Deshalb verlegte der Markgraf seine Hohe Schule schon ein Jahr später nach Erlangen, wo sie mit einem pompösen Staatsakt eingeweiht wurde. Friedrich vermachte der neuen Landesuniversität seine eigene Bibliothek, Wilhelmine hinterließ ihr testamentarisch die Privatbibliothek mit reicher zeitgenössischer, zumeist französischer Literatur.

Ganz klein hatte es im November 1743 angefangen. Gerade 64 Studenten verteilten sich auf die vier klassischen Bereiche Theologie, Jura, Medizin und Philosophie. Inzwischen hat sich Bayerns zweitgrößte Universität mit ihren naturwissenschaftlichen Fachrichtungen und den Ingenieurwissenschaften

Studiengänge angegliedert, die in gewisser Weise Zukunft vorwegnehmen. Daß in Erlangen die rechte Lehre des Evangeliums heute ebenso beheimatet ist wie ein breites High-Tech-Spektrum veranschaulicht den ungestümen Wandel, der sich generell im universitären Bereich vollzieht. Unter anderem befassen sich Lehrende und Lernende an der FAU mit Lasertechnologie und Robotertechnik, mit Datenbanksystemen, Biokeramik und Molekularbiologie. Von den mehr als 28.000 Studenten sind heute gut 6.000 an der Technischen Fakultät eingeschrieben. Dies bestätigt, was Professor Gerhard Neuweiler, der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, unlängst gegenüber Redakteuren eines Nachrichtenmagazins erklärt hat: "Wir brauchen die jungen Leute, die mit Computern und dem enormen naturwissenschaftlich-technischen Wissen umgehen können, das man heute benötigt, um im Alltag zu bestehen."

Derzeit umfaßt die Erlanger Universität elf Fakultäten mit knapp 250 Lehrstühlen. Sie hat drei räumliche Schwerpunkte, die sich vor allem auf den alten Stadtkern konzentrieren. Die Erziehungswissenschaften sowie die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (sechste Fakultät) sind in Nürnberg angesiedelt, die Ingenieurwissenschaften und naturwissenschaftliche Fachrichtungen im Erlanger Stadtsüden. 20 Kliniken und rund 80 Institute runden das Bild der FAU ab.

Erster Kanzler und Rektor der jungen Universität ist ein Hugenottennachkomme namens Superville gewesen. In den Strudel seines jähen, ziemlich rätselhaften Sturzes geriet auch die Alma mater. Professoren meuterten wegen ihrer geringen Gehälter, ein finanzieller Ruin zeichnete sich ab und das zuständige Ministerium faßte bereits die Schließung der Hohen Schule ins Auge. Zum Retter in der Not wurde da der letzte Markgraf in Franken, der kunstsinnige und geistig sehr aufgeschlossene Alexander. Er dankte 1791 ab und überließ seine Fürstentümer Ansbach und Bayreuth den preußischen Vettern in Berlin. Zuvor aber traf er noch eine Verfügung zugunsten der bedrohten Universität. Danach mußten alle Landeskinder mindestens zwei Jahre in Erlangen studiert haben, wenn sie



In diesem um 1700 nach Plänen des Italieners Antonio de la Porta erbauten Schloß "residiert" der Rektor der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Das Schloß mit großem Schloßgarten, Orangerie und anderen Gebäuden fiel der Universität Anfang des 19. Jahrhunderts, nach dem Tode der letzten Landesherrin, zu.
Foto: Fremdenverkehrsverband Franken (Getrud Glasow)

einmal Angestellte der zollerischen Fürstentümer werden wollten. Seither ehrt die Universität den Markgrafen mit ihrem lateinischen Namen Friderico-Alexandrina als den zweiten Gründer. Der kurzen, aber fruchtbaren preußischen Zeit unter dem Staatskanzler Karl August von Hardenberg verdankt es letztlich der amtierende Erlanger Rektor, Professor Gotthard Jasper, daß er gleich vielen seiner Vorgänger noch wahrhaft fürstlich residieren darf, nach dem Tode der letzten Markgräfin ging nämlich das Schloß nebst Schloßgarten, Orangerie und allen höfischen Gebäuden in den Besitz der Universität über. Sie erhielt damit einen Grundbesitz, wie ihn wohl keine andere Hohe Schule in deutschen Landen ihr eigen nennen kann. Doch erst seit Anfang unseres Jahrhunderts dient das

Schloß, ein dreigeschossiger Quaderbau nach Plänen des Italieners Antonio della Porta, als Sitz des Rektors und der Universitätsverwaltung. Nach dem ebenfalls kurzen napoleonischen Intermezzo fiel Erlangen 1810 mitsamt seiner Universität an Bayern, deren Könige zwar die Münchner Alma mater kräftig förderten, aber das Pendant in Franken nur recht stiefmütterlich bedachten. Dieser Zustand währte länger als ein Jahrhundert. Daß trotzdem immer wieder die Namen bedeutender Gelehrter in der Erlanger Universitätsgeschichte auftauchen, grenzt es fast an ein Wunder. So holten sich der Physiker Georg Simon Ohm und der Chemiker Justus Freiherr von Liebig das wissenschaftliche Rüstzeug für ihre späteren Karrieren in Erlangen. In der FAU studierten Ludwige Tieck und Wil-

helm Heinrich Wackenroder aus Berlin, die ersten Literaten der Epoche der Romantik. Es blieb zudem Raum genug für die brisanten Gegensätze zwischen den Ansichten der Philosophieprofessoren Ludwig Feuerbach und Johann Gottlieb Fichte einerseits, der "Erlanger Theologie", die weltweite Bedeutung erlang, andererseits, Feuerbachs starker Einfluß auf den jungen Marx und Engels steht außer Zweifel.

Schließlich bleibt Friedrich Rückert zu nennen, der von 1826 bis 1841 Professor für orientalische Sprachen an der königlich bayerischen Universität Erlangen gewesen ist. Als Dichter und Sprachgelehrter arbeitete er gerade in Erlangen ungemein produktiv. In rund 50 Sprachen zuhause, galt sein besonderes Interesse den großen orientalischen Literatursprachen Arabisch und Persisch, Hebräisch und Aramäisch, Sanskrit und Syrisch. Rückert, eine in der deutschen, ja europäischen Kulturgeschichte einmalige Gestalt, hat uns ein bis dato unerfülltes Vermächtnis hinterlassen: "Weltpoesie allein ist Weltversöhnung." Orientalistik und Indogermanistik gehören heute noch zum Fächerkanon der FAU.

Wie sich doch die Bilder gleichen. Das Jubiläum der Universitätsgründung vor 250 Jahren fällt in eine Krisenzeit, deren Finanzverlegenheiten die existenziellen Probleme des Anfangs widerzuspiegeln scheinen. Alles

in allem, schätzt der Rektor, werde man 1993 mit 15 Prozent weniger Geld als im Vorjahr über die Runden kommen müssen. doch die FAU hat gute Freunde, hilfreiche Sponsoren und einen eigenen Förderverein. Schon deshalb kann sie mit einem Geburtstagsprogramm von Format aufwarten. Es gibt, wie es in einer Mitteilung heißt, "der Universität und den Fakultäten, Instituten, Lehrstühlen und zentralen Einrichtungen die Möglichkeit, sich darzustellen, aber auch die eigene Arbeit und Zielsetzung nach außen hin sichtbar werden zu lassen." Überdies hofft man, die "undurchschaubare, unübersichtliche Institution Universität" transparenter machen zu können. Eine ausschließlich historische, vergangenheitslastige Ausrichtung des Jubiläums soll demnach vermieden werden.

Zustand, Probleme und Zukunft der Universitäten schlechthin, ihre Bedeutung für die Gesellschaft und die ganze Forschungsproblematik rücken dabei in den Blickpunkt. Die Einbeziehung von Entscheidungsträgern aus Politik und Wirtschaft macht deutlich, wie ernst man es mit der Verantwortung für konkrete Problemlösungen, neue Prioritäten und Wissenschaftsbereiche nimmt, die unmittelbar in das gesellschaftliche Leben eingreifen. Ausführliche Programme sind bei der Friedrich-Alexander-Universität erhältlich: Schloßplatz 3, 91054 Erlangen, Telefon 091 31/85-4036.

Israel Schwierz

"Die Synagoge in Rimpar – bald vergessen?"

In Rimpar, einem Markt im Landkreis Würzburg, gab es wahrscheinlich ab der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bis 1942 eine Jüdische Kultusgemeinde. Sie besaß eine 1729 erbaute und 1852 erweiterte Synagoge, eine Mikwe und ein Gemeindehaus mit Schulraum.

Ohne Probleme war das Zusammenleben von Juden und Christen in Rimpar wohl nie: Bereits 1819 wurde bei den jüdenfeindlichen "HEP-HEP-UNRUHEN", die ihren Ur-

sprung in Würzburg hatten, die Rimparer Synagoge beschädigt. Erst bayerische Truppen konnten im Ort die Ruhe wiederherstellen.

Beim Novemberpogrom 1938 wurde die Synagoge wiederum Opfer des nationalsozialistischen Antisemitismus: Nicht nur das Innere des Kultbaues wurde vernichtet, der Haß machte noch nicht einmal vor der 1922 neben dem Aron Hakodesch errichteten steinernen Gedenktafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges halt; sie wurde zerstört.

Lange kümmerte sich kaum jemand um das bis heute immer mehr verfallende Synagogengebäude; es war aus dem Blickfeld und damit auch aus dem Sinn der Menschen des Ortes verschwunden – das Gebäude, das sich in Privatbesitz befindet und das lange Zeit als Lagerhalle benutzt worden war, wurde von Bauwerken fast vollständig "eingebaut". Daher ist heute ein Zugang nicht nur fast unmöglich, die Eigentümer verbieten ihn auch kategorisch. Dabei ist die einstige Synagoge mit ihrem achteckigen Treppenturm, dem Chuppatein am Giebel, Holzvertäfelungen, Malereien an Decke und an Wänden, dem recht gut erkennbaren Aron Hakodesch mit der noch durchaus lesbaren Inschrift "DA LIFNE MI ATA OMED" (Wisse, vor wem du stehst) und den traurigen Resten des Gefallenendenkmals immer noch stark beeindruckend – leider steht das Gebäude bis zum heutigen Datum noch nicht einmal auf der Denkmalliste, obwohl es das wichtigste steinerne Zeugnis jüdischer Vergangenheit von Rimpar ist.

Angeregt durch die ausländerfeindlichen und antisemitischen Ereignisse in unserer Republik entschlossen sich die Schüler der Klasse 5b der Pater-Maximilian-Kolbe-Volksschule Rimpar zur Durchführung eines Projekts, das die Synagoge ihres Ortes zum Inhalt hatte. Unter Anleitung von Rektorin Mintzel und Klassenleiter Jochen Heilmann führten die 25 Kinder Recherchen durch: sie lasen in Büchern nach, holten Informationen bei Zeitzeugen und bei der Verwaltung des Marktes ein und führten Befragungen durch. Es war schon erstaunlich und erfreulich, was die Schüler in Erfahrung brachten und schriftlich in einer 34 Seiten umfassenden Arbeit niederlegten, die sie nun beim "Wettbewerb der deutschen Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten" einreichten. Das Ergebnis der Umfrage lautete: "Alle Antworten zeigen, daß die Rimparer Synagoge ein Denkmal ist, das vergessen wird ...". Die Schüler fanden ferner heraus, wo und wie die Juden ihres Heimatortes gewohnt haben. Sie fanden sogar Zeitzeugen, die ihnen Namen und Wohnungen von 50 Juden nennen konnten, die 1932 am Ort gewohnt hatten – meist am Marktplatz, ganz in der Nähe der Synagoge, die zwischen Storchengasse und

Marktplatz steht. Sie konnten ferner feststellen, daß mehr als die Hälfte der von ihnen befragten Mitschüler von der Existenz der Rimparer Synagoge Kenntnis hatten; über das Schicksal der Juden Rimpars wußten alle befragten Neuntklässer Bescheid, von den Fünftklässern nur ein Drittel; von 75 befragten Erwachsenen wußten 49, daß es in Rimpar Juden gegeben hat, 26 wußten nichts.



Die Synagoge in Rimpar

Es stimmt traurig, wenn man erkennen muß, daß dieser wertvolle jüdische Kultbau mehr und mehr verfällt und in Vergessenheit gerät – auch wenn 1989 im Innenhof des früheren Schlosses und heutigen Rathauses eine Gedenktafel angebracht wurde, die mit folgenden Worten an die einstige Jüdische Gemeinde und ihre Synagoge erinnert: "IN RIMPAR BESTAND BIS 1942 EINE JÜDISCHE KULTUSGEMEINDE, SYNAGOGENMARKTPLATZ 9, DIE IN DER POGROMNACHT AUSSEN BESCHÄDIGT UND INNEN VERWÜSTET WURDE. ZUR ERINNERUNG AN UNSERE EHEMALIGEN JÜDISCHEN MITBÜRGER."

Es stimmt sehr hoffnungsvoll, daß sich diese 5. Volksschulklasse in Rimpar mit der jüdischen Geschichte ihres Ortes – die ja gleichzeitig Heimatgeschichte ist – so inten-

siv, wie es den Kindern nur möglich ist, ausinandersetzt. Den dafür verantwortlichen Lehrkräften kann man gar nicht genug danken; ihnen gebührt großer Respekt und höchste Anerkennung.

Die Kinder muß man zu ihrer großartigen Leistung beglückwünschen; man kann ihnen nur wünschen, daß ihre gute Arbeit mit einem Preis bedacht werden möge.

Es wäre wünschenswert, wenn sich möglichst viele Persönlichkeiten und Organisa-

tionen für die Zukunft des einstigen Synagogengebäudes verantwortlich fühlen würden; vielleicht könnte man es gemeinsam doch schaffen, daß dieses kulturhistorisch und heimatkundlich sehr wertvolle Bauwerk der Nachwelt als öffentlich genutztes Gebäude erhalten bleiben könnte.

Israel Schwierz
Postfach 250139, 97044 Würzburg

Hartmut Schötz

Eröffnung des Archivs der reichsritterschaftlichen Familie von Seckendorff



Rainer Graf von Seckendorff-Aberdar (links) und Archivoberrat Dr. Gerhard Rechter (rechts) vor einem der renovierten Archivschränke

Am 9. Juli 1993 wurde in Oberzenn, Landkreis Neustadt/Aisch-Bad Windsheim das Archiv der Familie von Seckendorff feierlich eröffnet. Es ist eines der größten Adelsarchive Frankens.

Der am Nürnberger und Bamberger Staatsarchiv tätige Archivoberrat Dr. Gerhard Rechter hat die während des letzten Weltkriegs durch Noteinquartierungen im Blauen Schloß in Oberzenn zwangsweise auf engstem Raum nur notdürftig aufgestapelten Ur-

kunden und Akten gesichtet, geordnet und ein Regestenwerk erstellt. Zu den Unterlagen der Grafen und Freiherren von Seckendorff-Aberdar wird noch das Archivgut der Freiherren von Seckendorff-Gutend und das Material der Gräflin und Freiherrin von Seckendorffschen Kirchenstiftung Oberzenn hinzukommen. Mit rund 2500 Urkunden und über 750 Metern Akten und anderen Familienunterlagen wird das Oberzennener Archiv damit eines der größten Adelsarchive im fränkischen Raum sein.

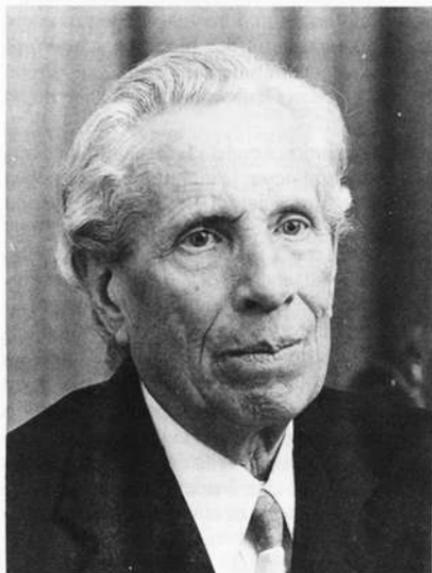
Mit der Inventarisierung der Seckendorffschen Archivalien hat die bayerische Archivverwaltung zum ersten Male ein Angebot wahrgemacht, zu dem sie durch das neue Archivgesetz vom 1. 1. 1990 verpflichtet ist. Die staatliche Archivverwaltung muß auf Anfrage private Archive in ihrem Bestand schützen und sortieren. Im Gegenzug dazu muß sich die Eigentümerfamilie bereit erklären, ihre Unterlagen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und die sogenannten "Findbücher" in den zuständigen Staatsarchiven auslegen. Im Nürnberger Staatsarchiv kann jetzt beantragt werden, die Urkunden der Grafen und Freiherrn von Seckendorff-Aberdar einzusehen.

Hartmut Schötz
Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach

Walter Roßdeutscher

Dr. Hermann Gerstner ist tot

* 6. Januar 1903 † 17. August 1993

Worte der Dankbarkeit und Verehrung an seinem Grabe

Dr. Hermann Gerstner

Foto: Hans Heer, Würzburg

In Trauer und Dankbarkeit gedenken die Mitglieder der Dauthendey-Gesellschaft ihres verstorbenen Präsidenten Dr. Hermann Gerstner.

Die Freunde des großen Würzburger Poeten Max Dauthendey nehmen Abschied von einem **Freund** – dem Schriftsteller Hermann Gerstner, dem großen Förderer des Andenkens von Max Dauthendey, der wie er besessen war von Heimatruhe und von Weltzuwendung, dem wie ihm die Heimat lieb und die Ferne stets ein ersehntes Ziel im Leben war, und der wie jener durch Gedichte und Prosa in bilderreicher Sprache die Menschen unermüdlich auf die Schönheit dieser Welt

und auf den Wert der Liebe unter ihnen aufmerksam machte – der sie, wie Max Dauthendey, an seinen Visionen von einer besseren Welt teilhaben lassen wollte.

Aus seinen Visionen vom besseren Leben in einer besseren Welt erklären sich die Anstrengungen, die große geistige und physische Disziplin im arbeitsreichen Leben des Schriftstellers Dr. Hermann Gerstner, der im gesegneten Alter von 90 Jahren seine lautere Dichterseele seinem Schöpfer zurückgeben mußte – wohl wissend, daß ihm ein reiches und erfülltes Leben geschenkt war.

Ein Leben, das angefüllt war mit beglückenden Kindertagen in einem bürgerlich-intakten Elternhaus in Würzburgs Randersackerer Straße, mit lernfrohen und ergebnisreichen Schüler- und Studentenjahren in der Vaterstadt und im geistesoffeneren großen München, ein Leben, das ihm leid- und sorgenvolle Zeiten vor allem während der beiden großen Kriege nicht ersparte, ein Leben aber auch, in dem sich im Bibliothekarsberuf, im freien literarischen Schaffen und im guten Zusammenleben mit Frau und Kindern in der Familie viele Hoffnungen erfüllten – ein Leben, das zwar Mühe und Arbeit gewesen, deswegen aber auch froh und glücklich war.

Daß in diesem ausgefüllten Leben noch Zeit blieb, der Dauthendey-Gesellschaft von 1964 bis heute ein stets mitdenkender und mitsorgender Präsident und guter Freund zu sein, dafür danken wir dem Verstorbenen in dieser Stunde des Abschieds in hohem Maße. Wir sind erfüllt von Trauer und Ehrfurcht vor einer großen Lebensleistung.

Wir Franken und besonders wir Würzburger danken Dr. Hermann Gerstner für seine treue Anhänglichkeit an Heimat und Vaterstadt und freuen uns über sein diese Treue dokumentierendes Bekenntnis:

"Ich wohne seit Jahren in Grünwald bei München. Aber mit meinen literarischen Arbeiten bin ich wie früher häufig bei meiner "alten Liebe", der fränkischen Landschaft. Hier spielen historische Erzählungen über Albrecht Dürer und die Bamberger Jahre von E.T.A. Hoffmann, sowie eine Reihe moderner Geschichten. Franken ist für mich eine fruchtbringende poetische Landschaft geblieben. – Und so fahre ich denn auch mehrere Male im Jahr zu Freunden und Verwandten dorthin, sei es nach Nürnberg, Bamberg, Würzburg oder in die Wälder des Spessarts – oder gar zu jener Jugendinsel im Main, wo ich vor vielen Jahren von meiner Ausfahrt ins Leben träumte. Und dann fangen all die Menschen, denen ich hier begegnete wieder zu sprechen an. Ihre freundschaftlichen, ihre liebenden Stimmen sind nicht verstummt. Es ist schon so: Man kehrt immer zur ersten Liebe zurück."

Für soviel unverbrüchliche Treue und unverändert feste Verbundenheit, selbst nach Jahrzehnten, lassen sich Worte des Dankes kaum finden. Mit Blumenkränzen an seinem Grabe versuchen die Stadt Würzburg und die Dauthendey-Gesellschaft Würzburg ihren tiefempfundenen Dank für den Verstorbenen auszudrücken, wissend, daß dieser Blumenruß nur ein äußeres Zeichen dieses Dankes sein kann. Bedeutsamer aber ist es, an dieser

Stelle versichern zu können, daß der Name Hermann Gerstner in unserer Stadt und darüber hinaus im Frankenlande, besonders aber bei seinen "Dauthendey-Freunden", immer einen guten Klang behalten wird.

Wir danken Hermann Gerstner als Leser für die vielen Stunden, die wir mit seinen Büchern verbringen durften, als Dauthendey-Freunde besonders für jene, die in Erinnerung an Leben und Werk von Max Dauthendey von ihm verfaßt und herausgegeben wurden. Ich denke dabei an das biographische Werk "Sieben Meere nahmen mich auf", an "Frühe Prosa" und den Gedichtband "Ich habe dir so viel zu sagen".

Das beeindruckendste Lebensbild, das bisher über den Poeten Dauthendey geschrieben wurde, stammt aus der Feder von Hermann Gerstner. Es ist abgedruckt in seinem Buch "Die Mutigen" unter dem schönen Titel "Sing ich tausend Lieder". Aus diesem einfühlsamen Portrait spricht Seelenverwandtschaft, spricht gleiche Gesinnung und humanitärer Geist in Höchstform.

Als Max Dauthendey im fernen Java starb, war Hermann Gerstner 15 Jahre alt. Noch in diesem Monat jährt sich Dauthendey's Sterbetag zum 75. Male. Trösten wir uns mit der Hoffnung, daß sich beider Seelen im "Pantleon der Dichter", in einer Welt des Lichtes, bereits getroffen haben.

Karl Hochmuth

Für Hermann Gerstner

Neun Jahrzehnte
und die meisten davon
mit der Feder in der Hand –
Schreiben,
um den Menschen zu dienen,
sie anzurühren, zu erfreuen, erschüttern
sie zu bewegen,
hinzuführen
zum Glanz unserer Sprache,
ihre Schönheiten auszuloten
bis auf den Grund.
Das war dein Dienst.
Nie
warst du ein Irrwisch der Poesie.
Immer
bleibst du
ein Suchender
und ein Gebender.

Bayreuth: Visite in der Stadtgeschichte

Frankenbund feierte zehnjähriges Bestehen mit einer Veranstaltungsreihe

Mit einer Veranstaltungsreihe unter dem Motto "Markgräfliches Bayreuth" feierte die Gruppe Bayreuth des Frankenbundes zehnjähriges Bestehen. Architektur und Musik waren die beiden Bereiche, die von namhaften Referenten erörtert wurden. So war es kein Wunder, daß beide Veranstaltungen auf großes Interesse stießen.

Über die architektonische Selbstdarstellung der in Bayreuth residierenden Markgrafen informierte der frühere Vorsitzende Helmut Beisbart Bundesfreunde und Gäste bei einem Stadtrundgang. Er begann mit der oft fälschlich als "Brautpforte" bezeichneten kleinen Tür an der Nordostseite der Stadtkirche. "Der Löwenkopf, Symbol von Kraft und Macht, zeigt deutlich, daß es sich hier um den persönlichen Zugang des Markgrafen zur Fürstenloge handelt", betonte Beisbart. Markgraf Christian, der 1603 die Verlegung des Regierungssitzes von Kulmbach nach Bayreuth beschlossen hatte, hatte den Wiederaufbau der 1605 abgebrannten Kirche im gotischen Stil befohlen und sich zugleich einen eigenen Eingang schaffen lassen.

Als Verdienste des Markgrafen Christian Ernst erwähnte Beisbart den Ausbau der Lateinschule zum Gymnasium, den Abbruch des Kommunbrauhauses am Markt, die Beseitigung der Fleischbänke, auf denen Fleisch offen verkauft wurde, und die Überdachung des Tapert. Beim Famabrunnen wies Beisbart darauf hin, daß Fama hier Ruhm heißt. Allerdings hatte der zum Reichsgeneralfeldmarschall ernannte Christian Ernst im Jahre 1708, als der Brunnen aufgestellt wurde, seinen Ruhm durch eine Niederlage im Spanischen Erbfolgekrieg längst verloren. Beisbart machte ferner deutlich, daß der Ehrenhof des Alten Schlosses mit den Medaillons an den Wänden und dem Markgrafenbrunnen in der Mitte als Ensemble gedacht war: "Viele Bayreuther waren traurig, als Friedrich und Wilhelmine den Brunnen 1748 "versetzen ließen".

Musik und Oper am Markgrafenhof, aber auch das höfische Leben selbst, waren das Thema des Rundfunkmitarbeiters Anton Kennemich im Sonnentempel der Eremitage. Sein Vortrag wurde durch Musikbeispiele ergänzt. Den abschließenden Höhepunkt bildete die Aria der Palmida "Non dura la sventura" aus der wahrscheinlich einzigen von der Markgräfin Wilhelmine komponierten Oper "Argenore". Die Sopranistin Barbara Baier-Folwill sowie Helene Richter (Violine) und Irene Hegen (Cembalo) interpretierten hier eine Barockmusik, die auch heute noch anspricht. Außerdem gab es noch zwei Instrumentalstücke von Komponisten, die am Bayreuther Hof wirkten: die Sonata IV op. 1 in D-Dur für Violine und Cembalo von Anna bon di Venezia und die Sonata G-Dur für Cembalo von Jakob Friedrich Kleinknecht.

Im Mittelpunkt der Ausführungen Kennemichs stand die Markgräfin Wilhelmine, die in Bayreuth stets eine Fremde blieb und nur in der Kunst ihr Lebenselement fand. Er zählte all die Künstler auf, die sie an ihren Hof holte, er beschrieb die Opern, für die sie entweder das Libretto oder die Musik schrieb, und er schilderte die glanzvollen Feste, bei denen sie aufgeführt wurden. Bayreuth habe seinen eigenen Aufführungsstil entwickelt – elegant, empfindsam, gefühlvoll, nahezu vorklassisch. Mit dem Tod von Wilhelmines Gatten Friedrich im Jahre 1763 ging das künstlerische Leben am Bayreuther Hof unwiederbringlich zu Ende. Sein Nachfolger entließ alle ausländischen Sänger und Musiker.

Über die Geschichte der Bayreuther Frankenbund-Gruppe referierte vor einer Vielzahl von Mitgliedern und Ehrengästen aus der Kommunalpolitik der geschäftsführende Vorsitzende Dieter Neubauer. Er würdigte insbesondere die Verdienste von Cäcilie Weidig, ohne deren unermüdlchen Einsatz weder die Gründung noch das rasche Wachstum der Gruppe möglich gewesen wären. Ihre

Mitstreiter waren neben dem verstorbenen Professor Erwin Herrmann Regierungsschuldirektor Heinrich Geiling und der Vorsitzende der Gruppe Bamberg Max Porsch. Als Paten standen der Historische Verein und das Colloquium Historicum Wirsbergense der Gründung zur Seite. Von den Funktionären des Fränkischen Bundes, so Neubauer, werde der Frankenbund immer stärker zu einer poli-

tischen Aussage für ein Bundesland Franken gedrängt. Dazu fühle sich der Vorstand nicht legitimiert – Ziel des Frankenbundes müsse die Schaffung und Pflege einer fränkischen Identität sein. Auch Oberbürgermeister Dr. Dieter Mronz sprach in seinem Grußwort von bewußten Franken, die zwar für ihre Rechte eintreten, aber dennoch treu zum Freistaat Bayern stehen. W. W.

Bernd Wollner

Der Verein "1000 Jahre Kronach"

Der Verein "1000 Jahre Kronach" wurde im Jahre 1991 gegründet und ist seit 1992 Mitglied im Frankenbund. Der Zweck des Vereins soll es zum einen sein, aktiv bei der im Jahre 2003 anstehenden Feier der 1000-jährigen Erwähnung mitzuwirken bzw. die Vorbereitungen dafür zu unterstützen. Zum anderen aber soll er bereits jetzt initiativ zu werden, um das gemeinsame Kulturgut zu erhalten, Projekte zur Verbesserung der Lebensqualität in Kronach zu erarbeiten und Veröffentlichungen zur Geschichte und Entwicklung der Stadt voranzutreiben. Der Jahresbeitrag beläuft sich auf 20,- DM für Einzelpersonen, für Schüler, Studenten, Auszubildende und Familienangehörige 10,-DM.

Jedes Mitglied erhält dreimal jährlich kostenlos die Zeitschrift des Vereins "1000 Jahre Kronach", die den Lesern eine interessante Mischung bietet aus historischer Forschung, "oral history", Kronacher Geschichte und Aktuellem aus dem Geschehen in und um Kronach.

In der nunmehr vorliegenden 6. Ausgabe dieser Zeitschrift steht das Freischießen in Kronach im Mittelpunkt. Dieses Fest ist für Kronach und den Frankenswald sozusagen die "fünfte Jahreszeit". Helmut Rauch berichtet im Vereinsporträt, das übrigens in jedem Heft enthalten ist, über Entstehung und Entwicklung der Schützengesellschaft Kronach e.V. und über ihren letzten Oberzieler, den 1972 verstorbenen "Schramms-Peje". Michaela Neukum, M.A., erläutert zwei Schießschei-

ben aus der umfangreichen Sammlung des Frankenswaldmuseums, und zwar für das Jahr 1818 und 1868, und Kurt Reuß berichtet über seine Freischießenerlebnisse im Kronach der dreißiger Jahre.

Jede Ausgabe der Zeitschrift beinhaltet auch ein Firmenporträt, in dem ein Betrieb aus Kronach oder seinen Stadtteilen die Möglichkeit erhält, sich der Leserschaft vorzustellen. Passend zum Freischießen hat diesmal die Brauerei Kaiserhof, die letzte noch in Kronach verbliebene Brauerei, dieses Angebot genutzt, und berichtet über die Entstehung und Entwicklung des Betriebes bis heute.

Doch auch andere ansprechende Artikel werden geboten: Der Erste Vorsitzende des Vereins "1000 Jahre Kronach", Erster Bürgermeister Manfred Raum, berichtet über Kronachs Badegeschichte und gibt einen Ausblick auf das im Bau befindliche Erlebnisbad. Robert Wachter, M.A., stellt die erste Ausstattung der evangelischen Kirche Kronachs aus dem Jahre 1861 vor.

Einen weiteren Schwerpunkt nimmt das Mundarttheater im Landkreis Kronach ein, dessen Situation von Egon Herrmann analysiert wird und der in einem Mundartgedicht über das "Theadefiebe" nachdenkt. Passend dazu erscheint ein kleines Gedicht des Kronacher Heimatdichters Andreas Bauer.

Neue historische Erkenntnisse bringt der Artikel von Stadtarchivar Hermann Wich, der

den zweiten Teil der Geschichte der Fischerei in Kronach darlegt. Auch der berühmteste Sohn der Stadt Kronach, Lucas Cranach d.Ä., findet Erwähnung. Dr. Bernd Wollner stellt eine Prunkmedaille Friedrichs des Weisen von Sachsen nach einem Entwurf von Lucas Cranach d. Ä. aus dem Jahre 1513 vor.

In der Zeitschrift des Vereins "1000 Jahre Kronach" schreiben aber auch immer wieder andere, überregional bekannte Autoren. So hat in Heft 5 Dr. Hubert Ruß über die bekannte Waldenfelder Fehde berichtet und in Heft 4 Professor Dr. Franz Machilek, der Leiter des Staatsarchivs Bamberg, über das Votivbild des Johannes Paur von Pechthal in der Fränkischen Galerie in Kronach. Für Heft 3

konnte man Dr. Gisela Goldberg von der Alten Pinakothek in München als Autorin gewinnen für eine Analyse des Bildes "Die Ehebrecherin" von Lucas Cranach d.Ä.

Die ansprechend aufgemachte Zeitschrift kostet bei 32 Seiten Inhalt im Einzelverkauf 3,- DM, sie kann aber auch als Jahresausgabe mit 3 Heften für 10,- DM abonniert werden. Nähere Auskünfte über den Verein "1000 Jahre Kronach" und über die Zeitschrift sind zu erhalten bei:

Verein "1000 Jahre Kronach", Markt-
platz 5, 96317 Kronach, Tel. 09261/97236.

Dr. Bernd Wollner
Franz-Schubert-Straße 12, 96317 Kronach

Herbert Haas

Wir Franken!

Das Volk der Franken, hochberühmt, Gottes Schöpfung, tapfer in Waffen, getreu im Friedensbund, voll tiefer Weisheit beim Rat, von auserlesener Gestalt, helleuchtendem Antlitz und hochragendem Wuchs, kühn, behend und abgehärtet, zum katholischen Glauben bekehrt und frei von Ketzerei, hat zu einer Zeit, da es noch im Barbarentum steckte, durch Gottes Eingebung den Schlüssel der Weisheit gesucht, voll Pietät nach einer seiner Art gemäßen Gerechtigkeit gestrebt ...

Es lebe wer die Franken liebt! Christus behüte ihr Reich, erfülle ihr Lenken mit dem Licht seiner Gnade, schirme ihr Heer! ... Denn sie sind das Volk, das in seiner Tapferkeit mit gewaltiger Stärke das harte Joch der Römer im Kampf zerbrach und nach der Annahme der Taufe die Leiber der heiligen Märtyrer, welche die Römer mit Feuer verbrannten, mit Eisen verstümmelten, den reißenden Tieren zum Zerreißen vorwarfen, mit Gold und köstlichen Edelsteinen schmückten."

Lex salica, um 500 n. Chr.

Wir Franken, sagt man, seien gewürfelt. Wendig, witzig, widersprüchlich wären wir und zu ergänzen ist: Stilbrüchlich sind wir obendrein und nicht zu wenig. Das, was die alpenländische Region unseres Bayernlandes auszeichnet, dieses vollendet Ganze von Land, Leuten, Sprache, Brauchtum und Kultur, alles wie aus einem Guß, muß am Maindreieck bei uns in Unterfranken schmerzlich vermißt werden.

Selbstbewußtsein, Eigenkraft und Besinnungsvermögen auf das Ureigene sind bei den Franken bedauerlicherweise nur schwach ausgeprägt. Dem Neuen fallen wir kritiklos allzu früh anheim. Wir verlieren unverstündlich schnell unseren Dialekt, reden oans, zwoa, glei münchenerisch, auch wenn unser Aufenthalt in der Landeshauptstadt nur wenige Monate währt. Da haben es die Ober- und Mittelfranken mit der Bewahrung ihres Dialektes einfacher. Wem von Kind auf das "interdentale L" angewöhnt ist, wer also nicht wie unsereiner Karten spielt sondern mit der

Zunge zwischen den Zähnen "Kartln spielt" ist zeitlebens geprägt. Das gilt für die Sprache und schließt scheinbar das Brauchtum mit ein. In Unterfranken können wir von solchem Beharrungsvermögen unserer andersfränkischen Brüder und Schwestern nur träumen. Ob wir es wollen oder nicht, Oberbayern hat im Mainfränkischen die fünfte Kolonne längst Einzug gehalten. Eine allgemeine Ver-OBERAMMERGAUerung zieht sich längst durch alle Bereiche.

Niemand sollte sich wundern, wenn eines Tages am Würzburger Musenstadel (Theater) die hauseigene Schuhplattlergruppe "Schwanensee" trampelnd darbietet und vielleicht sagen wir – wegen des allgemeinen Buam-Booms – irgendwann auch gar nicht mehr Schauspieler sondern Bühnenbuam. Gibt es doch inzwischen bei uns die Musikkapelle "Franken Buam", eine Gruppe "Winzer Buam" aus Stammheim und das Duo "Heustadl Buam" zu Geußenheim. Letztere singen mit hirschledernen Schnackhosen samt Brustschnallen in tadellosem Schneizleuther-Outfit das schöne "Grüß Gott, ihr Leut' in Unterfranken".

Nicht etwa eine Verstärkung, nein, dank Karl Moik und seiner Musikanten-Scheune rei steht uns eine allgemeine Verstadelung ins fränkische Land: Eibelstadel und Hettstadel sind demnächst durchaus denkbar. Zweiflern sei gesagt, daß unsere unterfränkische Fastnacht nicht von Vereinen dieses Namens sondern längst von Faschings- und Carnevalclubs gemanagt wird. Allaaf ihr Narren!

Wir trinken ja auch wie selbstverständlich in irgendeinem Bierstübl a Stamperl Schnaps, essen Kalbshaxn mit Knödln, verdrücken Steckerlfisch und essn sonstige Schmankerln.

Auf den vielen Weinfesten, zu meinem Leidwesen oftmals niveaulose öffentliche Betrinksnisse, "san mir mitm Radl da" und schmettern "Etz trink mer no a Flascherl ..." Weil wir Weinwerbung auf Teufel komm raus betreiben müssen, stehen jetzt vor Weingütern und auf unseren historischen Dorfplätzen höchst dekorative Holz-Keltern, echte bodenständige Aushängeschilder des Frankenweins, zum Bestaunen und als Hinweis auf einen Erwerbssort für den Bezug billiger, bauchiger Bocksbeutelpullen. Nur leider, die

foto genen Keltern mit den zwei kleinen Körben sind Olivenpressen, deplazierte, geschmacklose Billigimporte aus dem Mittelmeerbereich, die unsere fränkische Weinheimat aufschönern sollen, die aber bei uns überhaupt nichts verloren haben!

Statt Angemachten Käse mutet man uns bei repräsentativen Frankenweinproben "Gerupften" oder "Anbatzen" zu und wenn's ganz toll sein soll, konfrontiert man uns bei Müller-Thurgau und Silvaner mit so weltschem Schnickschnack wie Barbarieentenbrüsten, Terrinen, Zwiebfarcen, Parfaits und Mousses.

Mon Dieu, vraiment excellent! Das schmeckt zwar alles recht gut. Aber gibt es denn nicht genügend hervorragende fränkische Spezialitäten, die dem ausgezeichneten, guten Frankenwein viel besser zur höheren, gastronomischen Ehre gereichen? Eine Winzerweinprobe oder die in Mode gekommenen Weinpräsentationen renommierterer Häckernester sind doch etwas ganz anderes als so stinkvornehme Weinverkostungen wie in den "Vierjahreszeiten" zu München oder im "Kempinski" zu Berlin!

Unser leider so typisch mainfränkischer Hang, Grundsolides mehr oder weniger mit Geschmacklosigkeiten anzureichern, zu garnieren, feiert an Neu- und Altbauten fröhliche Urständ. Teure, kunstvoll geschnitzte, aber absolut unpassende Baluster-Brüstungen hängen vor den Beton-Balkonen wie die prächtig aufgeputzten Querteile jener Leder-Hosenträger, die aus dem Salzburger oder Werdenfelser Land stammen. Hausdächer überladen wir mit unpassenden Gauben und verkitschen das Ganze zusätzlich mit vielen aufgemotzten, pfaffenhaubigen Kaminköpfen, daß nicht mehr von einer Dachfläche, sondern lediglich von Dachzerklüftung die Rede sein kann.

Weil die Mainfranken so stilunsicher und dem Schreienden so leicht anheim fallen, strotzen immer mehr Hausfassaden in schreienden Trikotagenfarben: grell-lila und/oder knall-violett. Man vergißt dabei, daß diese unsere Häuser nicht im Goldenen Gäßchen auf dem Hradschin zu Prag, sondern in Eibelstadt, Sommerhausen, Margetshöchheim und Zell und ... stehen.

Noch nicht einmal die einfachsten Kinderspiele werden von der Verbauwarisierung in Ruhe gelassen. Während wir Buben früher beim beliebten Stickleispiel noch Pflöck und Strickeli ins Lämmelouch geschmisst ham, heißt es jetzt in der Tagespresse, "beim Steckerln fliegen die Stöcke ins Schlammloch". Oh heilige Einfalt!

Kürzlich, auf dem bayerischen Heimattag in Kitzingen, zitierte unser Regierungspräsident Dr. Vogt den renommierten Bamberger Thomas Dehler und bekannte: "Mit dem Herzen bin ich Franke, mit dem Verstand Bayer." Das muß uns nicht sehr verwundern. Der unterfränkische Verwaltungschef ist ja in erster Linie ein loyaler nordbayerischer Staatsbeamter. Bildlich gesprochen ist er das Kapitell der ihm unterstellten Beamensäule. Na

schön, da hat man eben dafür Verständnis, wenn sich Dr. Vogt eingedenk seines bayerischen Beamteneides öffentlich-dienstlich outet! Um Zweifelern und Sezessionisten vorzubeugen: Nichts gegen ein Herzensbekenntnis zum Land Bayern! Und ganz ohne Hochwertigkeitskomplexe: Was wäre denn schon dieser Freistaat ohne uns Franken? Bayern sind wir und werdens wohl auch bleiben. Aber im Europa der Regionen kommt es künftig mehr und mehr darauf an, hier und heute und fernerhin mit Haut und Haar, Herz und Verstand, ein traditionsbewußter, verantwortungsvoller, Main- und Weinfranke zu sein! Oder etwa nicht?

Gott mit dir, du Land der Bayern, deutsche Erde, Frankenland! ...

Herbert Haas, 97236 Randersacker

Aus fränkischen Museen

BAMBERG: Villa Dessauer:

bis 10. 10. 1993: Marc Chagall: Illustrationen zu "Die Toten Seelen" von Nikolai Gogol

HERSBRUCK: Deutsches Hirtenmuseum

verlängert bis 27. 2. 1994: Tierschellen und Tierglocken aus aller Welt – Die Sammlung Daub/Ulm

KÖNIGSHOFEN/GRABFELD:

Museum Schrannehaus

bis 10. 10. 1993: Schatzkammer Grabfeld – sakrale Gegenstände aus Kirchen und Klöstern.

LAUDA: Heimat- und Verschönerungsverein im Rathaus: bis 12. 11. 1993: "Kelten, Römer und Germanen / Archäologie in Hohenlohe-Franken"

NÜRNBERG: Spielzeugmuseum Lydia Bayer

bis 20. 2. 1994: STADT – LAND – BURG: Bauten und Gebautes aus dem Spielzeugmuseum Nürnberg

OBERNBURG/MAIN: Kochsmühle:

16. 10. – 28. 11. 1993: Keramiken von Pablo Picasso und Jean Cocteau

WÜRZBURG:

Städtische Galerie:

26. 09. 1993 – 21. 11. 1993: Tamer Serbay: Collagen und Objekte.

28. 11. 1993 – 30. 01. 1994: herman ve vries: meine poesie ist die welt / von den pflanzen

Otto-Richter Kunsthalle:

09. 10. – 14. 11. 1993: Renate Jung: Malerei und Grafik

20. 11. – 24. 12. 1993: Weihnachtsmarkt des BBK Unterfranken

Mainfränkisches Museum

11. 11. 1993 – 27. 02. 1994: MÜNZEN – MÜSCHELN – SAURIER: Was Kinder so alles sammeln (15 Jahre Museumspädagogik in Würzburg).

WUNSIEDEL:

Fichtelgebirgsmuseum Spitalhof

4. 9. – 14. 11. 1993: Gedächtnisausstellung Günter Rossow 1913 – 1992.

Geschichte aus Gruben und Scherben.

BAMBERG (FR). Eine hochinteressante Ausstellung wird noch bis 31. Oktober im Historischen Museum der Stadt Bamberg neben dem Kaiserdom gezeigt: "Geschichte aus Gruben und Scherben" faßt die wichtigsten Funde und Ergebnisse mehrjähriger Grabungen auf dem Bamberger Domberg zusammen. Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte Grabungsprojekt "Babenburg" hat neue Erkenntnisse über die frühe slawische und deutsche Besiedlung im 6. bis 8. Jahrhundert gebracht; außerdem dokumentiert es den Wandel des Dombergs und seiner Bebauung vom Neolithikum bis zur Neuzeit. Gezeigt werden in der Ausstellung u. a. eine in der Alten Hofhaltung ausgegrabene Küche des 15./16. Jahrhunderts und eine etwa gleichalte Glockengußstube. Die Schau ist täglich, außer Montag von 9 bis 17 Uhr geöffnet.

Fränkische Mundart-Theatertage 1994 in Unterfranken. Bei der Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Mundart-Theater Franken e.V. in Bad Windsheim beschlossen die Anwesenden einstimmig das Angebot aus Unterfranken anzunehmen, im Freilandmuseum Fladungen (Rhön) dieses große gesamtfränkische Theaterfest auszurichten.

Die Bezirksbeauftragte für Fränkisches Theater in Unterfranken, 2. Vorsitzende Cilli Pigor von der Fränkischen Mundart-Theaterbewegung, verkündete zum Ausklang der 11. Franken-Theatertage in Bad Windsheim den neuen Austragungsort der Fränkischen Mundart-Theater-Olympiade.

Der Begründer und Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Mundart-Theater Franken, Franz Och, freut sich auf die Fränkische Theaterbörse in Unterfranken. Der Bezirkstag Unterfranken habe sich schon bislang als engagierter Förderer der fränkischen Theatersache bewährt. Beispiele dafür seien Autoren-Wettbewerbe und die Initiierung eines Theaterverlages.

Bislang fanden schon Fränkische Theaterstage in Waldbüttelbrunn und in Neustadt an der Saale statt.

Franz Och begrüßt ganz besonders die Initiativen auf lokaler und regionaler Ebene. So fin-

den vom 23. bis 26. Juli in Wegfurt die 1. Rhöner Laienspieltage statt.

1994 finden in Bad Windsheim die ersten mittelfränkischen Theaterstage ihren Start.

Franz Och hat auch Initiativen für eine gesamt-europäische Theaterarbeit ergriffen.

Gerade im großen gemeinsamen Haus Europa dürfe es keinen kulturellen Eintopf geben, sondern müsse die Regional- und Nationalkultur sich wie einen bunten Feldblumenstrauß entwickeln und zusammenfinden. Kulturelle Identitäten bräuchten keine Verwaltungsgrenzen, so Och, der in den fränkischen Theateraktivitäten – von Baden Württemberg über die nordbayerischen Regierungsbezirke bis Südtüringen – keine politischen Zielrichtungen sieht.

Heilkräuterstunden im Steigerwald.

MICHELAU (FR). Für Anfänger der Naturheilkunde veranstaltet die Drogistin und Kosmetikerin Anne Suppelt in ihrem Michelauer Steigerwald-Domizil Tagesseminare. Die Gruppen mit maximal zehn Personen lernen, wie bei richtiger Anwendung von Heilkräutern in Form von Tee, Tinkturen, Ölen, Salben und Kräuterkissen Widerstandskräfte des Körpers gestärkt werden. Quasi vor der Haustüre, im Naturschutzgebiet Steigerwald, werden außerdem der jeweiligen Jahreszeit entsprechend Heilpflanzen vorgestellt.

Kinder erleben Natur.

EICHSTÄTT (FR). 29 Naturerlebnis-Wanderungen und Demonstrationen im Informationszentrum Naturpark Altmühltal in Eichstätt werden speziell für Kinder angeboten. Die Altmühltal-Touristiker arbeiten bei den kindgerechten Programmen eng mit der Horstmann-Stiftung in München zusammen, die sich der Förderung von Forschungsvorhaben auf dem Gebiet des Umwelt- und Naturschutzes verschrieben hat. Unter dem Motto "Natur erleben – Natur verstehen" werden die Kleingruppen mit maximal 12 Teilnehmern mit den Besonderheiten des größten deutschen Naturparks vertraut gemacht. "Feld-

bestellung nach Großväterart", "Fledermaus-Erlebnis" oder "Ein Nachmittag mit Felix Regenwurm" lauten einige der Themen. Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl ist eine Voranmeldung notwendig: Im Informationszentrum Naturpark Altmühltal, Notre Dame 1, 85072 Eichstätt, Telefon (08421) 6733, gibt es das ausführliche Programm.

Denkmalpreis für Renaissance-Gebäude. Für die vorbildliche Instandsetzung seines aus dem frühen 17. Jahrhundert stammenden Fachwerkhäuses in Markt Einersheim (Krs. Kitzingen) erhielt Helmut Schatz die Hälfte des mit 50000 DM dotierten Denkmalpreises der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank.

Internationaler Märchenzauber wird vom 15. September bis zum 3. Dezember in Erlangen herrschen: Kleine und große Erzählmäster, professionelle Theaterensembles und zahlreiche Schultheatergruppen werden Märchen und Mythen aus Europa, Persien, Indien und der Mongolei zu vielfältigem Leben erwecken. Künstlerinnen haben eine Ausstellung "Märchen und Mythen" zusammengestellt und die Europäische Märchengesellschaft hat ihren diesjährigen Jahreskongress in der Stadt veranstaltet.

"Wege in ein vernetztes Land" wollen über 1000 Bauern, Jäger und Naturschützer rund um Feuchtwangen schaffen: Das Herumkurieren durch einzelne Gruppierungen an einzelnen Symptomen sei regelmäßig ohne nachhaltigen Erfolg geblieben. Erst die Zusammenarbeit aller Gleichgesinnten könne aus der durch Intensivlandbewirtschaftung und radikal angewandter Flurbereinigung verarmten Gegend wieder eine vielfältig gestaltete, artenreiche Landschaft schaffen.

Der Maler Wilhelm Kohlhoff (geb. 1893 in Berlin, gest. 1971 in Schweinfurt) wurde schon mehrmals, zuletzt in Jg. 1991, S. 403ff. des FRANKENLANDES vorgestellt. Die Kunsthistorikerin Jeanette Schumacher, M.A. (Geranienweg 9a, 42579 Heiligenhaus) bearbeitet als Promotionsthema jetzt Leben und Werk des Künstlers, der mehr als 25 Jahre in Franken beheimatet gewesen ist. Frau Schumacher bittet Leser/innen, die ihr Informationen über Kohlhoff geben können, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Die Informationen werden auf Wunsch vertraulich behandelt.

Eine neue alte Kirche fürs Freilichtmuseum Fladungen/Rhön: Das 1802 erbaute Gotteshaus St. Bartholomäus in dem damals 300 Seelen zählenden Dorf Leutershausen bei Bad Neustadt/Saale genügte schon lange nicht mehr der steigenden Besucherzahl des stark angewachsenen Dorfes. Ein Neubau war notwendig geworden. Die alte Kirche wurde "zerlegt", in 1200 Paletten verpackt und im nahegelegenen Freilichtmuseum Fladungen neu aufgebaut. Die Kirche im Museumsdorf soll 1994 auch wieder geweiht werden, den Status einer Kapelle erhalten und dem Pfarrer von Fladungen unterstellt sein. Als Ort für Gottesdienste, Andachten, Kirchenmusiken und Trauungen, soll sie wieder liturgische Bedeutung erhalten und nach Worten des Diözesankunstreferenten Domkapitular Dr. Lenssen "auch der Verlebendigung des Museumsdorfes dienen, indem sie in die heutigen religiösen Vollzüge eingebunden werden wird".

Geschichte wird lebendig. Im Heimatmuseum der Stadt Dettingen (Kreis Aschaffenburg) wurde die Abteilung "Schlacht bei Dettingen" aus dem österreichischen Erbfolgekrieg umgestaltet. Österreicher, Engländer und Hannoveraner hatten sich vor 250 Jahren zur "Pragmatischen Armee" zusammengenommen und am 27. Juni 1743 die Franzosen bei Dettingen besiegt. Mit Veranstaltungen erinnert die Gemeinde an Leid und Not der Bevölkerung in dieser Zeit. Im Oktober soll in Karlstein das Historienspiel "Dorf in Angst" uraufgeführt werden. In Ergänzung der musealen Aufbereitung der kriegerischen Handlungen ist auch ein Buch mit dem Titel "Die Schlacht bei Dettingen 1743 – Beiträge zum 250 Jahrestag" erschienen. Es umfaßt 256 Seiten und zahlreiche Illustrationen. Weitere Informationen: Gemeinde Dettingen, 63791 Karlstein a.M., Telefon (06188) 7840.

Camping auf hohem Niveau. Rund 1,1 Millionen Übernachtungen von 330.000 Gästen, die 1992 mit Caravans, Wohnmobilen oder auch "nur" mit den eigenen vier Zeltwänden ange-reist waren – diese positive Bilanz legte der Geschäftsführer des Fremdenverkehrsverbandes Franken, Olaf Seiffert, vor. Für die Attraktivität der inzwischen gut 100 Campingplätze zwischen Frankenwald und Fichtelgebirge im Norden und dem Altmühltal im Süden spricht die überdurchschnittliche Aufenthaltsdauer.

Sie erklärt zugleich den minimalen Rückgang der Gästezahl um 0,3 Prozent. Insbesondere während der Sommersaison waren die meisten Plätze ausgebucht. Sie verteilen sich auf alle 14 Reiselandschaften Frankens. Dabei zeigt das Gebiet Spessart-Main-Odenwald die stärkste Konzentration mit 19 Plätzen, gefolgt vom Fränkischen Weinland (11) und dem Naturpark Altmühltal (9).

Werbestopp für Bamberger Dom.

BAMBERG (FR). Weil zur Zeit bis zu 10.000 Touristen täglich den Bamberger Dom zumeist im Schnelldurchgang absolvieren, will der Leiter der Abteilung Dom-Touristik im Erzbischöflichen Ordinariat, Alfons Dechant, auf

Werbemaßnahmen verzichten. Mitunter versuchten über 20 Führer gleichzeitig ihre Gruppen an künstlerischen Glanzlichtern wie dem berühmten Domreiter oder dem einzigen Papstgrab nördlich der Alpen vorbeizuschleusen. An ein Gebet im Hauptschiff sei zu Zeiten touristischer Hochkonjunktur nicht zu denken. Die Mutterkirche der Erzdiözese Bamberg soll nun gegen diese "Abhakmentalität" geschützt werden. Spezielle kirchliche Führungen werden der "Bamberger Bistumskorrespondenz" zufolge tiefergreifende Zusammenhänge erklären und Hintergründe vermitteln. So können am Bauwerk Grundzüge der mittelalterlichen Gottesvorstellung dargelegt oder am Kaisergrab Wesensmerkmale der Heiligenverehrung aufgezeigt werden.

Aus dem fränkischen Schrifttum

Rudolf Edwin Kuhn: Madonnen, Fresken, Frätzen und Menschen in Ruinen. Versuche zu retten, was noch zu retten war bei der Zerstörung einer Stadt 1945. Pro Arte Publikation; Röder-Druck Würzburg (1992) 205 S., 14 Zeichnungen, 4 Fotos, DM 22,50.

Der Autor, einer der selten gewordenen "echten" Würzburger, geboren und aufgewachsen im Pleicher Stadtviertel, studierte Kunstgeschichte, promovierte über ein Würzburger Thema, wurde zum Kriegsdienst eingezogen und kehrte unmittelbar nach dem Inferno des 16. März 1945 in seine zerstörte Heimatstadt zurück.

Dann war er maßgeblich an der Sicherung und Rettung unersetzlichen Kulturgutes beteiligt, seien es die vom Regenwasser bedrohten Fresken Tiepolos in der Residenz, das vom Feuersturm abgeblätterte Riemenschneidersche Grabmal des Ritters Schaumburg in der Marienkapelle, oder die zahllosen, unter Schuttbergen verschwundenen Hausmadonnen. Unvergessen ist auch sein Einsatz für den Erhalt des vom Abgeschlagenwerdens bedrohten Domstucks. Vielfach und vielerorts mußte Dr. Kuhn damals gegen Ignoranz und Besserwisserium ankämpfen – verständlich, daß er sich dabei nicht immer nur Freunde machte.

Daß er nunmehr nach mehreren kunsthistorischen Werken (genannt seien nur die Bücher

"Würzburger Madonnen" und "Der Thronsaal der himmlischen Herrlichkeit / Der Würzburger Domstuck") seine Erlebnisse in den ersten Nachkriegsmonaten und -jahren zu Papier gebracht hat, und zwar aus seiner ganz persönlichen Sichtweise, ist ihm, dem unermüdlchen Kämpfer für das "alte Würzburg", nicht hoch genug anzurechnen. Farbige, detailreich, auch humorvoll schildert er seine Erlebnisse, so wie eben das Leben in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit vor sich gegangen ist. Die "amtliche" Geschichts- und Kunstgeschichtsschreibung übersieht nur zu leicht (oder vergißt bewußt?) die Männer der ersten Stunde wie Rudolf E. Kuhn, ohne deren Einsatz das wiederaufgebaute Würzburg um vieles ärmer dastünde. Solche Augenzeugen- und Erlebnisberichte sind eine wichtige Komponente zur Wahrheitsfindung, auch für eine noch zu schreibende Würzburger Nachkriegsgeschichte.

Beim Lesen der 70 Kapitel des Buches wird der "alte" Würzburger an vieles erinnert werden; er wird aber, ebenso wie der "neue" Würzburger, viele Erkenntnisse gewinnen, die ihn auch manches besser verstehen lassen.

Dem lebendig geschriebenen Buch, angereichert durch die feinsinnigen Federzeichnungen des ehem. Regierungsbaumeisters Otto Mayer, ist eine weite Verbreitung zu wünschen: Weihnachten, die Hoch-Zeit des Bücherverschenkens, ist nahe!

DALLHAMMER Hermann, Ansbach – Geschichte einer Stadt. Hercynia-Verlag, Paul Schmidt, Ansbach, 125.– DM

Mit seiner Ansbacher Stadtchronik ist es Hermann Dallhammer gelungen, eine jahrzehntelange Literaturlücke zu schließen, denn das letzte Werk zu diesem Thema erschien vor nahezu 60 Jahren. Auf 416 Seiten entfächert sich die ungefähr 1250-jährige Geschichte Ansbachs von ihren Anfängen "aus fernen Tagen" bis hin zu der wohl zum ersten Mal in dieser Form dokumentierten Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts. Stellt man sich unter einer Stadtchronik üblicherweise die trockene Darstellung der politischen Verlaufsgeschichte vor, so wird der Leser schon beim ersten Durchblättern des Buches aufs angenehmste überrascht sein. Zahlreiche Abbildungen in hervorragender Qualität, ein angenehmer Schriftsatz und übersichtliche Textgliederung verführen zum Eintauchen und Hineinverfrachten in die Geschichte des Ansbacher Stadtlebens, die weit über eine historisch-politische Darstellung hinausgeht. Ausführlich, leicht lesbar und mit vielen anschaulichen Abbildungen unterstützt, bekommt der Leser auch jene Facetten des städtischen Geschehens präsentiert, die sonst eher vernachlässigt werden. So entsteht in den Kapiteln, die vom Handwerk, der Industrie, vom Verkehrswesen oder vom Sport (um nur einige zu nennen) handeln, ein lebendiges Bild vom Handel und Wandel in der ehemaligen Hohenzollernresidenz. Die Beschreibung und Einblicke in jene historischen Teilbereiche wie Kunst- und Sozialgeschichte, Volkskunde, Dialekt- und Sprachkunde nehmen sogar einen weit größeren Raum in Anspruch als z. B. die historischen Ereignisse von den Anfängen Onoldsbachs bis zur "Hohenzollerngalerie". Mit Recht weist der Autor hierzu auf bereits bestehende Veröffentlichungen, wie z. B. auf das Standardwerk über die Ansbacher Markgrafen von Dr. Günther Schuhmann. Die Einbeziehung vieler lokalhistorischer Mosaiksteine machen den besonderen Reiz dieses Buches aus. Auffallend und erwähnenswert sind auch in diesem Zusammenhang die unglaublichen Spezialkenntnisse des Autors Hermann Dallhammer und seines Coautors Werner Bürger, denen der Leser zahlreiche und vielleicht unbekannte Details und Informationen verdankt. Interessant, im höchsten Maße informativ, ja geradezu spannend lesen sich die letzten Kapitel des Buches, die sich mit der Geschichte

Ansbachs im 20. Jahrhundert beschäftigen. Hier betritt das Buch absolutes Neuland, denn es gibt keine vergleichbare Beschreibung bzw. Veröffentlichung, die von Ansbachs jüngster Vergangenheit handelt. Dokumentiert werden unter anderem die ersten Wahlerfolge der NSDAP, die Hitlerbesuche in Ansbach und auch ein besonderes unrühmliches Kapitel in Ansbachs Geschichte "der Fall Robert Limpert", der als Widerstandskämpfer gegen die Nazis noch in den letzten Tagen vor dem Kriegsende in Ansbach hingerichtet wurde. Die Schlußkapitel handeln von Ansbachs Entwicklung in der Bundesrepublik und ganz am Ende werden Regierungspräsidenten, Bürgermeister, Kulturpreisträger und Ansbacher Persönlichkeiten tabellarisch aufgezählt. Abschließend sei noch einmal die hervorragende Aufmachung des Buches als besonders lobenswert erwähnt. Das zahlreiche Bildmaterial, vom Stadtarchivar Werner Bürger sorgfältig ausgesucht und zum Teil zum ersten Mal veröffentlicht, ist in erstklassiger Qualität wiedergegeben. Ein besonderes Lob geht also auch an den Verleger und Hersteller Paul Schmidt und seine Mitarbeiter, die offensichtlich keine Kosten und Mühen gescheut haben, ihren Anteil zur Qualität und Schönheit dieses Buches beizutragen.

Edmund Zöllner

Margarete Zschörnig: ... und doch sein wie ein

Baum. Geschichte einer Familie aus Franken und Sachsen. Gerabronn: Hohenloher Druck- und Verlagshaus 1992, 152 Seiten, DM 19,80.

Buchumschläge verraten oft mehr, als man gemeinhin annimmt. Im vorliegenden Fall scheint es so zu sein: der Buchumschlag (von Maria Reiner-Richter gestaltet) zeigt einen prächtigen Baum, der vor vitalem Grün nur so strotzt. Er stellt seine breiten Wurzeln auf dunkelgrünes fränkisches und hellgrünes sächsisches Land, erhebt seinen mächtigen Stamm und zeigt in seiner weitausladenden Krone beide Grüntöne, einander durchdringend, aber auch gegenseitig überlagernd.

Eine Interpretation fällt nicht schwer: die Nürnberger Autorin Margarete Zschörnig (bekannt durch Kurzgeschichten und Reise-Essays, Hörbilder und Hörspiele, Lyrik und ein selbstinszeniertes Theaterstück, Hochsprache und Mundart gleichermaßen beherrschend) erzählt in diesem Roman die Geschichte einer fränkisch-sächsischen Familie. Trotz der gemeinsamen Wurzeln sind sich die einzelnen Familien-Zweige nicht recht "grün", sind

einander recht fremd geblieben, wenn auch die Farbe Grün das Symbol der Hoffnung ist; das dunkle und das helle Grün wollen nicht so recht verschmelzen. Dazu sind die Irritationen auf beiden Seiten zu groß, da herrscht zu viel Mißtrauen und Argwohn, als daß sich dies bei Besuch und Gegenbesuch alles ausräumen ließe. Trotz "Wiedervereinigung" ist die fränkisch-sächsische Familie noch lange nicht "wieder vereint". Mit viel Fingerspitzengefühl schildert Margarete Zschörnig anhand der gegenseitigen Besuche, daß noch vieles aufgearbeitet werden muß, auf beiden Seiten. Es ist weiter nicht verwunderlich, daß dieser Roman geschrieben wurde, er ist nicht der einzige in dieser Richtung, denn es scheint ein großes Mitteilungsbedürfnis auf beiden Seiten zu geben, das wohl auch ein wenig der Selbstdarstellung und der Verteidigung des eigenen Lebensstils dient, statt vor allem der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß alles doch verschmelzen, "einig" werden möge. Es ist Margarete Zschörnig gelungen, Hoffnung zu wecken, daß der äußeren geographisch-politischen Vereinigung noch die innere folgt. Um zum Buchumschlag zurückzukommen: daß sich die beiden Grüntöne doch noch zu einem ein(z)igen strahlenden Grün vermischen und daß aus dem Nebeneinander noch ein Miteinander wird.

Christa Schmitt

Garip Yildirim: **Nach Farbe riechende Blumen / Renk Kokan Çiçekler.** Gedichte / Siirler. Aus dem Türkischen übersetzt von Ümit Yildirim. Adana 1993, 79 Seiten.

Der seit 1973 in Erlangen lebende Autor Garip Yildirim legt seinen zweiten Gedichtband vor: "Nach Farbe riechende Blumen" lautet der poetische Titel, der 27 Gedichte in türkischer und deutscher Sprache vereint. Die Übersetzung ins Deutsche besorgte der älteste Sohn des Autors, der künftige Medizinstudent Ümit Yildirim. Der lyrische Erstling "Eine zarte Liebe / Bir ince sevdâ" war 1990 in der Übersetzung von Metin Öztürk erschienen.

Es war ein weiter und schwerer Weg, der den Autor nach Erlangen führte: von den Baumwollfeldern Adanas in unsere Stadt, die "Kultur ausstrahlt", wie er in seinem Vorwort schreibt, vom Alphabeten, der sich Lesen und Schreiben selbst angeeignet hat bis zu einem, der es auf sich nimmt, in unserer Zeit Gedichte zu schreiben.

Der neue Gedichtband lebt weitgehend aus den gleichen Quellen, wenn sich auch Garip Yildirim hier an allgemeine Themen heranwagt und unter anderem in dem Langgedicht "Die Welt höre mein

Gedicht" Stellung gegen Krieg und Gewalt nimmt. Natürlich ist auch in diesem Band eine große Anzahl von Gedichten enthalten, in denen der Autor seiner Heimat gedenkt.

Besondere Bedeutung dürften jedoch die Gedichte finden, in denen sich Garip Yildirim mit seiner neuen Heimat auseinandersetzt. Eindrucksvoll beschreibt er in dem balladesken Text "In der Fremde ist dir die Sprache fremd", wie er versucht, in der Fremde Fuß zu fassen, zunächst durch harte Arbeit in stummer Sprachlosigkeit, wie er sich dann nach und nach die fremde Sprache erschließt: "... den Ort, den ich anfangs / die Fremde nannte, lernte ich kennen / in diesem Ort die Menschen / und begann sie zu lieben ..." Allerdings beginnt er auch, diese neue Heimat kritisch und kritischer zu beobachten: er beklagt, daß sie ihm wesentliche Rechte verwehrt.

Bitterkeit steckt in dem Aphorismus "Familienbetrieb": "Arbeiter sind meine Freunde / Maschinen meine Schwestern / Wir sind ein Familienbetrieb." Aber er freut sich auch über das Erreichte im Text "Solch eine Freiheit", wenn sich auch eine leise Bitternis hineinmischte: "Fragt nicht / Woher dieser Mensch stammt / Egal, wo seine Heimat ist / Er hat hart gearbeitet / Und eine Ordnung geschaffen. / Und hier arbeitet dieser Mensch / Weder für dich, noch für ihn, / Nur für sich. / Und der Mensch / ist so frei ... / Er arbeitet wenn er will / Er bummt wenn er will / Er schreibt wenn er will / Er liest wenn er will / Mit den Sonnenstrahlen / Webt er Liebe."

Mit Garip Yildirim erhebt sich eine verhaltene, nachdenkliche Stimme, die uns noch viel zu sagen hat.

Christa Schmitt

"Schweinfurter Grün — des is dä dä ä Farb!"

Bilder und Gedichte von Peter Wörfel. 95 S. mit zahlreichen Illustrationen und einem Vorwort des Verfassers. Weppert GmbH & Co KG, Schweinfurt 1991.

Wie kommt der bekannte Maler und Graphiker Peter Wörfel, Professor für Design in Krefeld, unter die Mundartdichter? Aus privatem Anlaß — vor einigen Jahren, anlässlich der Geburt seiner Tochter, entstanden Gelegenheitsgedichte, spontane, spielerische Einfälle, welche im Familien- und Freundeskreis vorgetragen wurden.

Erinnerungen an die eigene Jugendzeit im alten Schweinfurter Fischerviertel, dem "Fischer-rain", wurden dabei wach. In diesem dorffählichen Gassenwinkel wurde noch nach dem 2. Weltkrieg eine eigene Mundart gesprochen,

eine gewisse Eigenständigkeit bewahrt. Dieses alte Viertel hat Wörfel in seinen Gedichten wieder lebendig gemacht, in einer Sprache, die er "nach Gehör" in gelungener Weise transkribierte. Eine kleine, fest umrissene, heile Welt wird im nostalgischen Rückblick auf die Jugendzeit am Mainfluß beschworen: die Nachbarn, Freunde, der Vater, dazu all die eigenwilligen Typen des Viertels, mit ihrem Mutterwitz, ihrer Lebensfreude, Geradheit und Direktheit, – auch Derbes wird nicht ausgespart. Es sind Menschen, die sich alle kannten, die in einer Weise miteinander verbunden waren, wie man es heute kaum mehr kennt.

Peter Wörfel hat alle Gedichte mit Illustrationen versehen. Diese schwungvoll hingeworfenen, zum großen Teil ganzseitigen Aquarelle und Zeichnungen zeigen die Könnerschaft des Malers Wörfel, geben dem Buch einen besonderen Reiz und machen bereits das Blättern in dem sorgfältig gestalteten Band zu einem Genuß. Zusätzlich erhältlich ist eine vom Autor besprochene Tonbandkassette, welche die kraftvolle Mundart des "Fischerrain" zum Klingen bringt.

Ein originelles Buch, welches die Aufmerksamkeit der Liebhaber fränkischer Sprache und Kultur weit über den Heimatort hinaus verdient.

W.B.

Michael Imhof: Bauen und Wohnen in einer fränkischen Kleinstadt vom 16. bis 19. Jahrhundert am Beispiel von Königsberg in Bayern. Bamberg (Bayer. Verlagsanstalt) 1993. 351 S., Abb. 98 DM.

Das Stadtbildensemble von Königsberg in Bayern ist, dank eines weitsehtigen Bürgermeisters und seines Stadtrats, die den Denkmälerbestand zu einer Zeit sorgfältigst verwalteten, da man sich anderorts aufs Abreißen und Neubauen vieles zugute hielt, ein städtebauliches Juwel weit über Franken hinaus geblieben!

Mit dieser Arbeit Michael Imhofs, angeregt und betreut vom Lehrstuhl für Volkskunde und Historische Landeskunde der Universität Bamberg, liegen nun breite Forschungsergebnisse über Königsbergs Stadtbaustruktur vor, vor allem zu Alter, Gestalt und Wandel der Häuser in ihren sozialen, räumlichen, baulichen und historischen Funktionen.

Durch die Bearbeitung eines ganzen Stadtgefüges, also über das Einzelobjekt oder Bau-
denkmal hinaus, werden Lebensräume einer

fränkischen Stadt über fünf Jahrhunderte hinweg im Wandel der Bausubstanz erfaßt und funktionell analysiert.

Mit wenigen Ausnahmen, wo ihm der Zugang verweigert wurde, hat Michael Imhof alle Anwesen in Königsberg persönlich aufgesucht. Für seine Untersuchungen waren somit die Gebäude selbst die wichtigste Quelle. Er hat die Gebäude eingehend erforscht, d. h. aufgemessen, gezeichnet, fotografiert, die Baumaterialien und Handwerkstechniken analysiert. Er hat aber auch ein äußerst breites Archiv- und Literaturstudium betrieben, kann damit weit in die Besitzer-, Nutzungs- und Baugeschichte eines jeden Gebäudes zurückgreifen, sie mit seinen Bauforschungen verknüpfen und ist dazu noch befähigt, seine Königsberger Erkenntnisse immer wieder in größere, auch überörtliche Zusammenhänge einzuordnen. Das Buch ist gegliedert in die Kapitel Baustrukturen, Raum- und Nutzungsgefüge des Hauses, Innenräume, Nebengebäude. Ein ausführlicher Exkurs beschäftigt sich mit dem "Regiomontanushaus".

Imhofs Werk dürfte in der Erforschung und Darstellung fränkischer Häuser einen Höhepunkt darstellen. Es könnte, nach dem Vorwort des Herausgebers, Prof. Guth, für die denkmalpflegerischen Anforderungen der benachbarten neuen Bundesländer beispielgebend sein.

Eigens hervorgehoben werden muß, daß das Buch rund 800 scharfe Schwarzweißbilder enthält: Grundrisse, Baupläne, Bauzeichnungen, Ensemble- und Einzelhausaufnahmen, aber auch viele Detailaufnahmen von Treppen, Türen und Fenstern, Beschlägen, Innenansichten von Wohnungen und Werkstätten u. a. m. Es bietet dem geschichtlich wie baugeschichtlich Interessierten eine große Fülle an Material. Doch darüber hinaus verspricht es – ein ungemein wichtiger Vorzug bei einem solchen Kompendium – auf allen Seiten eine lebendige Lektüre!

Bald Hermann (Hrsg.): **Das Projekt Synagoge Urspringen.** Würzburg (Königshausen & Neumann) 1993. 62 S. und 41 Abb.

Urspringen im Landkreis Main-Spessart war bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine der größten jüdischen Landgemeinden in Franken; gut ein Fünftel seiner Einwohner waren Juden.

Die Urspringer Synagoge, 1803 noch unter der Castell'schen Dorfherrschaft errichtet, erfuhr 1860 im Innern Veränderungen. 1938 stark verwüstet, blieb sie – dank ihrer Innenortlage – als Bauwerk erhalten. Als Lagerraum genutzt, verwahrloste der Bau zunehmend, das Ende schien absehbar.

1985 wurde eine mögliche Renovierung erstmals gedanklich angegangen. 1986/87 wurden bautechnische und bauarchäologische Untersuchungen angestellt. Schwierig wurde dann die Art der Wiederherstellung: Denn wozu sollte das renovierte Bauwerk dienen? Das Konzept, auf das man sich nach langem Überlegen und Herbeiziehen vieler Fachleute einigte, war: "Die abstrakte, konzeptionelle Klarheit des ehemaligen Sakralraumes sollte inmitten eines sich auflösenden und erneuernden Umfeldes unmittelbar erlebbar sein. Das Bauwerk sollte seine eigene Geschichte selbst mitteilen, ohne Pathos zum Nachdenken anregen, zur Benutzung einladen". (S. 34/35). 1991 war das Werk vollendet.

Die neun Autoren – alle auf irgendeine Weise mit der Aufgabe der Wiederherstellung befaßt – legen in dem gut gestalteten Heft ihre Überlegungen dar; es erhält somit einen zwar dokumentarisch geprägten Charakter, doch die dargelegten Gedanken weisen vielfach über den konkreten Anlaß hinaus. Sehr zu loben ist die reiche Bebilderung. Eine äußerst beachtenswerte Schrift!

- en

Streiflichter aus der Heimatgeschichte 1993
(= **Sonderheft zur Geschichte der Neustädter Lateinschule.**) 248 S., zahlr. Abb., Neustadt a. d. Aisch (Geschichts- und Heimatverein, Postf. 1426, 91404 Neustadt a. d. Aisch) 1993.

Das "Sonderheft" ist ein stattlicher Band von 248 Seiten und Teil der Aktivitäten, die in diesem Jahre der 555. Wiederkehr der ersten Nennung eines lateinischen Schulmeisters in Neustadt gewidmet sind.

In dem gut gestalteten Heft – die scharf wiedergegebenen Abbildungen verdienen eigens Erwähnung – werden nicht nur verschiedene Aspekte aus der Geschichte des Neustädter Gymnasiums und seiner Vorgängerschulen abgehandelt: Die zehn Autoren spannen mit ihren Beiträgen einen thematisch weiten Bogen, der auch außerschulische Personen (z. B. den letzten Markgrafen Christian Friedrich Carl Alexander und Lady Graven) oder bedeut-

same Gegenstände der Sachkultur (z. B. die Baugeschichte der Schulen, der alten Gymnasialbibliothek, Jubiläumsdukaten) behandelt. Das "Heft" verdient Beachtung bei Freunden der mittelfränkischen Geschichte wie der fränkischen und bayerischen Schul- und Bildungsgeschichte.

- en

Brauchtum in Neunkirchen. Der im Januar 1990 gegründete "Heimat- und Geschichtsverein Neunkirchen am Sand e.V." – er zählt inzwischen über 150 Mitglieder – hat als Nr. 4 seiner Schriftenreihe "Neunkircher Geschichtshefte" ein 78 Seiten starkes Heft "Brauchtum im Jahreskreislauf" herausgebracht.

Das in sechs Brauchtumskreisläufe gegliederte Heft bringt eine Fülle von Material und dürfte, über das engere Berichtsbereich hinaus, vor allem auch für Schulen interessant sein. Zu beziehen über den o. g. Verein, Schulstraße 20, 91233 Neunkirchen am Sand.

Lothar Hofmann / Anneliese Hübner / Gudrun Zwingelberg: Coburger Kochbuch. Coburg (Albrecht'sche Hofbuchhandlung) 1992. 128 S., zahlr. Abb. DM 29,80

Entstanden ist die Idee zu diesem Kochbuch in der Vorbereitungsphase zu einer Sonderausstellung zum Thema Kochen und Küche im Coburger Gerätemuseum "Alte Schäferei" in Ahorn: Archivalische und literarische Studien wurden ebenso betrieben wie Befragungen zu Koch- und Essensgewohnheiten. Als Kriterium für die Aufnahme in das Buch galt, daß das überlieferte Rezept heute noch zum Speisenplan der betreffenden Familie gehört.

Das Ergebnis war schließlich diese Coburger Rezeptesammlung gebräuchlicher Speisen und Speisefolgen, wie sie von Landfrauen weitergegeben und heute noch üblich sind; ein Kochbuch also, das einen treffenden Einblick in die Küche der Region gibt. Gegliedert wurde die Sammlung nach dem Jahreskreis-Prinzip, wie einige (ausgewählte) Kapitelüberschriften zeigen: Martini – An die Lichtmass – Wenn die Holler blüht – De Cobarche Zwiwlmargt – Wenn Kerwa is ...

Die Fotos von alten Küchengeräten, Speisekarten etc., insbesondere aber die Holzschnitte und Vignetten von Herbert Ott, Oeslau, machen dieses Coburger Kochbuch auch zu einem bibliographischen Schmuckstück.

Peter G. Schatzmann:

Aphorismen, Gedanken, Maximen (= Gedanken I), Despeck: Schap-Verlag 1990, 64 Seiten, DM 7,90;

Gedanken II, ebenda, 1991, 81 Seiten, DM 10,90;

Die Auktion, Roman, ebenda 1988, 396 Seiten, vergriffen.

Ein weiteres literarisches Feld, auf dem Peter G. Schatzmann (Jahrgang 1944, Studium der Elektrotechnik und Wirtschaft) arbeitet: einmal die große Suada eines Romans, daneben aphoristische Kurzformen in Lyrik und Prosa, beide Genres jedoch exakt beherrschend.

Der Roman "Die Auktion" – er ist inzwischen vergriffen – wendet sich vor allem an Kunst- und Antiquitätenliebhaber. Hier zeichnet Schatzmann ein interessantes Sitten und Kulturgemälde der Gegenwart, in das auch tiefgründige und schicksalhafte Begegnungen verwoben sind. Es ist deutlich, daß hier ein "Kenner" der Szene am Werk ist; dieser Roman ist nicht die erste Auseinandersetzung des Verfassers mit der Faszination der Kunst- und Antiquitätenwelt, deren Märkte und Gesetzmäßigkeiten kompetent dargestellt werden. Zum Inhalt: Zufällig wird ein übermaltes Werk Michelangelo Buonarrotis wiederentdeckt; die folgenden Untersuchungen und Analysen sowie die internationale Vermarktung dieser Entdeckung bis zur Präsentation des Gemäldes bei der Jahrhundertauktion werden minutiös geschildert – ein spannender Roman in gepflegter, ausdrucksvoller Sprache, der viel Interessantes vermittelt, auch solchen Lesern, die nicht im dargestellten Milieu zuhause sind.

Die beiden Aphorismenbändchen enthalten persönliche Ansichten des Verfassers zu gängigen Themenkreisen wie Liebe/Freundschaft/Familie – Armut/Reichtum – Menschen/Tiere – Krieg/Frieden, um die wichtigsten Gruppierungen zu nennen. Sie entstanden (so entnehmen wir dem Vorwort zu "Gedanken I") "... in Momenten innerer Ausgeglichenheit und Zufriedenheit ... nach Phasen von Hochgefühlen, empfundener Freude und Liebe". Der erste Band beinhaltet auch viele Begriffsbestimmungen ("Definitionen") trifft wohl nicht zu, da der Blickwinkel auf die einzelnen Begriffe oft zu persönlich erscheint, die zum Nachdenken anregen sollen, etwa "Tiere": "Kreaturen wie du und ich, sinnvoll integriert in den wohl schönsten Kreislauf, der Leben heißt. Echte Freunde, Beschützer, Helfer und Seelenröster, aufrichtig, mutig und tapfer, anhänglich und trotzdem ohnmächtig gegen ihren größten Feind,

der sich für soviel intelligenter hält und den Namen Mensch oft zu Unrecht trägt."

Alle diese aufgegriffenen "Stichworte" wollen eines: das Zusammenleben der Menschen im Alltag erleichtern, Brücken schlagen. So heißt es denn auch im Vorwort zu "Gedanken II": "... Freude und Leid, Liebe und Haß, Lärm und stille Besinnung, Anklagen und Verzeihen grenzen oft ganz nahe aneinander und trotzdem scheinen Welten dazwischen zu liegen, die uns unverständlich erscheinen. Davon handeln meine Gedanken und Überlegungen, vermischt mit ein wenig Philosophie." In diesem Band (mit Illustrationen nach Ludwig Richter und Franz Graf von Pöcki sowie einem Konterfei des Verfassers) fallen besonders die sorgfältigen und feinsinnigen Hinterfragungen zu den Themen Krieg und Frieden, Heimat und Fremde auf.

Man wünscht, daß die "Gedanken" von Peter G. Schatzmann von vielen Lesern aufgenommen und weitergedacht werden. Christa Schmitt

Marieluise Müller (Text) / Wolfgang Lommel (Fotos): Eremitage Bayreuth, Bayreuth (Gondrom) 1993, 80 S., 54 Fotos, DM 14,80.

Erstmals in der Geschichte der Bayreuther Eremitage, einer der bedeutendsten Parkanlagen des 18. Jh. in Deutschland, zeigt ein Kunstführer mit über 50 Farbfotos diesen Sommersitz der Markgräfin Wilhelmine.

Den Steuerzahlern des 18. Jh. blieben diese gebauten fürstlichen Kunstschöpfungen verschlossen, sie hatten sie nur zu bezahlen. Umso unbelasteter kann der heutige Besucher den Rokokozauber der Eremitage entdecken. Die Fotos Wolfgang Lommels spiegeln Park und Schlösser, Innen- und Außenräume, Natur und Architektur und den Ensemblegeist, der sie verbindet, wider. Der Text von Marieluise Müller erzählt die Stationen dieser Anlage, vom Jagdgarten zum Lustsitz, von der fürstlichen Idylle zur Touristischen Attraktion, auch vom markgräflichen Träumen, Intrigen und Enttäuschungen.

Karin Dengler-Schreiber (Text) / Peter Eberts (Fotos): Der Michelsberg in Bamberg, Bamberg (Bayer. Verlagsanstalt) 1993, DM 19,80.

Auf 79 Seiten Text, ergänzt durch 37 Farbfotos, erfährt der Leser alles Wissenswerte über dieses geschichtliche und kunstgeschichtliche Juwel Bambergs. Zunächst wird man in

Herrn
Dr. Gottfried Mälzer

Am Hölzlein 28

97076 Würzburg

einem "Rundgang" durch den ganzen Klosterkomplex geführt, wobei dankenswerterweise auch die Umgebung mit einbezogen worden ist. Dann wird die "Geschichte des Klosters und des Bürgerspitals" detailreich und kurzweilig ausgebreitet. Ein kleines Kapitel "Spaziergänge und Wanderungen" ist dazwischengestaltet. Literaturverzeichnis und sehr ausführliches Register erschließen den Inhalt des Büchleins. Die auf den inneren Umschlagseiten plazierten Situationspläne der gesamten Klosteranlage samt Umgebung wie des Kircheninneren machen es leicht, das Beschriebene vor Ort aufzufinden.

Ein Kunst- und Kulturführer, wie man ihn sich nur wünschen kann!

Wettig Hermann: Die schönsten Sagen und historischen Erzählungen aus dem Herzogtum Coburg und seiner Umgebung. Albrecht'sche Hofbuchhandlung Coburg 1992. X u. 91 S. DM 24,80.

Es handelt sich um ein Reprint eines Buches, das der Lehrer Hermann Wettig 1899 "für Schule und Haus" bearbeitet hatte. Wettigs Absicht war gewesen, "... durch fesselnde Erzählungen aus traumwobenen Mythen- und

Sagenzeiten ... das Interesse des Schülers am Geschichtsunterricht allmählich zu wecken". Und sicherlich können die 50 Kapitel des Buches auch heute noch (oder wieder) den historisch Interessierten erwärmen und allgemein zum besseren Kennenlernen des heimatlichen Lebensraumes beitragen.

(Das Buch ist zu beziehen über die Fr.-Rückert-Buchhandlung, Steingasse 5 in 96450 Coburg).

Erfreulich, daß jetzt auch die neuen Bundesländer durch die "**Kleinen Kunstführer**" des **Verlages Schnell & Steiner** erschlossen werden.

Uns liegen vor: STADTKIRCHE MEININGEN (Nr. 2016, 16 Seiten), SCHLOSS ELISABETHENBURG MEININGEN (Nr. 2015, 32 S.) und MEININGEN / MUSIKMUSEUM (Nr. 2063, 24 S.), alle reich bebildert, die beiden letztgenannten dankenswerterweise mit Angaben der Öffnungszeiten versehen.

Völlig neu bearbeitet wurde auch – was nach der gründlichen Renovierung unumgänglich geworden war – der Führer Nr. 223 AUGUSTINERKIRCHE WÜRZBURG aus der bewährten Feder von Dr. Hanswernfried Muth.

*Allen Bundesfreunden, allen Lesern
eine gesegnete Weihnacht, Glück und Frieden
für das neue Jahr 1994!*



*Der Frankenbund
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e.V.
Die Bundesleitung*

Christa Schmitt

Weihnachts- und Christbaummarkt in Erlangen

Nach der Gewerbeordnung ist der Weihnachtsmarkt ebenso ein Spezialmarkt wie der Christbaummarkt. Ihr Artikel 68 Abs. 2 definiert den Weihnachtsmarkt als eine "im allgemeinen ... regelmäßig wiederkehrende zeitlich begrenzte Veranstaltung, auf der eine Vielzahl von Anbietern bestimmte Waren feilbietet: das sind Waren, die in Beziehung zum Weihnachtsfest stehen oder sich nach ihrer Art als Geschenk eignen". Der Christbaummarkt wird im gleichen Artikel behandelt, sein "Gegenstand" ist leicht zu umreißen: "Weihnachtsbäume, Schmuckkreisig und Artikel des Blumenbindergewerbes mit Beziehung zu Weihnachten". Welch kühle, nüchterne Formulierung für diese beiden stimmungsvollen Märkte!

Geht man von den Definitionen der Gewerbeordnung aus, erwartet man, daß Weihnachtsmarkt und Christbaummarkt von vornherein Spezialmärkte gewesen seien. Dies ist

jedoch nicht der Fall: in Franken hat sich aus den regelmäßig auch im Dezember abgehaltenen Wochenmärkten eine Sonderform des Wochenmarktes herausgebildet, die gerade die Waren anbot, die den speziellen Weihnachtsbedarf deckten. Diese frühen vorweihnachtlichen Märkte wurden gern auf den Barbaratag (4. Dezember) oder häufiger – wohl wegen der größeren zeitlichen Nähe zum Weihnachtsfest – auf den Thomastag (21. Dezember) gelegt.

Weihnachtsmarkt

In Erlangen war ein Weihnachtsmarkt am Thomastag üblich, der vor allem in der Altstadt, aber auch im heutigen Vorort und damaligen Gemeinde Bruck besondere Tradition hatte. Markgraf Christian Ernst, dem das lebhaftige Marktgeschehen auf dem Thomasmarkt in Bruck zu mißfallen schien – tat es doch



möglicherweise dem sorgsam gehegten und geförderten Erlanger Marktwesen Abbruch – wollte keine Nürnberger Händler mehr beim Brucker Thomasmarkt sehen und daher ihre Zulassung verbieten. Dagegen setzte sich die Gemeinde Bruck heftig zur Wehr: der "Thomas- oder Kindlesmarkt (sei) schon seit vielen Jahren nicht nur von Nürnberger oder Fürther Krämern, sondern auch von solchen aus Welschland (gemeint ist damit wohl vor allem Italien, ggf. noch die Schweiz, Anm. d. Verf.) beschickt worden".

In der Erlanger Altstadt fand, wie aus den Ratsprotokollen ersichtlich, ein Thomas-

markt am 21. Dezember statt. Seit wann dieser Markt bestand, ist nicht bekannt; er wird für das Jahr 1708 zusammen mit dem "Jahrmarkt am dritten Ostertag", der "ersten Kirchweihe auf Jacobi den 25. Junii" und der "anderen Kirchweihe auf Michaelis" im "Corpus constitutionum Brandenburgico-Culmbacensivum", der "vollständigen Sammlung der vornehmsten sowohl allg. als besonders in dem Markgrafenthume Brandenburg-Culmbach, Landes-Ordnungen und Gesetze", erwähnt.

Im Jahr 1714 soll der Thomasmarkt auf Antrag des Rats von der Regierung "zur För-

derung der Consumption und Crämerey" auf den "Tag Simonis von Juda" (3. Oktober) verlegt werden, weil "um die gleiche Zeit in der Neustadt der Christmarkt und auch zu Bruck ein Markt gehalten" würde. Die Regierung scheint dieses Gesuch ebenso abgelehnt zu haben wie ein ähnliches aus Bruck ein Jahr vorher – Bruck wollte nicht zusammen mit Baidersdorf und Herzogenaurach Thomasmarkt halten. Für uns ist wichtig, daß wir auf diese Weise zum ersten Mal vom Weihnachtsmarkt in der Neustadt erfahren. Leider läßt sich bisher die Entstehung des Weihnachtsmarktes in der Neustadt, die somit zwischen 1692 bzw. 1694 und 1714 liegen muß, nicht näher eingrenzen. Auch läßt sich nicht sagen, wie lange der Thomasmarkt in der Altstadt noch fortbestand; anscheinend überstand er den allgemeinen Niedergang der Märkte in der Altstadt nicht – 1744 wurden die Märkte in der Altstadt eingestellt –, denn 1756 hat Markgraf Friedrich den Bürgern der Altstadt noch "gnädigst gestattet, die Wochen- und sogenannten Weihnachtsmärkte auch in Christian-Erlang wie bisher weiterhin ohne jede Hinderung mit ihren Feilschaften besuchen zu dürfen", zweifellos eine Vergünstigung, denn an sich hatten die Altstädter Bürger an den Toren der Neustadt Zoll zu zahlen. – Lammers berichtet in "Statistik und Jahrbücher der Stadt Erlangen" im Jahre 1839, daß "noch am Thomastage bis zum heiligen Christabend ein Markt abgehalten" werde, "zu dessen Besuch jedoch bloß die Gewerbsleute der Stadt berechtigt sind".

Die Entwicklung des Weihnachtsmarktes verlief in Erlangen wohl unauffällig; es sind kaum Berichte oder Hinweise zu finden. Erst die Marktordnung von 1897 regelt den Weihnachtsmarkt und den erst seit 1845 bestehenden Christbaummarkt genauer, indem sie unter anderem die Dauer auf zehn Tage, vom 10. bis 20. Dezember festlegt und für den Weihnachtsmarkt "nur Erlanger Fabrikanten, Handels- und Gewerbetreibende" zuläßt, eine Vorschrift, die später wieder aufgehoben werden mußte, weil man um den Fortbestand dieses Marktes fürchten mußte.

Weihnachts- und Christbaummarkt fanden auf dem Marktplatz statt; der Wochenmarkt

wurde für diese Zeit auf den damals "Luitpoldplatz" genannten Hugentottenplatz ausquartiert. Von 1950 bis 1972 wurden beide Märkte auf den Theaterplatz verlegt; erst 1972 sind sie wieder auf den Markt- und Schloßplatz und später nur noch Schloßplatz zurückgekehrt, wo sie heute noch vorweihnachtliche Stimmung verbreiten.

Christbaummarkt

Der Christbaummarkt ist ein relativ "junger" Markt: er besteht seit dem Magistratsbeschluß vom 16. Dezember 1845, der den freien Verkauf von Weihnachtsbäumen erlaubt, jedoch "nur solchen Personen, welche sich durch ein legales Zeugniß über die rechtliche Erwerbung der hierzu erforderlichen Fichtenstämmchen ausweisen können. Wer kein solches Zeugniß besitzt und dennoch dgl. Bäumchen zum Verkauf bringt, hat deren Confiscation und besondere Strafe zu gewärtigen."

Einen Christbaum zu bekommen, war schwierig, seit sich diese Bäumchen die deutschen Wohnstuben erobert hatten; ein Brauchtum, das um 1600 im Rheinland erstmals zu beobachten war und mehr und mehr an Beliebtheit zunahm. Die Vorgänger der Christbäume waren die "Kronaleuchter" oder "Permetten", hölzernen Gestelle für die Kerzen, die zu Weihnachten Glanz und Stimmung bringen sollten. Eine Beschreibung verdanken wir dem bekannten Erlanger Vogelkundler Dr. Josef Gengler, der sich auch mit der Erlanger Mundart befaßt hat, in seinen Erlanger Erinnerungen. Im markgräflichen Bereich war während des ganzen 18. Jahrhunderts "aus Gründen des Forst- und Baumschutzes ... das Einstellen von Birken, Maien, Linden, Fichten und anderer Bäume zur Pflingstzeit und zur Weihnachtszeit" verboten; entsprechende Anordnungen sind aus den Jahren 1739, 1774 und 1789 bekannt. Gleich im ersten Jahr der bayerischen Zeit veröffentlichte das Stadtpräsidium am 30. November 1810 ein ebensolches Verbot im Erlanger Intelligenzblatt, demzufolge "die Hereinbringung und Einstellung der Weihnachts- oder sogen. Christkindleinsbäume, von welcher Gattung oder Größe sie auch

sein mögen ... bei 5 Thaler Strafe oder verhältnismäßiger Gefängnisstrafe nebst Confiscation der Bäume" verboten war.

Mit der zunehmenden Beliebtheit der grünen Bäumchen – besonders in der Biedermeierzeit wurden sie sehr geschätzt – schreckte man in Erlangen offensichtlich nicht davor zurück, sich das begehrte Grün "illegal" zu beschaffen. Die Direktion des Botanischen Gartens hatte einschlägige Erfahrungen gemacht und veröffentlichte u. a. im Erlanger Intelligenzblatt vom 18. Dezember 1837 deutlich verärgert folgende Warnung zum Schutz der eigenen Tannenbäumchen: "Seit mehreren Jahren haben boshafte Menschen versucht, die mit vieler Mühe im Schloßgarten dahier angepflanzten Tannen zu entwenden, um sie als Christkindleins-Bäumchen zu verkaufen. Es wurden im verflossenen Jahr ein Paar dieser Frevler gefangen und der Polizei übergeben. Auch in dem jetzigen Jahre wird eine genaue Aufsicht gehalten werden, was man zur Warnung hiermit bekannt macht." Schon acht Jahre später wurde dann der freie Verkauf der Christbäume eingeführt, der 1897 erstmals in einer Marktordnung geregelt wurde. Mancherlei Auflagen wurden erteilt: die Bäume mußten nach Größenklassen geordnet sein, die jeweiligen Preise waren "auf einer deutlich sichtbar angebrachten und gut lesbaren Preistafel ... derart anzuschreiben, daß sie während der gesamten Verkaufszeit ohne Beeinträchtigung durch die Witterung für den Verbraucher erkennbar sind"; außerdem mußte jeder Verkaufsstand "einen brauchbaren Maßstab bereithalten, um jederzeit die Größe des Baumes feststellen und auf Verlangen des Käufers nachweisen" zu können.

Das Jahr 1911 brachte eine Verordnung über den Verkauf von Walderzeugnissen in Bayern, die auch den Christbaumverkauf betrafte. Für die Bäumchen brauchten die Händler jetzt Ursprungszeugnisse der entsprechenden Forstämter, von denen die Bäumchen bezogen worden waren. Aus diesen Unterlagen lassen sich interessante Zahlen ermitteln: so verkauften z. B. 1913 elf Händler an die ca. 25000 Erlanger Einwohner genau 5676 Weihnachtsbäume; 1934 belieferten zehn Händler die 8213 Erlanger Haus-

halte mit 8081 Weihnachtsbäumen (die restlichen 132 Haushalte, so meint Stadtarchivar Johannes Bischof, aus dessen Artikel über den Weihnachts- und Christbaummarkt anläßlich der Rückverlegung auf den Markt- und Schloßplatz diese Zahlen entnommen sind, hätten entweder Privatwald oder entsprechende Beziehungen zu Waldbesitzern gehabt). Die Christbaum-Verkaufszahlen lassen sich auf diese Weise bis 1951 ermitteln, bis auch Christbaumverkäufe auf Privatflächen hinzukamen, deren Verkaufszahlen nicht erfaßt wurden.

Fichten und Tannen wurden früher am häufigsten angeboten, heute haben sich die vornehmen Blautannen und Blaufichten und gelegentlich auch ein prachtvoller Mistelzweig dazugesellt. Die schöne, scheue Christrose wird zur Zeit des Weihnachts- und Christbaummarktes aber gegenüber auf dem Wochenmarkt gehandelt, genauso wie auch die durch die Gewerbeordnung für den Weihnachtsmarkt zugelassenen "Artikel des Blumenbindergewerbes mit Beziehung zu Weihnachten", also vor allem Adventskränze und -gestecke.

Und gegenüber auf dem Schloßplatz entfalten sich zu Füßen Markgraf Friedrichs die beiden wohl stimmungsvollsten Märkte des Jahres: auf dem Christbaummarkt drängen sich die dunklen Tannen und die sanften helleren Fichten und ihre vornehmen Verwandten und wecken zum einen Erinnerungen an große weite Wälder; zum anderen aber verleiten sie dazu, daß man sie sich geschmückt und beleuchtet vorstellt, als Weihnachtsbaum, als Christbaum, als Mittelpunkt dieses sympathischen Festes. Der Weihnachtsmarkt: die Krippe in der Mitte, dicht daneben das Karusell, die Buden dicht darum herumgestellt, mit breiten "Straßen" dazwischen für die kauflustigen und konsumfreudigen Besucher – er ist längst ein fester Bestandteil unseres Erlebens in der Vorweihnachtszeit geworden, unser kleiner, überschaubarer und liebenswerter "Weihnachtsmarkt", der nicht so groß und glanzvoll ist und sein will wie der "Christkindlesmarkt" in Nürnberg.

Zwei Gedichte sollen von seinem Zauber berichten:

Hans König

Weihnachtsmarkt

Dä Weihnachtsmarkt steht widdä do,
wie jeds Joahr stroahln sei Lichtä hell
und gnädi schaut dä Markgroaf roh
af Budn, Stend und Karussell.

Etz glenzn widdä hoffnungsfroh
die Kindäung ganz hell und kloar,
die Kugln und dä Zwetschgemoh
und Engl mit ihrn golin Hoar.

Dort vor dä Krippn stenna Leit,
noachdenkli schauas allas oh,
dann deitns mit verhaltna Freid
afs Kindla, dees do licht in Stroh.

Bal is soweit, a jedä denkt,
dann brennt dä Christbaam in dä Stum
und Groß und Klaa wern reich beschenkt,
wenns alla stenna umna rum.

(Aus: Woß wissd denn ihr, Neue Mundartdichtung,
Nürnberg: Albert Hofmann 1981, S. 88)

Christa Schmitt

Weihnachtsmarkt

Bei uns
mooch es Kristkindla
kan Prolog soong
wie in Nürnberch,
wenn der Markt
ohgeht.

Bei uns verratn
die Posauna net,
wenns suweit is.

Der Pelzermärtl
is scho lang widder
nei sein Kerchla gschlupft
und richt sein Mantl
fürs nexta Johr.

Ner die Zwetschgermännla
und – fraali
derzelln sich wos,
schaua niebern Karussell
und lachn,
wenn widder aaner
„wir danken“
auf sein Los glesn hat
– widder a Nietn mehra.

Die Viecher
bei der Krippn
krieng kalta Fieß.
Da helfn
die warme Hendscha
bein Stand gleich derneber
und die Hausschuh
an Stand weiter
aa net.

En Josef frierts aa:
etz wäret a Glühwei reecht,
ober des därf mer net,
mer ghört zur heilign Familie.

Wenn mer durch die schmaln Gäßla
zwischen die Budn durchlaaft
und alles noch Raach und Lebkuchn
schmeckt,
denkt mer:

heier kaaf ich nex
ner vielleicht a poor Loser ...
und dann kaaft mer doch wos,
a wenn mersch gar net brauchet
weils halt su schee ist,
su haamli und a weng romantisch.
Und mer mooch so gern vergessen,
wies die Leut wuannersch geht:
wu sa nex zun Essn ham.
Da könnet mer vill Länder aufzälln.
Aber: des is weit wech,
und überhaupt: mir spendn ja immer widder.
(Und uns helfet a kaaner, wenn mer wos
brauchet.)

(Erlanger Tagblatt, im Dezember 1984)

Anschrift der Verfasserin:
Christa Schmitt,
Röttenbacherstr. 7, 91056 Erlangen

Mei heuries Weihnachtsgeschenk

Im Dezember war i immer widder an dan Schaufenster vorbei. Bis i nemmer andersch kann und nei dan Lodn mueß. Ollerhand Oltertümer hats dort gam. Gläser und Tassn, Dosn und Taller, Böcher und andersch Zeuch. Auf plüschia Deckli und seidena Töcher schtehn dia schöne Schtucker noudekoriert.

Wos aber scheinbar niet sou racht paßt und sich möglicherweise dahar verirrt hat, war dia Figur an a Schäfer mit ara Herdn Bäzzerli hinter sich. Trotzdem hat a Verbindung zu dia annera Sachn beschanna. Denn dia Schnitzerei, farbi gfaßt, war ausn Barock und vielleicht amol a Tääl von ara Krippn.

Dar eenzl Hirt hat mi gereizt. Seinetwager laff i ja nei des Gschäft.

Der Verkäufer houlter mer vorsichti des Ding aus der Ausschtellung, beschätigt mer, wos i vermut ho, Barock und sou. Weils aber a Eenzlschtück it, warsch vom Preis har för mi erschwingli. In ara Schachtl trog i hernach mein merkwördien Kauf hemm und wenn mi jemand gfrögt hätt, wos mi an dara eenzln Krippafigur gereizt hat, i hätt niet glei a gscheita Antwort geußt.

Zu jäidn Ausschattungsschtück in meiner Schtum ho i a Beziehung. As werd mer drum niet langweili, wenn mi a garschtier Tog in dia vier Wenden hält. Da unterhalten mi mei Besitztümer, dia Bilder gringsrüm, dia Blummaschtöck aufn Fensterbrett, mei olta Uhr, wua sich von mir niet aufhalt läßt und doch niet dervou läßt.

Heut ho i also widder a neus Trumm mitgebracht. Dan Schäfer mit seiner Viecher. Aufn Bücherregal müssen a paar Bänd Platz mach für a racht günsties Eckala. I ho dia Hoffnung, daß es dan Mannsbild an dara Schtell gfällt und i na mit der Zeit zon Räidn breng.

Denn wager Weihnacht und dara Krippn ho i nu verschiedenena offena Fragn. Wenn i nämli damit mei Zeitgenossn frög, krieche i höchstns a Antwort von Leut, war damals aa niet derbei warn. Aber von meinm neuen Schtuwegast war da scho ehr was zu erwartn. Drum wart i von da ou auf dan Mo-

ment, wua dar mitteiltsam werd. Wia bringt mern aber a hölzeria Figur schließli zon Räidn? Wär des möglic, wua mer ja nu sou viel Lebendies um een rüm niet verschteht? As Gezwitscher von dia Vöigl. As Belln bei dia Hünd. Dia Unterhaltung vom Geziefer, wua früher auf an Bauernhof zamm gelebt ham.

Vielleicht mueß mer bloß wöll!

Und i ho gewöllt. – Drum hat aa mei Krippahirt schließli gared.

Glei will i wiss, ob i richti vermut, daß ar amol zu ara Krippn ghört hat und vielleicht hetzet trauri it, nemmer mit seiner Gesellschafft beinanner zu sein. Schüttlt ar an Koupf und säigt, daß ar sallamol gorniet bis zon Schluß derbei war. As hat bald nexmähr zon Guckn gam und dia Bäzzer wärn unruhig worn. Weil bei na nachts aufn Fald a Mou vorbei wär und frögt, warüms hintern Ort sou hall scheint, wär ar neugierig worn. A weng hätt sa gawart, ob sich niet der Mond hochschiebet. Da wär aber nex passiert. Säigt dar Frömm, des wär nex gewöhnlies, ar läffet amol druff zua. Und bloß weil sei Herden auf eemol wia getriem aufs Dorf ziecht, hätt ar ja nach gemüßt. Glei hintern Eingangsschild bei der arschtn Scheuern hats Leut gam. Mit Latarna und mit Kinner warn sa unterwegs. Ho i wiss wöll, wos los ist. Da sogn sa, sa wüßtn aa nex ganaas. I söll halt mit, na derfohret ichs. Weil dia Schof sich zammgschtellt ham und dia Hünd ja aufpassn, bin i fei mit nei dia Scheuern. War drinna a kleena Kammer för Körb und Kistn. Da hat sich a jungs Paar einquartiert ghat und dia Fraa in der Nacht entbundn. I derfahr von dia Rümsteher, daß a Volkszählung wär, wua jäider, wua von da schtammt, salber kumm muß. Olla Häuser wärn scho mit Besucher belegt. Drum it dena Zwää nex andersch übrigabliem, da hinna ihr Kindla zu kriechn. Weder Zählung noch Geburt ham sich verschieb lass, also ham sa dorch gemüßt. Wos mi aber schtutzi mecht, warüm dia Bewohner in der Nacht ougeruckt kumma, as hätt doch morchn aa Zeit. Säigt unner Hebamm, wua

gholfn hat, zu mer, der Vatter tät vom David abschtamm und da gäbs a Weissagung, daß aus dan Gschlecht widder a Könich käm. Und a äägener Könich wär uns scho lieber, wia sall Kaiser.

Vorläufi its aber nu a Armaleutskönich, wia i des Ding saach. Doch warn olla da hin der festn Meenung, daß da werkli a zukünfti Mächtier in der Krippn liecht. Derbei ham mer doch von dara Sortn ümmer scho genuch ghat, wua uns drangsaliern. Doch mir hats racht sei könn. Denn bei mir draußn aufn Feld war mer weit genuch vom Schuß und mei Politik hat sich nar um eefachs Zeuch gedreht. Wos mir aber auffalln war, daß die Eltern von dan Klee sich schtill und bescheidn gam ham. Und daß mer des Gfühel hat, der ganz Aufzuch paßt na niet. Drum nahm i ou, daß da a Partei derhinter scheht, wua des Poppala von Oufang aufbau will. Wia mer des heutzutog mit an beschtimtn Kandidatn mecht, daß na olla Leut früha genuch kenna lerna und na aa hunnertprozentl wähl'n. Denn hast nex hinter dir schtehn als nar Bätzer, bleist a lamlang a eefacher Schäfer.

I ho mi nie sou ganz zu dara Krippn garchet, bei dara i als Figur schteh. Mer ham uns as Wandern ougewöhnt, weil mer seiner Viecher nachziech mueß.

Und as hat mi a kee Mensch aufghaltn, wia i plötzli geh will und olln a gueta Nacht wünsch. As it ümmer guet, wenn mer rechtzeiti Platz mecht, daß dia Neugierien nachruck könnn und vorna nou kumma. Denn aa heut nu ham dia Schtaatskrippn ihr Anziehungskraft und olles scheint zu wissn, daß wohl kee Kindla förscha drinna liecht. Aber a guets und dauerhafts Fotter.

Mei Hirt hat hetzet gschwieg'n und bloß nu mit seinera Hippn auf dan Regal rümgekratzt. I hör mei Uhr widder tickn und dan Verkehr auf der Schtraß.

Da bin i mer ümmer unsicherer worn, ob des Mannla werkli sei Erlebnis gschildert, oder ob des aus mir sou rausgared hat.

Wenn mer sich näml'i sötta Problemer schtellt und sich mit beschäftigt, kanns zu Selbstträidn leicht kumm. Ob mer hernach aber gscheiter it und amend von sötta Gedankn erlöst, i kanns niet mit Sicherheit sog.

Drum werd mi des Thema nu etlia Weihnacht'n plagn. Und niet eines Tages erledigt sei, wia unnereens.

Engelbert Bach,
Würzburger Straße 26, 97318 Kitzingen

Von Engelbert Bach sind noch lieferbar die Weihnachtsbücher

Schtarn, Schtroh und Schtall. Weihnachtliches in unterfränkischer Mundart. 80 Seiten, DM 18,00

Krippelesfiguren. Geschichten und Gedichte in unterfränkischer Mundart. 72 Seiten, DM 18,00

Beide Bücher sind erschienen im Siegfried Greß Verlag, Fleischmannstraße 6, 97340 Marktbreit.

Walter Tausendpfund

Grood uns homm ses vekünd

Grood uns homm ses vekünd!
Warum grood miir?
Semme wos b'sondersch?
Semme wos exdras?

Gwies ned!
Miir ned!

Schau ders doch ooh,
wäi se sen:
de Frids
und de Michl,
de Koorl ...
Kerl wäi hald alle!!
... de Hans,
de Schorsch
und de Bäide
und drieme de Kurd ...

All vo de selm Sordn

Arme Hund
wäi miir alle,
nix b'sonders
am Laib
b'loob alde Huusn und Jaggn,
nix b'sonders
im Kubf,
dichdi und brav
sunsd nix!

Und drieme de Ald
und dordn de Blind ...!

Und grood uns
homm ses vekünd,
zu uns sense kumme
däi Engl und soo,
gred homm se mid uns,
als ob grood miir
wos bsonders weern!

Me koo's ned veschdeeh!

Suviel annere gid's
driem in de Schdood;
Reiche und Grouße,
Laude und Schäine ...

Warum grood miir?

Kaane vo uns
is bis edsed
wos bsonders no gween!
Kaane schded
in en Gschichdsbouch drin!

Warum grood miir?
Miir will's ainfach
ned in main Scheedl nai!

Warum homms uns
däi Boodschafd brachd,
däi däi Weld
suu annersch machd ...
ned glai haid
abe gwies mid de Zaid ... ?

Grood uns
hommse däi Bodschafd brachd!

Anschrift des Verfassers:

Walter Tausendpfund
Banater Straße 8,
91257 Pegnitz

Das Gedicht ist entnommen aus:
Walter Tausendpfund: Wäi däi Hirdn am Feld.
Mundartliche Texte zur Weihnachtszeit. 95 Seiten.
Pegnitz und Dresdn (Druckhaus Pastyrik) 1992.

Aufsätze

Günther Wölfling

Das Henneberger Land als fränkisches Gebiet¹

Die Einladung zum 64. Bundestag des Frankenbundes nach Meiningen mag viele überrascht haben. "Was hat Meiningen mit Franken zu tun?" So hört man fragen. Noch vor einem guten halben Jahrhundert wäre diese Frage wahrscheinlich viel weniger gestellt worden. Die nachbarlichen Beziehungen über die bayerisch-thüringische Landesgrenze hinweg, die wir nach langer gewaltsamer Unterbrechung jetzt neu beleben und deren von Vorurteilen belastete menschliche Seite viel komplizierter ist, als wir das 1990 noch glaubten, waren in den 20er und 30er Jahren traditionsgemäß sehr intensiv. Trotz

der dazwischenliegenden Landesgrenze war Würzburg weitgehend ein wirtschaftliches und kulturelles Zentrum auch für die Meininger Gegend, zu dem man von hier aus oft unterwegs war. Als Kind sah ich noch selber bis in die frühen 50er Jahre auf dem Marktplatz meiner Heimatstadt Wasungen wie ein Relikt aus alten Zeiten einen Wegweiser stehen: "Würzburg 108 km". Er erinnerte mich ständig an das, was einmal war, wovon noch alle Leute erzählten und was ich immer erträumte, daß es wieder einmal Wirklichkeit werden möchte: Daß man auf dieser Straße, der B 19 nämlich, an der mein Elternhaus stand, direkt

bis Würzburg durchfahren konnte. Aber nicht nur das. Da reisten, wie man noch vielfach hörte, einst die hiesigen Handwerker auf die Jahrmärkte der unter- und oberfränkischen Kleinstädte, und die Leute von dort kamen umgekehrt zu gleichen Anlässen herüber. Für die Mellrichstädter war es ganz selbstverständlich, daß man nach Meiningen ins Theater fuhr, oder die Osthemer bezogen das Gymnasium Bernhardiner in Meiningen. Welches andere denn sonst?

Nun wäre an solchen Beispielen ganz normaler gutnachbarlicher Kontakte über die Grenzen zweier deutscher Länder hinweg gar nichts Besonderes, wenn sie hier nicht auch noch von dem Bewußtsein einer Gemeinsamkeit getragen worden wären. Da hieß es in Anlehnung an die unterschiedliche politische Landeszugehörigkeit noch nicht: Da drüben wohnen die "Bayern" und wir sind die "Thüringer", sondern da wußte man: wir alle sind Franken. Freilich war dieses Wissen seit dem vorigen Jahrhundert schon im Schwenden begriffen und zuletzt mehr oder weniger auf traditions- und geschichtsbewußte Kreise eingengt, um dann nach 1945 nur noch von wenigen still bewahrt und im übrigen ganz verschüttet zu werden.

Seit dem Untergang der DDR sind wir dabei, das Verschüttete freizulegen. Es sei deshalb – auch auf die Gefahr der teilweisen Wiederholung schon andernorts Gesagtem hin – das Thema neu gestellt: Das Henneberger Land – ein Fränkisches Gebiet².

Zunächst ist es notwendig, die Frage wenigstens zu streifen, was "Franken" denn überhaupt darstellt und was diesen Begriff heute ausmacht. "Das Land Franken ist weder das Ergebnis einer germanischen Stammesbildung noch eine geographische Einheit ... und doch ist es das Ergebnis eines historischen Prozesses, der den Namen der "Okkupatoren" des Landes gerade auf diesen Raum übertragen ließ und heute Ausdruck eines stammesartigen Selbstbewußtseins darstellt", sagt Wilhelm Störmer im Band I der "Unterfränkischen Geschichte"³. Tatsächlich war das zunächst namenlose Gebiet innerhalb des Frankenreiches östlich des Rheins, dessen Hauptachse der Main bildete und für das sich seit dem 8./9. Jahrhundert die Bezeichnung

"Francia orientalis", "Ostfranken" durchsetzte, ethnisch weit mehr von einem Schmelztiegelprodukt verschiedener Siedlerströme unter wahrscheinlich elbgermanischer Dominanz geprägt als von der letzten Siedlungswelle rheinfränkischer Herkunft, die dem Lande schließlich den Namen gab⁴. Das ursprünglich als "Francia orientalis", "Ostfranken" und schließlich als "Franken" schlechthin verstandene Gebiet mit seiner eben angedeuteten ethnischen Eigentümlichkeit ist nun keineswegs auf die Gegenden beschränkt, die heute noch den Namen "Franken" inoffiziell in Anspruch nehmen oder in offiziellen administrativen Einheiten weiterführen wie die bayerischen Regierungsbezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken sowie Württembergisch-Franken, sondern es greift auch tief in Randzonen hinein, die zu den Bundesländern Hessen und Thüringen gehören und es wegen ihrer nominalen Ausgrenzung schwer haben, sich als dem Frankenland zugehörig auszuweisen. Zu ihnen zählt auch das Henneberger Land im Südwesten Thüringens.

Es hat von Seiten einiger Kreise, die um die Pflege fränkischer Traditionen bemüht waren, nicht an Versuchen gefehlt, diese von ihnen als Notstand empfundene nominale Ausgrenzung durch die Einführung historisch nicht verwurzelter, "künstlich" geprägter Namen zu überwinden. So kursierte in den 20er und 30er Jahren, z.T. auch wieder nach der Wende, die Bezeichnung "Nordfranken" für das politisch jetzt zu Thüringen gehörige Gebiet südlich des Rennsteigs⁵, maßgeblich gefördert auch von einigen führenden Vertretern unseres Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins, dessen Name ja auch nicht darauf abzielt, einen Verein zu benennen, der das historische Erbe in Henneberg und Franken pflegt, sondern in Henneberg als einem fränkischen Gebiet.

Letzten Endes werden jedoch Versuche, geschichtlich nicht verwurzelte Namen einbürgern zu wollen, immer fehlschlagen. In der Sache hilft da auch nur Sachkenntnis und deren Verbreitung weiter. Nur, wenn es gelingt, die langen fränkischen Traditionen aller betreffenden Gebiete bewußt zu machen, wird auch klar werden, daß Franken in sei-



Ruine der Henneburg

Foto: B. Großmann

nem ethnischen, kulturgeschichtlichen und geopolitisch-historischen Begriffs-Inhalt nicht etwa auf den Norden des Freistaates Bayern beschränkt ist, sondern daß außer Bayern auch noch die Länder Baden-Württemberg, Hessen und Thüringen daran Anteil haben. Andererseits muß aber auch anerkannt werden, daß die Mainlande der Kern sind, in dem Franken eben "am fränkischsten" ist und daß Randzonen wie das alte Henneberg mehr oder weniger auch Misch- und Übergangsbereiche darstellen, die an ihrer Peripherie zumeist schon fließend in das Wesen einer anderen Region übergehen. Das nachfolgend zu Sagende muß daher auch immer unter dem Aspekt gesehen werden, daß gerade die hennebergische Identität die Verschmelzung dreier Elemente ausmacht, in der das Fränkische zwar überwiegt, thüringische und hessische Einflüsse aber nicht ignoriert werden dürfen⁶.

Die Integration des Hennebergischen in das Fränkische ist schon naturräumlich bedingt. Ein Blick auf die Karte zeigt die Begrenzung des Landes durch die Rhön im Westen und den Thüringer Wald im Norden und

Osten mit einer Schrankenwirkung, die zumindest für die Zeit bis tief in das 19. Jahrhundert hinein zwar nicht unüberwindlich, aber von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen sein dürfte. So war die landschaftliche Öffnung nach Süden, zum Maintal mit seinen bedeutenden Verkehrsadern hin, von ausschlaggebender Bedeutung für die historischen Geschehnisse der Region.

Kommen wir nun aber zu den eigentlichen Wurzeln und Erscheinungsformen des fränkischen Charakters dieses Landstrichs. Da wäre zunächst noch daran zu erinnern, daß es im 7. und frühen 8. Jahrhundert in Gestalt des thüringisch-fränkischen Herzogtums der Hedene zumindest zeitweise wirkende politische Klammern gab, die das Gebiet vom Main bis zum heutigen Thüringen auch jenseits des Rennsteigs miteinander verbanden⁷. Dem gingen, bedingt u. a. durch thüringische Siedlungsbewegungen, die die archäologische Forschung und die Ortsnamenanalyse belegen, einige ethnische Gemeinsamkeiten ein-



Fachwerkhaus in Heldburg / Kreis Hildburghausen

Foto: B. Großmann

her⁸, die auch für den späteren hennebergischen Raum relevant waren, besonders wenn es stimmt, daß die Ortsnamen auf -ingen/un- gen Indizien für thüringische Siedlungen sind, wovon besonders die neuere Lehrmeinung ausgeht⁹. Gerade das Werratal und seine Nachbarschaft weisen eine Reihe von Orten dieses Namentyps auf, und Meiningen gehört ja auch dazu.

Dennoch ist davon auszugehen, daß der Südwesten des jetzigen Bundeslandes Thüringen – auch im Verhältnis zum Thüringer Becken und den Gebieten um den Main – bis zum 6./7. Jahrhundert äußerst schwach besiedelt gewesen ist. Darauf weist u. a. der sehr dürftige Bestand an archäologischen Quellen hin¹⁰. Dieser Umstand forderte geradezu zu einer Aufsiedlung des Gebiets aus den Mainlanden heraus, zu denen es, wie bereits betont, landschaftlich offen ist. Wir können annehmen, daß diese Aufsiedlung spätestens im 7. Jahrhundert einsetzte und wie in den Mainlanden selbst von der fränkischen Landnahme bzw. Staatskolonisation¹¹ begleitet war. Wir haben also zweierlei auseinanderzuhalten:

1. Die Masse der Siedler, die die eigentliche Volkssiedlung ausmachte, muß aus der einheimischen Bevölkerung der Mainlande gekommen sein. Anders sind die mundartlichen Übereinstimmungen¹² nicht zu erklären.
2. Dieser Aufsiedlung aus den Mainlanden, an denen damals noch nicht der Name "Franken" haftete, ging eine Inbesitznahme und herrschaftliche Durchdringung von Elementen gewissermaßen "originalfränkischer" Provenienz einher, von der wir nicht wissen, ob sie überhaupt mit einer nennenswerten ebenso rheinfränkischen Volkssiedlung verbunden war. Sicherlich ist aber dennoch wie in den Mainlanden auch von einer gewissen planmäßigen Ansiedlung fränkischer Siedler, nicht zuletzt als Militärkolonisten, zu reden¹³. An namenkundlichen, indirekt urkundlichen und vor allem archäologischen Beweisen für die Gegend fehlt es nicht. Die orientierten sog. "-heim-Nester" in Rhön und Grabfeld (Ostheim, Nordheim, Westheim, Sundheim) und die Grabfunde von

Kaltenwestheim und Kaltensundheim in der Vorderrhön aus dem 7. und frühen 8. Jahrhundert¹⁴ sind vielleicht die eindrucksvollsten Zeugen. Fest steht aber, daß diese fränkischen Elemente nur einen geringen ethnischen Anteil am Schmelztiegelprodukt der Bevölkerung zwischen Main und Thüringer Wald ausmachen. Sie haben Land und Leute indessen ihren Namen aufgedrückt.

Diese Aufsiedlung aus den Mainlanden, verbunden mit fränkischer Inbesitznahme und Herrschaftsdurchdringung, war es nun, die den späteren Henneberger Raum deutlich in das Fränkische einband und zu einem festen Teil dessen werden ließ, was Ostfranken um 800 in all seinen Besonderheiten¹⁵ ausmachte und trotz vielfach unterschiedlicher Entwicklung einzelner Teile in den nachfolgenden Jahrhunderten die gemeinsame Grundlage dessen blieb, was man bis heute "fränkisch" nennt. Mit dieser "Verfrankung" des späteren Henneberger Raums entstand nun auch die scharfe Abgrenzung zu Thüringen jenseits des Waldes in seiner völligen Andersartigkeit in sprachlicher, politischer, verfassungsrechtlicher, sozialökonomischer und kirchlich-kulturgeschichtlicher Hinsicht¹⁶, die die Unterschiedlichkeit beider Landesteile über Jahrhunderte geprägt hat und heute noch nicht verleugnen kann.

Die genaue Grenze ist weitgehend mit der des alten Grabfeldgaves und des Bistums Würzburg identisch, verläuft also, von Süden gesehen, etwa bis Brotterode der Kammlinie des Thüringer Waldes bzw. dem Rennsteig entlang, um dann südwestwärts Richtung Werratal zu schwenken, das sie bei Wernshausen überquert. Den Westkurs über Weilar und Bremen in der Rhön fortsetzend, bricht sie von dort nordwärts auf, um in bisher noch ungesichertem Weiterverlauf unterhalb Vacha die jetzige thüringisch-hessische Landesgrenze zu erreichen¹⁷. So bedeutende Orte wie Breitenungen oder Salzungen, die in den folgenden Jahrhunderten noch stark in die gemeinsame Geschichte des Henneberger Raums eingebunden wurden, lagen also zunächst noch "draußen".

Sehen wir uns nun aber einige wesentliche politische Konsequenzen an, die der geogra-



Die Bertholdsburg in Schleusingen – einstige Residenz der Grafen von Henneberg Foto: B. Großmann

phische und siedlungsgeschichtlich-ethnische Anschluß an Mainfranken nach sich zog. Daß der Grabfeldgau, dessen politische Natur uns allerdings noch nicht klar ist, fest zu Ostfranken gehört hat, braucht nicht noch einmal betont zu werden. Gleiches gilt für die Kleingau Tullifeld in der Vorderrhön und Bahrngau an der Bahra. Unser Interesse soll in diesem Zusammenhang mehr der Grafschaft Henneberg gelten, der ersten relativ selbständigen und namengebenden staatlichen Organisation der Region. Da ist es schon wichtig festzuhalten, daß die Grafen von Henneberg, die die Gegend vom 11. Jahrhundert bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1583 beherrschten, fast den gesamten Raum vom Main bis zum Rennsteig hinauf als ihre Interessensphäre betrachteten, wenn auch ihre Südorientierung bis zum frühen 14. Jahrhundert stärker ausgeprägt war als später und sie sich zuletzt – von einigen Posten abgesehen – auf Gebiete zurückziehen mußten, die heute im fränkischen Südwesten des Bundeslandes Thüringen liegen.

Die totale Einbindung in die Geschichte der Mainlande wird am ehesten an der engen Verflechtung mit dem Hochstift Würzburg erkennbar. Nur an einige wichtige Gesichtspunkte sei erinnert. Spätestens von 1091 bis ca. 1230/40 übten die Henneberger das Würzburger Burggrafenamt, von 1103 bis 1168 auch die Würzburger Hochstiftsvogtei aus¹⁸. Diese Ämter vertrugen sich allerdings nicht mit dem Streben der Bischöfe von Würzburg, in Gestalt einer herzogähnlichen Stellung selbst die weltliche Macht in ihrem Bistum auszuüben und besonders nach der ihnen 1168 von Kaiser Friedrich I. verliehenen "Gülden Freiheit" ihren Ducats-Anspruch auch gegenüber den in ihrem Bistum gelegenen Grafschaften durchzusetzen. Schwere Auseinandersetzungen zwischen Henneberg und Würzburg um die Vorherrschaft im Raum zwischen Main und Thüringer Wald waren damit vorprogrammiert. Sie gipfelten vorläufig in den Kämpfen um 1230, nach denen die Henneberger zwar das ohnehin inhaltslos gewordene Burggrafenamt aufgaben, den zwei-

ten großen Anlauf der Bischöfe von Würzburg im wesentlichen aber abwehren konnten, sie ihrer Gewalt als Herzöge in Franken völlig zu unterwerfen¹⁹. Die Sache war damit aber noch keineswegs abgetan. Die Geschichte der Henneberger ist bis zu deren Ende in starkem Maße davon geprägt, sich würzburgischer Hoheitsansprüche über die Grafschaft zu erwehren – und nichts könnte eindrucksvoller beweisen, wie ganz selbstverständlich Henneberg als fester Bestandteil Frankens betrachtet wurde. So konnte Berthold IV. (VII.) von Henneberg-Schleusingen 1310 als Berater des Kaisers zwar fürstliche Rechte erringen²⁰, die Erhebung der Grafschaft zum Fürstentum scheiterte aber zunächst, "da sie im Herzogtum Franken und unter der Oberhoheit des Herzogs lag"²¹. 1348 mußte Bertholds Sohn Johann, in schwere Bedrängnis geraten, sein Land dem Bischof sogar zu Lehen auftragen. Würzburg hätte sich damit am gänzlichen Ziel seiner

Wünsche gesehen, wenn die Sache nicht bald rückgängig gemacht worden wäre und Johann 1350 seine Herrschaft wieder vom Reich hätte zu Lehen nehmen können²². Die Henneberger der Schleusinger Linie führten zwar mindestens seit 1426, die der Römhelder Linie nach 1467 den Fürsten-Titel²³. Das mit allen Bemühungen um den Fürstenstand verfolgte praktische Ziel, die gänzliche Befreiung der Grafschaft und ihrer Untertanen von der Kompetenz des herzoglichen Landgerichts in Würzburg und damit von einer ganz wesentlichen Beeinträchtigung der hennebergischen Landesherrschaft durch den Bischof, ist aber trotz aller anders lautender hennebergischer Privilegien nie völlig erreicht worden, wie zahlreiche Urkunden und Akten gerade des Gemeinschaftlichen Hennebergischen Archivs im Thüringischen Staatsarchiv Meiningen beweisen²⁴. Dies muß auch entgegen zahlreichen Darstellungen in der Literatur gesagt werden, die oft nur die Privilegien



Wehrkirche in Kaltensundheim / Kreis Meiningen

Foto: B. Großmann

nennen, ohne sie mit der historischen Praxis zu vergleichen²⁵.

Ein besonderes Kapitel hennebergisch-würzburgischer Rivalität um die Vorherrschaft in Franken geht die Geschichte der Stadt Meiningen an. 1008 vom Reich an Würzburg als Entschädigung für verlorengegangene Gebiete im Zusammenhang mit der Gründung des Bistums Bamberg abgetreten²⁶, war Meiningen über Jahrhunderte hinweg der am weitesten nach Norden vorgeschobene Posten der bischöflichen Macht und des Hochstifts-Territoriums überhaupt, dessen räumliche Isolierung zu überwinden eines der vornehmsten Ziele Würzburgs war²⁷, während Henneberg stets daran interessiert sein mußte, diesen Pfahl im Fleische seiner Herrschaft zu beseitigen. Wir übergehen hier die zahlreichen um dieses Ziel geführten Kämpfe und Versuche und verweisen nur auf den endlich 1542 zustandekommene Tausch, nach dem Henneberg das Amt Mainberg an Würzburg, Würzburg aber Stadt und Amt Meiningen an Henneberg abtrat²⁸. Dabei wurde die nun über ein halbes Jahrtausend bestehende politische Verbindung zwischen Main und Werra aber noch nicht völlig abgeschnitten. Da sich das Hochstift nämlich das Wiederkaufs- und Heimfallrecht im Falle des Erlöschens des hennebergischen Stammes vorbehalten hatte, mußten sich die Wettiner als hennebergische Erben 1583 bis 1586 mit Würzburg einigen. Dabei verzichtete der Bischof gegen die Abtretung etlicher hennebergischer Orte auf Meiningen²⁹, ohne allerdings ganz den Fuß aus dem Tor der Werrastadt herauszunehmen. Meiningen blieb ein würzburgisches Lehen. Erst der am 20. Juni 1808 zwischen dem Herzogtum Sachsen-Meiningen und dem Großherzogtum Würzburg abgeschlossene Staatsvertrag beendete diesen Rechts-Stand³⁰, der zwar praktisch bedeutungslos gewesen war, aber die von 1008 herrührende nunmehr genau 800jährige Tradition zumindest formal aufrecht erhalten hatte.

Die hennebergisch-würzburgischen Beziehungen haben die einstigen politischen Verflechtungen des Gebiets zwischen Grabfeld, Rennsteig und Rhön mit Mainfranken sehr deutlich werden lassen, sie sind indessen

nicht das einzige Beweisstück der politischen Zugehörigkeit dieser Region zum übrigen Frankenland in historischer Zeit. Aus den vielen Argumenten, die hier noch angeführt werden könnten, sei vor allem die Tatsache herausgegriffen, daß Henneberg-Schleusingen und Henneberg-Römhild in der von 1500 bis 1512 vorgenommenen Kreiseinteilung des Reiches zum Fränkischen Kreis geschlagen wurden, dem wichtige militärische, wirtschaftliche und politische Aufgaben, insbesondere die Funktion der Friedenssicherung, oblagen. Gerade die Grafen von Henneberg bekleideten wichtige Ämter in ihm, und sie haben sie sehr ernst genommen³¹. An der hennebergischen Zugehörigkeit zum Fränkischen Reichskreis änderte sich bis zum Ende des Alten Reiches im Jahre 1806 nichts, denn die Grafschaft bestand ja in vielerlei Hinsicht auch nach dem Aussterben der alten Dynastie weiter, – nicht nur als administrative Einheit unter der gemeinschaftlichen Regierung aller wettinischen Erben bis 1660, sondern auch, wie dies schon durch kartographische Werke des 17. und 18. Jahrhunderts eindrucksvoll bezeugt wird³², in der durch zahlreiche Verbindlichkeiten Rechtscharakter annehmenden Gesamtheit aller Nachfolgestaaten. Diese teilten sich z. B. nach dem Vertrag von 1660 nicht nur in die hennebergische Reichstagsstimme, sondern sie mußten auch weiterhin den hennebergischen Beitrag zu den Anlagen des Fränkischen Kreises und zur Unterhaltung des Kriegskontingents desselben aufbringen³³. Selbstverständlich hatten sie auch für Henneberg-Schleusingen und Henneberg-Römhild Sitz und Stimme im fränkischen Kreistag³⁴.

Man könnte noch zahlreiche weitere Beispiele anführen, wie die Grafschaft Henneberg ihre politische Zugehörigkeit zu Franken gewissermaßen auf ihre Nachfolgestaaten "vererbt" hatte und sich deren Landesherrn trotz ihrer Zugehörigkeit zum Hause Wettin auch als fränkische Fürsten fühlten. Es sei aber stattdessen auf ein anderes politisches Bezugsfeld gemeinsamer fränkischer Geschichte des Henneberger Landes und der Mainlande verwiesen. Schon das Beispiel Meiningen hatte gezeigt, daß Exklaven im Machtbereich des anderen fränkischen Nach-

barn gewissermaßen eine gegenseitige Verklammerung bewirken konnten. Solche Klammern gab es natürlich nicht nur von Seiten Würzburgs im Hennebergischen, sondern auch in umgekehrter Richtung. Erinnert sei nur an die hennebergischen Außenposten Mainberg und Münnerstadt bis 1542 bzw. 1549. Erinnert sei aber vor allem auch an die Rolle, die Klöster und weltliche Grund- und Kleinherrschaften mit ihrem jeweiligen Besitz auf der anderen Seite in dieser Hinsicht spielen konnten. Man braucht dabei nur an die Rechte des hennebergischen Hausklosters Veßra in der Pflege Coburg und im Würzburgischen zu denken³⁵ oder an den Einfluß, den das würzburgische Kloster Bildhausen mit seinen zahlreichen Besitztiteln in das Hennebergische vermittelte. Unter den Kleinherrschaften waren es insbesondere die Herren von Bibra und von Schaumberg³⁶, die zum Teil bis in das 19. Jahrhundert hinein auch zur wechselseitigen politischen Verzahnung nördlicher und weiter südlich gelegener fränkischer Gebiete beigetragen haben.

Die wirtschafts-, sozial-, rechts- und kulturgeschichtlichen Begleiterscheinungen der geographischen Anbindung Hennebergs an Mainfranken und der einstigen politischen Zusammengehörigkeit müssen wir etwas kürzer abtun. – Es war bereits gesagt, daß Rhön und Thüringer Wald eine große Schrankenwirkung nach Westen, Norden und Osten hatten. Dennoch führten, von den städtischen Zentren und den großen Verkehrsadern des inneren Frankenlandes kommend, wichtige Straßen über die genannten Mittelgebirge nach Hessen und Thüringen, so auch die Verbindung Hennebergs nach allen vier Himmelsrichtungen vermittelnd. Doch wurde dabei der Süden – eben weil das Land nach dort offen war – eindeutig bevorzugt. Das betraf vor allem den Export hennebergischer Gewerbeprodukte wie Eisenwaren, Waffen, Textilien, Holz- und Steinartikel oder Erzeugnisse der Spielwarenherstellung. Umgekehrt wurden vor allem Lebensmittel eingeführt. Die Jahr- und Wochenmärkte beispielsweise von Coburg, Königshofen, Neustadt/Saale, Münnerstadt oder Schweinfurt spielten da mitunter schon eine wichtige Rolle, ganz zu schweigen von der Frankfurter oder

der Nördlinger Messe oder den vielfältigen Wirtschaftsbeziehungen zur Reichsstadt Nürnberg, deren Handelskapital in die hiesigen gewerblichen Anlagen eindrang und deren Entwicklung ungemein befruchtete³⁷.

Die Straßen, über die diese Wirtschaftsbeziehungen ermöglicht wurden, waren in erster Linie die "Sächsische Geleitstraße" von Nürnberg über Coburg und den Sonneberger Raum nach Leipzig, die "Frauenstraße" von Coburg über den Thüringer-Wald-Paß bei Frauenwald nach Erfurt und die Verbindung Würzburg-Mellrichstadt-Schanze bei Henneberg-Schmalkalden-Thüringer-Wald-Gotha bzw. Mellrichstadt-Henneberg-Meiningen und von da werraabwärts³⁸. Nur die wenigsten dieser alten Verkehrswege leben in den Chausseebauten des vorigen Jahrhunderts und in unseren modernen Straßen fort. Am ehesten trifft das in großen Abschnitten noch für die B 19 zu, die im wesentlichen der letztgenannten Linie entspricht³⁹. Sie hat ihre Bedeutung als wichtigste Verbindung zwischen der unterfränkischen Metropole und dem Henneberger Land seit dem Mittelalter nicht verloren. – Vergessen sei schließlich auch nicht, daß mit der 1874 gebauten Eisenbahnstrecke Meiningen-Ebenhausen ein weiteres Tor nach Würzburg aufgestoßen wurde, dem 1882 bis 1884 noch die durchgängige Verbindung Erfurt-Suhl-Würzburg folgte. Die Wiedereröffnung dieser Verkehrswege nach der Wende und der geplante Ausbau der B 19 werden es möglich machen, die traditionell intensiven Beziehungen zwischen den alten fränkischen Landen diesselts und jenseits der bayerisch-thüringischen Landesgrenze noch intensiver zu gestalten als in der Vergangenheit.

Ein besonders interessantes Kapitel der Wirtschaftsgeschichte ist im Rahmen unseres Themas die Numismatik. Wem, der sich mit mittelalterlichen hennebergischen Urkunden befaßt, ist die Beteuerungsformel von "rechter lantwerunge, die danne genge und gebe ist ze Franken in dem lande"⁴⁰ nicht aufgefallen? Über Jahrhunderte hinweg weist sie auf den Geltungsbereich der fränkischen Landeswährung im Hennebergischen hin. Selbst in Sachsen-Meiningen blieb der fränkische Gulden zu 15 Batzen, 60 Kreuzern, 20 guten bzw.

21 leichten Schillingen oder 252 Pfennigen die Grundlage des führenden Rechnungssystems, und das bis zur Einführung der Reichswährung 1873⁴¹.

Typisch Fränkisches begegnet uns auch wieder in der hennebergischen Agrarverfassung, in der sich kaum Unterschiede zum übrigen fränkischen Raum feststellen lassen⁴². Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können, sei darauf verwiesen, daß sich diese hennebergisch-fränkische Agrarverfassung ziemlich deutlich vom Typ der thüringisch-mitteldeutschen Grundherrschaft⁴³ abhob, wobei die Grenze zwischen beiden Systemen wieder mit der bereits angegebenen ethnisch-siedlungsgeschichtlichen übereinstimmte.

Das trifft ebenso für die Abgrenzung der historischen Rechtslandschaft zu. Der Kamm des Thüringer Waldes scheidet dabei nicht nur fränkisches von thüringischem Rechtsgebiet, sondern sogar die übergreifenden Sphären der Rechtsgestaltung, nämlich des Frankenrechts und des Sachsenrechts, die sich durch die relativ späte Eingliederung der Sachsen in das Frankenreich herausgebildet hatten⁴⁴. Das Henneberger Land gehört eindeutig zum mainfränkischen Rechtsgebiet. Das zeigt sich schon in der im Vergleich zu Thüringen völlig andersartigen Organisation der Rechtspflege⁴⁵, die hier – im Hennebergischen – vom Guts- und Dorfgericht bis hin auf zu dem die hohe Gerichtsbarkeit handhabenden und nur für das Fränkische typischen Zentgericht im wesentlichen mit der Mainfrankens übereinstimmt⁴⁶. Ein weiterer Beweis ist die uns in zahllosen hennebergischen Urkunden zutage tretende, nach altem fränkischen Brauch geübte Rechtspraxis, z. B. bei der Übergabe von Grundstücken, die hier per Handschlag und sinnbildlich mit der Überreichung eines Halmes erfolgte⁴⁷. Oft beurkundete man den Rechtsakt unter ausdrücklichem Hinweis auf die im Lande zu Franken übliche Gewohnheit⁴⁸. – Ausschließlich fränkisch war auch das Stadtrecht im Henneberger Raum südlich des Thüringer Waldes geprägt, wobei Vacha, Salzungen, Stadtfeld und Geisa ihre Privilegien von Fulda ableiteten, Schmalkalden mit der Gelnhäuser Verfassung bewidmet wurde und Walsungen, Meiningen, Hildburghausen, Eisfeld,

Römhild, Themar, Schleusingen, Ummerstadt, Heldburg, Sonneberg und Schalkau direkt oder indirekt zur Schweinfurter Stadtrechtsfamilie gehörten⁴⁹. All diese Verhältnisse währten zumeist erheblich über das Mittelalter hinaus. "Erst das ausgehende 18. und das beginnende 19. Jahrhundert brachen endgültig mit den Überresten des Mittelalters", schreibt Fritz Schmitt dazu und ergänzt: "Jetzt erst setzte sich der dynastische Staat vollkommen durch gegenüber der früheren Stammeseinheit. Im Norden wurde Franken thüringisch, am Main bayerisch."⁵⁰

Diese Äußerungen sind, wohl gemerkt, nur auf Verfassung und Recht gemünzt. Ganz andere zeitliche Zäsuren gelten – wenn überhaupt – für die Kirchen- und Kulturschichte sowie für volkskundliche Bereiche. Sie können nur noch mit einigen Beispielen angedeutet werden. Am wichtigsten ist die oben schon kurz erwähnte, bis zur Reformation voll gültige Zugehörigkeit der Region zum Bistum Würzburg. Als Bonifatius 741/42 die drei Bistümer Würzburg, Bamberg und Erfurt gründete, von denen sich allerdings nur Würzburg halten konnte, war man ganz offensichtlich bereits nach der Zugehörigkeit zu Ostfranken, Hessen und Thüringen vorgegangen. Die Übereinstimmung der Diözesangrenze mit der Grenze zwischen den fränkischen Gauen Grabfeld und Tullfeld einerseits und dem Thüringer Westergau andererseits ist jedenfalls verblüffend⁵¹. Die kirchliche Grenzziehung beachtete aber nicht nur die bereits im 8. Jahrhundert erkennbaren ethnischen Einheiten, sondern die so geschaffene kirchliche Organisation war es auch, "die durch mehr als sieben Jahrhunderte diesen Norden in sich und mit den Landen am Mittelmain zu einer fränkisch bestimmten Einheit zusammenschließt, auch noch zu einer Zeit, als die engere politische Einheit durch die Entwicklung der Territorialstaaten längst verlorengegangen ... war", urteilte mit Recht Paul Schöffel⁵².

Es kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, welche Konsequenzen sich aus dieser gemeinsamen Zugehörigkeit für die gesamte Region ergaben. Sie reichen beispielsweise vom Ausgreifen süddeutsch-mainfränkischer Heiligenkulte wie des der Vierzehn

Nothelfer bis zum Rennsteig⁵³ über die Vermittlung von Altarwerken aus der Werkstatt Tilman Riemenschneiders an die Dorfkirche in Bibra durch den Fürstbischof Lorenz von Bibra⁵⁴ bis zu weltlichem bzw. verweltlichtem Brauchtum etwa in Gestalt von Fastnachtspielen auf städtischen Marktplätzen, wie das ab 1524 überlieferte Beispiel Wasungen zeigt⁵⁵. Allerdings kann nicht alles aus der gemeinsamen Diözesanzugehörigkeit erklärt werden. Das betrifft eigentlich auch schon das letztgenannte Beispiel. Vielfältig waren nämlich auch die kirchlich-kulturellen Beziehungen zu den beiden anderen fränkischen Zentren Bamberg und Nürnberg. Man braucht nur an die Grabmäler Henneberger Grafen in der Stiftskirche zu Römhild aus der Werkstatt Peter Vischers in Nürnberg⁵⁶ oder an die Altarwerke Bamberger Meister⁵⁷ in der ehemaligen Wallfahrtskirche zu Grimmenthal bei Obermaßfeld, (jetzt in Gräfontonna aufgestellt)⁵⁸ zu denken.

Vielfältige geistige und geistliche Kontakte zwischen Bamberg, Würzburg und Henneberg wurden auch über das Kloster Veßra vermittelt, das eigentlich als Hauskloster der Grafen gegründet worden war, von 1135 bis ca. 1540 zugleich aber auch ein bambergisches Eigenkloster gewesen ist⁵⁹ und schon über seine Aufsicht bzw. Besitzrechte über die würzburgischen Prämonstratenserklöster bzw. -propsteien und Kapellen in Hausen und Haard bei Kissingen, Ottelmannshausen bei Königshofen, Schweinfurt und Georgenberg bei Rodach⁶⁰ nicht nur wirtschaftlichen Einfluß in Mainfranken besaß, umgekehrt aber auch von Würzburg und Bamberg zahlreiche Anregungen nicht zuletzt für die architektonische Gestaltung seiner großen Basilika empfing⁶¹.

Natürlich gingen all diese engen kirchlich-kulturellen Beziehungen in dem sich mit der hennebergischen Reformation seit 1544 auf-



Zent-Gerichtsstätte in Geisa / Kreis Bad Salzungen

Foto: B. Großmann

tuenden konfessionellen Graben unter. Am ehesten hielten sich noch Gemeinsamkeiten in volkskundlichen Bereichen. Wenn auch von der modernen Hausforschung in vielen Zügen überholt und in der Sache so nicht zu treffend wie noch von Volkskundlern und Kunsthistorikern der Jahrhundertwende behauptet⁶², kann der sogenannte "hennebergische Fachwerkstil" mit seinen Gemeinsamkeiten mit dem übrigen Fränkischen wohl nicht ganz geleugnet werden. Die "Borlam", das Vordach über dem Hauseingang, ist eines seiner Charakteristika⁶³. Wir übergehen jetzt die in Bezug auf unser Thema leider immer noch zu wenig erforschten Bereiche wie ländliche Trachten, Sitten und Bräuche, in denen sich gewiß noch viele Gemeinsamkeiten entdecken ließen. Es sei dafür aber noch nachdrücklich auf die Mundart verwiesen, an der sich bis zum heutigen Tage – auch für jeden Laien und Fremden deutlich erkennbar – der vom Main bis zur Rhön- und Thüringer-Wald-Linie reichende alte Kulturraum zeigt, und zwar nicht nur in der weitgehenden Kongruenz des Lautstandes, sondern auch wortgeographisch und in zahlreichen durchgehenden syntaktischen Übereinstimmungen⁶⁴. Die Mundart war es auch, die den Leuten diesseits und jenseits der sich im November 1989 öffnenden Grenze das Sich-Wiederfinden erleichterte, und zwar mit der nach fast 50jähriger Trennung schon überraschenden Feststellung: die "da drüben" sprechen ja genauso wie wir! Auf die Mundart verweisen deshalb auch immer hiesige traditionsbewußte Franken, wenn man sie ethnisch falsch einstuft. Der aus Heßberg bei Hildburghausen stammende Dichter Gustav Grimm (1885–1961) hat das in der Sprache seines Heimatdorfes auf folgende Formel gebracht:

M'r nennt uns öft Thüringer,
m'r nennt uns öft Sachsn,
doch unner Zunga
is fränkisch gewachsn.⁶⁵

Mit Gustav Grimm haben wir nun schon eine kulturtragende Schicht aus Kunst und Wissenschaft berührt, die seit dem vorigen Jahrhundert ganz bewußt an die alte Gemeinsamkeit anknüpfte und diese hochzuhalten versuchte, wobei die Geschichtsvereine eine besonders wichtige Rolle spielten. Ludwig

Bechstein in Meiningen und Carl Gottfried Scharold in Würzburg, die Begründer des Hennebergisch-altertumsforschenden Vereins und des Historischen Vereins von Unterfranken, die in dem Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsverein und den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte mündeten, haben diesbezüglich enge Kontakte unterhalten, ebenso Georg Brückner, Bechsteins Nachfolger im Vereinsvorsitz, der in stetem geistigen Austausch mit unterfränkischen Historikern wie Johann Wilhelm Rost in Königshofen oder Franz Georg Benkert in Würzburg stand und darüber hinaus wie Bechstein zahlreiche Beziehungen zu anderen unterfränkischen Gelehrten und Künstlern unterhielt⁶⁶. Um die Jahrhundertwende war es vor allem Eduard Fritze, wie Brückner ebenfalls Nachfolger Bechsteins im Amt des Vereinsvorsitzenden, der ganz leidenschaftlich zur Traditionspflege gemeinsamer fränkischer Geschichte aufrief⁶⁷. 1920 trat schließlich auch der Frankenbund mit gleicher Zielsetzung auf den Plan, besonders nachdem Werner Hoßfeld, ebenfalls ein führendes Mitglied des Hennebergisch-altertumsforschenden Vereins, der sich seit 1935 ganz bewußt Hennebergisch-Fränkischer Geschichtsverein nennt, Frankenbündgruppen in Römhild und Meiningen gegründet hatte, zu denen noch eine weitere in Hildburghausen kam⁶⁸. Wir haben mit der Wiedergründung des HFG die durch die SED-Herrschaft unterbrochenen Kontakte sofort wieder aufgenommen. Die Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte und die Historische Gesellschaft Coburg standen gewissermaßen als Paten bereit, als am 11. März 1990 im Brahm-Saal des Schlosses Elisabethenburg in Meiningen der alte hennebergische Geschichtsverein wieder erstand, und sehr schnell wurden auch die Beziehungen zum Frankenbund neu hergestellt und zu einer gegenseitigen korporativen Mitgliedschaft geführt. Mit dem 31. Fränkischen Seminar vom 11. bis 13. Oktober 1991 auf Schloß Schney, das unter dem Thema "Hennebergisch-Fränkisches Land" stand und in enger Zusammenarbeit mit dem HFG durchgeführt wurde, setzte der Frankenbund, der auch hier schon wieder einige Ortsgruppen hat, ein erstes großes Zeichen⁶⁹, und der heutige Bundestag

in Meiningen ist ein weiteres, das uns hoffen läßt.

Damit schließt sich der Kreis, und wir kehren zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück. Obwohl das Thema in der Kürze der Zeit keineswegs erschöpfend behandelt werden und Vieles nur angedeutet werden konnte, ist wohl die Frage beantwortet, warum der Frankenbund in Meiningen tagt. Es geht hier nicht um eine im Überschwang der Gefühle angeheizte Frankomanie, die die Beziehungen und Verflechtungen dieser Region zu Thüringen übersehen läßt, es geht auch nicht um die Renaissance eines antiquierten, überzogenen Stammesbewußtseins, das Grenzen schafft, anstatt Grenzen abzubauen, sondern es kommt uns auf das aus dem Wissen um die gemeinsame Vergangenheit gespeiste Gefühl der Zusammengehörigkeit an, das, indem es uns zu uns selber finden läßt, auch die Brücke zum Nachbarn schlägt, und in diesem Sinne geht es um die Aufdeckung verschütteter geschichtlicher Wahrheiten und deren Anerkennung in aller Nüchternheit und Klarheit, es geht um die Pflege und Erhaltung fränkischen Kulturguts zur Bereicherung des geistigen Lebens aller Bundesländer, in denen das Fränkische seine tiefen Wurzeln hat und seine Farbe einbringen möchte in das bunte Mosaik deutscher und europäischer Kultur.

Anmerkungen

¹ Bearbeitete Fassung des Festvortrages zum 64. Bundestag des Frankenbundes am 8. Mai 1993 in Meiningen.

² Zum Problem an sich habe ich mich bereits in folgenden Veröffentlichungen geäußert: Rede zur Neugründung des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins am 11. März 1990 im Schloß Elisabethenburg zu Meiningen, Würzburg 1990. – Geschichte des Henneberger Landes zwischen Gräbelfeld, Rennsteig und Rhön, Hildburghausen 1992. – Das Henneberger Land – eine Brücke zwischen Franken, Thüringen und Hessen. Betrachtungen zur Identität einer Region. In: Frankenthaland 1992, Heft 7. – Der fränkische Charakter des Henneberger Landes war aber nicht Hauptgegenstand dieser

Arbeiten und ist folglich dort nur untergeordnet und nicht systematisch dargelegt. In dem Versuch, dies hier – auch mit größerer Ausführlichkeit – nachzuholen, wird dennoch keine Vollständigkeit aller Gesichtspunkte angestrebt, zumal noch viele Forschungsergebnisse ausstehen.

³ Störmer, Wilhelm. Im Karolingerreich. In: Unterfränkische Geschichte. Hg. v. P. Kolb und E.-G. Krenig. Bd. 1, Würzburg 1989, S. 153.

⁴ Rosenstock, Dirk und Wamser, Ludwig. Von der germanischen Landnahme bis zur Einbeziehung in das fränkische Reich. In: Ebenda, S. 15-90.

⁵ Vgl. z. B. die Beiträge im Bd. 69, Heft 3 des Archivs des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. (weiterzitiert: AU 69), Würzburg 1934. Ihnen verdanke ich einige Anregungen zu dieser Arbeit.

⁶ Ausführlich zu diesem Problem vgl. den Aufsatz des Vf. in Frankenthaland 1992, Heft 7, s. Anm. Nr. 2.

⁷ Schlesinger, Walter. Die Entstehung der Landesherrschaft. Untersuchungen vorwiegend an mitteldeutschen Quellen. 1. Teil. Dresden 1941, S. 42-44. – Derselbe, Thüringen im Fränkischen Reich. In: Geschichte Thüringens, hg. v. H. Patze und W. Schlesinger, 1. Bd., Köln Wien 1985, S. 337-342.

⁸ Rosenstock/Wamser, S. 74-80. – Wamser, Ludwig. Eine thüringisch-fränkische Adels- und Gefolgschaftsgrablage des 6./7. Jahrhunderts bei Zeuzleben. In: Mainfränkisches Jahrbuch 36, Würzburg 1984, S. 1-20.

⁹ Ihr stimmt zuletzt auch Heinrich Wagner zu in: Mellichstadt (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken, Reihe I, Heft 29), München 1992, S. 17.

¹⁰ Donat, Peter. Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des oberen Werragebietes. Phil. Diss., Maschinoskript, Jena 1965, S. 137-139.

¹¹ Der Begriff "fränkische Staatskolonisation" ist noch lange nicht vom Tisch, wie Dieter Rödel in seiner Besprechung meiner "Geschichte des Henneberger Landes" (s. Anm. Nr. 2) im "Frankenthaland" 1992, Heft 8, S. 293 meint. Man vgl. z. B. erst neuerdings wieder Eike Gringmuth-Dallmer. Frühmittelalterlicher Landesausbau in Thüringen und Hessen. Ein Vergleich. In: Aspekte thüringisch-hessischer Geschichte. Hg. v. M. Gockel, Marburg 1992, S. 72. – Was im gleichen Zusammenhang die Bezeichnung der Bauern als "Königsfreie" betrifft, mit der

- mir der Rezensent unreflektierten Umgang mit teilweise veralteter Sekundärliteratur nachweisen möchte, sei klargestellt, daß hier etwas unterstellt wird, was so überhaupt nicht in dem Buch steht. Die ältere Lehrmeinung bezüglich der Königsfreien wird vielmehr mit deutlichem Abstand im Konjunktiv referiert und abschließend in Frage gestellt (S. 17f.). Eine ähnliche Bewandnis hat es auch mit der übrigen Kritik des Rezensenten, die u. a. auf bloßen Behauptungen, falsch wiedergegebenen und aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten aufgebaut ist und der sachlichen Grundlage entbehrt. Ich nutze die Gelegenheit, mein Befremden darüber auszudrücken.
- 12 Vgl. z. B. Hucke, Hermann. Der Hennebergische Sprachraum. In: *Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins*, Meiningen 1939, S. 3-10. – Bracke, H. *Der Hennebergische Sprachraum*. Diss. Phil. Maschinoskript, Jena 1967.
- 13 Den gegenwärtigen Forschungsstand und die umfangreiche Literatur mit z. T. sehr konträr geführter Diskussion haben D. Rosenstock und L. Wamser im Bd. I der *Unterfränk. Gesch.* S. 71-74 zusammengefaßt.
- 14 Schlesinger, Landesherrschaft, S. 62. – Donat, S. 140. – Gringmuth-Dallmer, S. 72 ff.
- 15 Trotz einiger Korrekturen durch die neuere Forschung am überschaubarsten immer noch bei Bosl, Karl. *Franken um 800. Strukturanalyse einer fränkischen Königsprovinz*. 2. Aufl., München 1969.
- 16 Wenn in Einzelzügen auch überholt, zusammenfassend bei Schlesinger, *Landesherrschaft*, S. 58-83 dargestellt. Man vergleiche besonders Schlesingers abschließende Feststellung S. 83.
- 17 Zickgraf, Eilhard. *Forschungen zur Geschichte der Wildbänne und alter Grenzen im Gebiet der Grafschaft Henneberg-Schleusingen*. In: *Jahrbuch des Henneberg-Fränkischen Geschichtsvereins*, Meiningen 1939, S. 15f. u. Kartenbeilage.
- 18 Henning, Eckart. *Die gefürstete Grafschaft Henneberg-Schleusingen im Zeitalter der Reformation* (= *Mitteldeutsche Forschungen* 88), Köln Wien 1981, S. 5-10. – Wagner, Heinrich. *Herkunft und Frühzeit der Grafen von Henneberg*. In: *Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins*, Kloster Veßra/Meiningen 1991, S. 23-38.
- 19 Henning, S. 7-9. – Herde, Peter. *Das staufische Zeitalter*. In: *Unterfränk. Gesch.* I, S. 335-346.
- Schmidt, Günther. *Das würzburgische Herzogtum und die Grafen und Herren von Ostfranken* (= *Quellen u. Studien zur Verfassungsgesch. des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit*, hg. v. K. Zeumer V/2), Weimar 1913.
- 20 Füsslein, Wilhelm. *Berthold VII. Graf von Henneberg*. Aus dem Nachlaß hg. v. E. Henning (= *Mitteldeutsche Forschungen*. Sonderreihe: *Quellen und Darstellungen in Nachdrucken* 3), Köln Wien 1983, S. 447-451.
- 21 Schmidt, S. 64.
- 22 Schultes, Johann Adolph von. *Diplomatische Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg, Hildburghausen 1788-1791*, Teil I, S. 69-71.
- 23 Henning, S. 18f. – Schultes I, S. 381f.
- 24 Z. B. Thür. Staatsarchiv Meiningen, GHA, Sect. III Nr. 222.
- 25 Z. B. Hertel, Ludwig. *Hennebergische Geschichte*. In: *Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Gesch. u. Landeskunde* 51, Hildburghausen 1905, S. 538.
- 26 Meyer, Otto. In der Harmonie von Kirche und Reich. In: *Unterfränk. Gesch.* I, S. 225.
- 27 Zickgraf, Eilhard. *Die gefürstete Grafschaft Henneberg-Schleusingen. Geschichte des Territoriums und seiner Organisation* (= *Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau* 22), Marburg 1944, S. 100f.
- 28 Schultes, *Dipl. Gesch.* II, *Urkundenbuch* S. 364-376 Nr. 248.
- 29 Zickgraf, *Grafschaft Henneberg-Schleusingen*, S. 123f. Es trifft jedoch nicht zu, daß 1586 alle würzburgischen Ansprüche abgelöst worden seien, wie Zickgraf meint.
- 30 Walch, Ernst Julius. *Historische, statistische, geographische und topographische Beschreibung der Königlich- und Herzoglich-Sächsischen Häuser und Lande überhaupt und des Sachsen-Coburg-Meiningischen Hauses und dessen Lande insonderheit*, Nürnberg 1811, S. 66-69.
- 31 Kaufmann, Hans Heinrich. *Der Gedanke fränkischen Gemeinschaftsgefühls in Politik und Geschichte des fränkischen Reichskreises*. In: *AU* 69, S. 228f.
- 32 Höhn, Alfred. *Die Grafschaft Henneberg im Spiegel kartographischer Zeugnisse*. In: *Jahrbuch der Coburger Landesstiftung* 1990, S. 77-92.

- ³³ Schultes, Dipl. Gesch. II, S. 341f.
- ³⁴ Kaufmann, S. 194f.
- ³⁵ Wölfing, Günther. Kurze Geschichte des Klosters Veßra. In: Hennebergisches Museum Kloster Veßra 1993, S. 11f.
- ³⁶ Bibra, Wilhelm Freiherr von. Beiträge zur Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Bibra, München 1880-1882. – Schaumberg, Oskar Freiherr von. Grundzüge des uradelig fränkischen Geschlechts von Schaumberg. In: Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningsche Geschichte und Landeskunde 77, Hildburghausen 1918, S. 1-16.
- ³⁷ Vgl. z.B. Hübner, Rolf. Die Entwicklung des Meininger Textilgewerbes während des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. In: Südthüringische Forschungen 17, Meiningen 1982, S. 65-73. – Schaper, Christa. Die Hirschvogel von Nürnberg und ihr Handelshaus (= Nürnberger Forschungen, hg. vom Ver. f. Gesch. der Stadt Nürnberg 18), Nürnberg 1973, u. a. S. 173, 234. – Zwischen Rennsteig und Sonneberg. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten von Lauscha, Steinach, Schalkau und Sonneberg, Berlin 1986, u. a. S. 12.
- ³⁸ Zwischen Rennsteig und Sonneberg, S. 166f. – Ender, Armin. Alte Straßen- und Wegeführungen im Raum Meiningen. In: Urgesch. u. Heimatforschung, hg. v. Museum f. Ur- u. Frühgesch. Thüringens 24, Weimar 1987, S. 52-62. – Koch, Ernst. Eine alte Straße aus Thüringen nach Franken und Hessen. In: Zeitschr. d. Ver. f. Thür. Gesch. u. Altertumskunde, Neue Folge 23, Jena 1918, S. 55-77. – Fischer, Waldemar. Die Coburger Geleitstraßen zu Beginn des 16. Jahrhunderts. In: Ebenda 33, Jena 1939, S. 383-429.
- ³⁹ Vgl. auch Meyer, Otto. Ochsenfurt – an einer alten Europa-Straße. Ochsenfurt o.J.
- ⁴⁰ Hier: Hennebergisches Urkundenbuch, hg. v. Georg Brückner, 3. Teil, Meiningen 1857, S. 13 Nr. 25, Urk. von 1359 März 26.
- ⁴¹ Weschke, J. Münzen, Maße, Gewichte. In: Einführung in die Heimatgeschichte, hg. v. H. Mohr und E. Hühns, Berlin 1959, S. 109.
- ⁴² U. a.: Engel, Wilhelm. Wirtschaftliche und soziale Kämpfe in Thüringen (insonderheit im Herzogtum Meiningen) vor dem Jahre 1848 (= Zeitschrift d. Ver. f. Thür. Gesch. u. Altertumskunde, Beiheft 11), Jena 1927. – Schlesinger, Landesherrschaft, S. 75 – 128. – Neuere Arbeiten z. B.: Jäger, Helmut. Huben, Lehen, Güter und verwandte Einheiten in Franken. In: Probleme der genetischen Siedlungsforschung, Bd. 1, Protokoll der Vorträge u. Diskussionen des Symposiums anläßl. des 100. Geburtstag v. O. Schluter am 6. u. 7. April 1973 in Marburg, Göttingen 1974. – Derselbe. Die Agrarlandschaft. In: Unterfränk. Gesch., Bd. 2, Würzburg 1992, S. 476-480. – Steidle, Hans. Die Entstehung der frühmittelalterlichen Gesellschaft in Ostfranken (= Mainfränkische Studien 46), Würzburg 1989.
- ⁴³ Lütge, Friedrich. Die mitteldeutsche Grundherrschaft. Untersuchungen über die bäuerlichen Verhältnisse (Agrarverfassung) Mitteldeutschlands im 16.-18. Jahrhundert, Jena 1934.
- ⁴⁴ Hofmann, Michel. Die Nordgrenze des mainfränkischen Rechtsgebietes. In: AU 69, S. 143f.
- ⁴⁵ Siehe dieselbe z.B. bei Patze, Hans / Heß, Wolfgang. Verfassungs- und Rechtsgeschichte im hohen und späten Mittelalter. In: Geschichte Thüringens, hg. v. H. Patze u. W. Schlesinger, 2. Band, 1. Teil, Köln Wien 1974, S. 215-382.
- ⁴⁶ Schmitt, Fritz. Ländliche Rechtsverhältnisse in Nordfranken nach Weistümern und Dorfordinungen. In: AU 69, S. 151-185.
- ⁴⁷ Z.B. verkauft 1343 Dezember 21 Friedrich Kieseling dem Kloster Veßra Äcker zu Oberstadt und übergibt sie "mit hant und mit halme". (Staatsarchiv Magdeburg, C5 Nr. 139).
- ⁴⁸ 1100 Februar 5 läßt Otto von Schweinfurt der magdeburger Kirche sein Gut u. a. in Gleichamberg bei Römhild "legitima Francorum consuetudine" auf. (Dobenecker, Otto. Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae, Bd. 1, Jena 1896, S. 210f, Nr. 989). – 1336 April 11 versetzt Heinz von Exdorf dem Kloster Veßra eine Hube in der Wüstung Gertlers, wie es "reicht ist in deme lande zu Franken." (Staatsarchiv Magdeburg C5 Nr. 97).
- ⁴⁹ Hofmann, S. 147-149. – Gunkel, Alfred. Die Städte des ehemaligen Herzogtums Sachsen-Meiningen. Abriß ihrer Verfassungsgeschichte, Zeulenroda 1934, S. 13f. – Dirian, Hans Wilhelm. Über das Schweinfurter Stadtrecht und seine Verbreitung. In: Gedenkjahr der Stadt Schweinfurt 1954. Wissenschaftliche Festgabe 700 Jahre Schweinfurt 1254-1954, Schweinfurt 1954, S. 53-97.
- ⁵⁰ Schmitt, Fritz, S. 185.
- ⁵¹ Darauf weist schon Paul Schöffel hin: Die kirchliche Organisation Nordfrankens im Mittelalter. In: AU 69, S. 134.

- ⁵² Ebenda, S. 133.
- ⁵³ Dünninger, Josef. Bemerkungen zu Sprache und Volkstum im ostfränkischen Kulturraum. In: AU 69, S. 189.
- ⁵⁴ Hintzenstern, Herbert von. Von Würzburg nach Bibra. Riemenschneideraltäre in Thüringen. Berlin 1987.
- ⁵⁵ Wölfling, Günther. Wasungen. Eine Kleinstadt im Feudalismus vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Weimar 1980, S. 91, 111.
- ⁵⁶ Wiegand, Winfried. Die Vischer-Grabmäler für Henneberger Grafen in der Stiftskirche zu Römheld. In: Frankenland 1992, Heft 7, S. 240-248.
- ⁵⁷ Derselbe. Der Marienaltar in der Stadtkirche zu Themar. In: Bildende Kunst, 1985, Nr. 5, S. 218-220.
- ⁵⁸ Hintzenstern, Herbert von. Der Kreuzaltar in Gräfentonna. Berlin 1957.
- ⁵⁹ Wölfling, Veßra, S. 8, 13, 16.
- ⁶⁰ Ebenda, S. 20.
- ⁶¹ Badstübner, Ernst. Die Prämonstratenser-Klosterkirche zu Veßra in Thüringen (= Corpus der romanischen Kunst Mitteldeutschlands, Reihe A, Bd. 1), Berlin 1961, S. 73 ff.
- ⁶² Z. B. Fritze, Eduard. Fränkisch-thüringische (althennebergische) Holzbauten, Meiningen 1892. – Derselbe. Dorfbilder. Meiningen 1906.
- ⁶³ Vgl. auch Dünninger, S. 187.
- ⁶⁴ Ebenda, S. 186-189. S. auch Anm. Nr. 12.
- ⁶⁵ Wälder, Felder, Bergeshöhn. Eine Anthologie Thüringer Mundartdichtung. Hg. v. H. Sperschneider. Leipzig 1968, S. 85, 270.
- ⁶⁶ Vgl. auch Josef Friedrich Abert in seinem Vorwort zur Aufsatzsammlung "Der fränkische Kulturraum. A Der Norden" (= AU 69), S. 119.
- ⁶⁷ Vgl. dazu meine Rede zur Wiedergründung des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins, a. a. O. S. 15 f.
- ⁶⁸ Paschke, Hans. Der Frankenbund. Geschichte – Wirksamkeit – Organisation, Würzburg 1963, S. 9 ff., 32 ff.
- ⁶⁹ Referate in: Frankenland, 1992, Heft 7.

Hans Steidle

Ostfranken von 500 bis 800 – eine europäische Region im frühen Mittelalter

1. Was heißt europäische Geschichte?

"Franken – eine europäische Region", diese Aussage erscheint mehr als selbstverständlich angesichts der topographischen Lage unserer Region im Herzen Europas. Die Vielgestaltigkeit Frankens in landschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht, gewachsen in einer mehr als tausendjährigen Entwicklung, scheint Franken zu einer typisch europäischen Region zu prädestinieren, da Europa durch die Vielfalt seiner Völker und Kulturen, deren Gegen- und Miteinander gekennzeichnet ist. Wie gerade diese Vielschichtigkeit sich zu einer typisch europäischen Symbiose in regionaler Eigenständigkeit verdichtet, läßt uns heute noch der Bau

der Würzburger Residenz wahrnehmen, ein wahrhaft europäisches Unternehmen von den Stilrichtungen und beteiligten Künstlern her, im Ergebnis ein Meisterwerk europäischen Barocks und dennoch zugleich das Hauptwerk der fränkischen Schloßbaukunst.

Europäische Geschichte und Kultur stellen jedoch keine unbestrittene Tatsache dar, sondern müssen beschrieben werden als ein langer Entwicklungsprozeß, der von gemeinsamen geschichtlichen Bewegungen ausgeht, schrittweise über verschiedene Stufen und Ausprägungen – auch sehr widersprüchlicher Art – sich im europäischen Raum verbreitete und schließlich ab 1500 über diesen hinausgriff. Dennoch stellt sich heute verstärkt die

Frage nach der Einheit oder der Vielfalt der europäischen Geschichte und Zivilisation. Hinter dem Begriff "Europa" haben sich schon zu viele unterschiedliche Interessen und Konzepte verborgen, als daß er unproblematisch als historischer Ordnungsbegriff einzusetzen sei. Gleiches gilt natürlich auch für "europäische Zivilisation", "europäische Identität", "europäische Einheit". Nebenbei gesagt, ist nicht einmal der Begriff Franken für die frühmittelalterliche Epoche unproblematisch.

Absicht dieses Aufsatzes ist es, die Entwicklung Frankens, des weiteren Einzugsgebiet des Maines, als einer europäischen Region im frühen Mittelalter zu skizzieren. Wir werden nachvollziehen, wie die Region, die ich gemäß dem historischen Sprachgebrauch für das frühe Mittelalter "Ostfranken" nenne, schrittweise in die Herausbildung einer westeuropäischen Zivilisation einbezogen wurde, zu deren tragenden Regionen Ostfranken um 800 zählte.

Ich möchte zunächst den Begriff der "westeuropäischen Zivilisation" klären. Ich halte nichts davon, einen unspezifischen europäischen Geschichtsbegriff zu verwenden, der pauschal alles zusammenfaßt, was historisch auf unserem Kontinent geschehen ist. Die politische Enttäuschung darüber, daß nach der osteuropäischen Revolution 1989 kein friedliches Zusammenwachsen demokratischer Staaten zum "gemeinsamen Haus Europa" stattfand, hat allgemein und im Diskurs der Historiker die Augen für alte europäische Kontinuitätslinien geöffnet. Der Franzose Rémi Brague, der der Tradition des "römischen Wegs" in der europäischen Geschichte nachgeht, hat verschiedene Brechungen in der Entwicklungsgeschichte der europäischen Zivilisation vorgestellt, um deren Vielfalt und Gemeinsamkeit zu erklären:

- a) zwei west-östliche kulturelle Brechungen, die der Antike von Griechen und Barbaren, die mittelalterliche von oströmischer Orthodoxie und römischem Katholizismus,
- b) und zwei nord-südliche Brechungen: Islam und Christenheit, Katholizismus und reformierte Konfessionen.

Somit erscheint europäische Geschichte als Prozeß historischen Zusammenwachsens

und Trennens, in dem sich auch der Typus der westeuropäischen Zivilisation herausbildet¹⁾.

Hierzu stellt der Ungar Jano Szücs in seinem viel beachteten Essay "Die drei historischen Regionen Europas" von 1990 zwei expansive europäische Zivilisationsmodelle mit der Trennlinie von Elbe und Leitha gegenüber: "Europa occidentalis" und "Europa orientalis". Europa occidentalis sieht er gekennzeichnet durch Merkmale wie:

- den Dualismus von spiritueller und säkularer Gewalt
- die frühe Blüte der mittelalterlichen Städtewelt
- die Entwicklung von bürgerlichen Zivilgesellschaften, die zur Idee der demokratischen, auf den Menschenrechten aufbauenden Staatlichkeit führen;

Im Kontrast dazu "Europa orientalis":

- die Kontinuität von Leibeigenschaft und Servilität
- die Kontinuität und Stärkung der Autokratie
- die Unterordnung der geistlichen Hierarchie unter die weltliche Gewalt, also der "Cäsaropapismus".

Zwischen den beiden konträren Zivilisationsmustern sah er unter anderem sein Heimatland Ungarn, aber auch das gesamte Ostmitteleuropa²⁾. Liegt hier nicht ein etwas vereinfachendes Schwarz-Weiß-Modell vor, das seiner spezifischen Erfahrung als oppositioneller Intellektueller in einem kommunistischen Land entsprang Kann man Krieg, Barbarei, totalitäre Diktatur, die jüngste deutsche Geschichte entlastend, einfach einem negativ bewerteten osteuropäischen Zivilisationsmodell zurechnen? Stellen sie nicht auch integrale Bestandteile gerade der westeuropäischen Geschichte dar?

Natürlich, aber die jüngsten Beiträge zur europäischen Geschichtsinterpretation legen den Schluß nahe, daß wir von einer westeuropäischen Zivilisation mit distinkten Merkmalen auszugehen haben, in deren Entwicklungsprozeß auch die ostfränkische Region im frühen Mittelalter einbezogen ist, ja in deren Entfaltung sie schrittweise hineinwuchs. Natürlich finden wir im Mittelalter bereits intensive europaweite Zusammenhänge, die

sich in der jüngsten Zeit zu einer gemeinsamen europäischen Geschichte verdichten. Deswegen lohnt sich der Blick auf die Anfänge dieser Zivilisation in unserer Region, in der eindeutige Präformationen der Gegenwart vorgenommen wurden, die sich heute noch auswirken könnten.

2. *Der westeuropäische Neuanatz – Ostfranken an der Peripherie*

Ende des fünften Jahrhunderts ist das weströmische Reich in verschiedene germanische Nachfolgestaaten zerfallen, während im oströmischen Kaiserreich ein hellenistisch-christliches Reich als kultureller Großraum weiterbestand. Westeuropa fand allerdings einen neuen Ausgangspunkt in der fränkischen Reichsbildung unter Chlodwig. Dieser gewalttätige, barbarische Herrscher leitete durch seinen klugen Übertritt zum Katholizismus, militärische Erfolge, aber auch blutigen Terror das Zusammenwachsen der romanischen und germanischen Bevölkerung und deren alltäglicher und kultureller Lebensformen in Gallien ein. Vor allem jedoch gewann er die mächtige Organisation der galloromanischen Bischofskirche für sein Königtum und schuf damit die Grundlage für eine neue römisch-germanische Synthese.

Im Gegensatz zum Frankenreich baute das Staatswesen der Ostgoten in Italien auf Apartheid, Trennung von arianischer germanischer Herrenkaste und römisch-katholischer Bevölkerung auf. Die weitgespannte Diplomatie Theoderichs des Großen läßt zwar westeuropäische Dimensionen erkennen, umfaßte mit dem verbündeten thüringischen Königreich um 500 auch die ostfränkische Region, die zu diesem Königreich gehörte, konnte aber die militärische Expansion des Frankenreichs auf Dauer nicht verhindern. Deutlich wird zweierlei:

1. Die entwickelteren germanischen Staaten auf dem Boden des ehemaligen römischen Reiches nahmen Einfluß auf die rückständigen, barbarischen Stammesgesellschaften.
2. Mit dem Sieg des fränkischen Reichs gewann jenes Modell die Oberhand, das auf

dem Zusammenwachsen der römischen Zivilisation und der germanischen Stammesgesellschaft aufbaute. Von ihm ging die Entwicklung der westeuropäischen Zivilisation aus.

Der Untergang des Thüringerreiches um 530 ließ Ostfranken zu einer peripheren Region des Merowingereiches werden. Kennzeichnet waren die Mainlande zunächst dadurch, daß sie nicht den politischen und siedlungsmäßigen Schwerpunkt eines germanischen Stammes bildeten, sondern den Grenzraum zwischen Thüringern und Alemannen darstellten. Um auf die ostrheinischen Stammesgesellschaften, die eine ethnische und politische Zusammengehörigkeit aufwiesen, Einfluß zu nehmen, erwiesen sich die Mainlande als unverzichtbar für die fränkische Reichsgewalt. Nicht umsonst wurden die ethnisch und politisch locker strukturierten Mainlande ein Gebiet, in dem das salfränkische Recht Geltung erlangte und das den Namen des eroberten, reichsbildenden Stammes der Franken übernahm. Die benachbarten Stämme brachten es allerdings nicht alle zur politischen Einheit wie Bayern, sondern zerfielen in einen lockeren Verband von Kleinstämmen wie die Sachsen³⁾.

In einem frühmittelalterlichen Europa der Stämme und entsprechender Regionen bleibt Ostfranken zunächst ohne eigenes Profil und während des 6. Jahrhunderts auch nur locker an das merowingische Reich und dessen östlichen Reichsteil zurückgebunden. Daß hier eine aristokratisch regierte Bevölkerung mit einer strengen Hierarchisierung lebte, haben die Auswertungen des Gräberfeldes von Zeuzleben bei Schweinfurt ergeben. Die strenge hierarchische Anordnung der Gräber bestätigt dies. Die Pferdebestattungen und manche Grabbeigaben verweisen auf die Zugehörigkeit zur östlichen Reihengräberkultur und auf vorchristliche Praktiken im damaligen Ostfranken. Man hat mit guten Gründen diesen Gefolgschaftsverband dem Thüringerstamm zugewiesen, von dessen Siedlung in den nördlichen Mainlanden die Ortsnamen auf -leben und -ungen zeugen. Die frühen Grabplünderungen in Zeuzleben und den Abbruch der Nutzung des Friedhofes verweisen auf das Vordringen westslawischer Stämme-

seinheiten in den Ostteil Ostfrankens nach 600.

Die Westwanderung der Slawen ist ein langer, in den Einzelheiten schwer nachvollziehbarer Prozeß. Jedenfalls besaßen sie mit ihrer eigenen Sprache, eigenen heidnischen Götterheiten und ihren Stammesverbänden eine Stammeskultur, die sich von der fränkisch dominierten stark abhob. Als der fränkische Kaufmann Samo im Gebiet der Tschechischen Republik ein westslawisches Großreich begründete, ließ der militärische Konflikt mit dem damals von König Dagobert I. geeinten Merowingerreich nicht auf sich warten. Allerdings erlitt das fränkische Aufgebot 630 bei Wogastisburg eine empfindliche Niederlage, die ein Jahr später ein neustrisch-burgundisches Aufgebot ausgleichen konnte. Für die europäische Geschichte zeigt dieses Ereignis folgende Faktoren:

a) Ostfranken wird Teil der langen Grenzlinie zwischen der westeuropäischen, germanisch-romanischen Zivilisation und der osteuropäisch-slawischen Stammeswelt.

b) Der Typus slawischer Staatsbildung unter Einfluß von germanischen Kaufleuten, wie sie für Rußland prägend war, findet einen Vorläufer im Reich des Samo.

3. Ansätze einer regionalen Sonderentwicklung

Für Ostfranken wurde diese Grenzlage Ausgangspunkt, eine definite regionale Sonderentwicklung zu nehmen. Mit der Schaffung eines Herzogtums "Thuringia" und der Einsetzung des neustrischen Hochadeligen Radulf als Herzog waren die politischen Rahmenbedingungen geschaffen. Nach dem Typus des neustrischen Dukats war das Herzogtum "Thuringia" nicht auf einen Stamm, z. B. der Thüringer, bezogen, sondern auf ein Gebiet, das neben thüringischem Gebiet auch Mainfranken umfaßte. Die Besetzung und Verwaltung der machtvollen Herzogsstelle war schnell einbezogen in die weittragenden und wilden Fehden der merowingischen Reichsaristokratie. So erklärt sich der Vorstoß des austrischen Aufgebots unter Sigibert III. im Jahre 640 mit dem Versuch der frühen Ka-

rolinger und der austrasischen Adelpartei, ihre neustrisch-burgundischen Gegner zu entmachten. Das Unternehmen scheiterte nicht zuletzt an der Unterstützung, die Radulf durch die Mainzer Adligen erfuhr. Auf der Seite Radulfs stand auch Fara, ein Mitglied der Agilolfinger, der im Kampf gegen die frühen Karolinger fiel. Der Konflikt Karolinger-Agilolfinger reichte bis zum Ende des 8. Jahrhunderts, als Karl der Große den bayerischen Herzog Tassilo absetzte.

Die Einbeziehung in diese Auseinandersetzungen des Reichsadels zeigt, daß Ostfranken sicherlich nicht so stark abgeschnitten von den Verhältnissen westlich des Rheins war, wie das jüngst wieder dargelegt wurde⁴⁾. Personelle Verbindungen des Adels im 7. Jahrhundert legt die Adelsforschung nahe, während die Archäologie den wachsenden kulturellen Einfluß der Rheinlande um Mainz verdeutlicht.

Dennoch gab es im 7. Jahrhundert eine eigenständige regionale Entwicklung in Ostfranken. Obwohl die fragmentarische Überlieferung viele Denkmodelle ermöglicht, gehe ich von der institutionellen Kontinuität des mainfränkisch-thüringischen Herzogtums von Radulf auf die Herzöge der älteren Kiliansvita aus, die Hruodi, Heden I., Gozbert und Heden II. aufzählt. Wesentliche Aufgabe des Dukats war sicherlich die Auseinandersetzung mit der Slawenexpansion, was bereits Radulf erfolgreich gelang, weswegen er auch eine "königsgleiche" Position in seinem Amtsbezirk aufbauen konnte.

Das rekonstruierbare Herzogsgut um 700 zog sich von Würzburg über Hammelburg bis nach Erfurt und lag in enger Vermischung mit den Besitzschwerpunkten einiger führender Adelssippen. Diese waren wohl mit dem Herzoghaus eng verbunden und stellten im 9. Jahrhundert in den Mattonen und dem Tradentenkreis der Äbtissin Emhilt Mitglieder der regionalen Führungsschicht. Auch um Würzburg, besonders in der älteren linksmainischen Gemarkung, läßt sich die Vermischung von Herzogsgut und Adelsgut nachvollziehen. Das Castellum Wirtiburch wurde zu einem politischen Mittelpunkt des Dukats. Landesausbau beobachten wir in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts im Grabfeld.

Es könnte eine Siedlungsbewegung sein, die sich ebenso wie die Anlage der vielen Erdburgen in den Mainlanden gegen die Slawensiedlung richtete⁵⁾. Tatsache ist, daß im 9. und 10. Jahrhundert eine slawische Bevölkerung nachweisbar ist, die sich noch nicht gänzlich der fränkischen Mehrheit assimiliert und integriert hatte. Die Bistümer Würzburg und Bamberg wurden explizit auch als "Missionsbistümer" für die heidnische Slawenbevölkerung konzipiert.

4. Christianisierung und Europäisierung

Ende des 7. Jahrhunderts gerät diese periphere Grenzregion mit Verspätung in den Einflußbereich der irischen Missionswelle, der ersten der zwei großen frühmittelalterlichen westeuropäischen Missions- und Christianisierungswellen, die zur Ausbildung der westeuropäischen Religiosität führten. Auf Irland konnte sich wegen der insularen Isolation eine autochthone Religions- und Klosterkultur entfalten. Sie war geprägt durch Glaubensstrenge und Glaubenseifer, aber auch durch eine lockere Organisationsstruktur und einen persönlichen Individualismus. Kilian war einer der letzten irischen Glaubensverkünder auf dem Kontinent und er traf sicherlich nicht auf eine gänzlich heidnische Situation in Würzburg. Daß ein hoher fränkischer Würdenträger wie der mainfränkische Herzog und sein Gefolge nicht wenigstens dem Namen nach Christen und getauft waren, ist im ausgehenden 7. Jahrhundert kaum möglich. Anders die religiöse Praxis: daß die christlichen Lebensregeln nicht eingehalten wurden, besonders nicht im Sinne der strengen irischen Ethik, verdeutlicht der glaubwürdige Konflikt Kilians mit der Ehepraxis des Herzogshauses. Die Verwandtenehe von Gozbert und Geilana diente nach germanischer Auffassung der Sicherung des Familienbesitzes, war jedoch nach kanonischen Kirchenvorstellungen schlicht verboten. Kilian verfocht in diesem Konflikt die Autonomie der Kirche und ihrer religiösen Normen gegenüber den weltlichen Machthabern. Für die Unabhängigkeit der geistlichen gegenüber der weltlichen Gewalt, den Anspruch moralisch-spirituelle Führung war Kilian

bereit, mit dem Märtyrertod zu bezahlen. Damit tritt er dafür ein, daß Religion und Kirche nicht im Dienst des staatlichen Machthabers stehen, er wird Verfechter einer normativen religiösen Moral gegenüber der politischen Pragmatik. So verstanden wirkt auch die ältere Kiliansvita, deren historischer Informationsgrad im Detail wohl nicht sehr hoch zu veranschlagen ist, als ein glaubhaftes Dokument irischer Spiritualität⁶⁾.

Kilians religiöse Nachwirkung ist nicht nachweisbar, aber indirekt doch nachvollziehbar. Die ostfränkischen Herzöge versuchten nach seinem Tod eine regionale Kirchenorganisation im Sinne des Eigenkirchenwesens zu errichten. Die zwei Schenkungen Hedens II. an den zu Beginn des 8. Jahrhunderts wichtigsten angelsächsischen Missionar Willibrord, der dem Kloster Echternach als Abt vorstand, belegen diesen vergeblichen Versuch⁷⁾. Die Bonifatiusvita berichtet uns von dem Ende der beiden als sehr christlich bezeichneten Herzöge Theotbald und Heden: Sie fielen um 720 einem Aufstand in Thüringen zum Opfer, wo sie sich durch ihr tyrannisches Vorgehen Feinde gemacht hatten. Damit findet die regionale Sonderentwicklung in Ostfranken hin zu einer Stammesregion ein Ende, denn der regierende karolingische Hausmeier Karl Martell unterstellte die Grenzprovinz unmittelbar der Zentralgewalt, die durch jeweilige hohe Beauftragte das Land regierte. Intermediäre Gewalten duldeten der karolingische Machthaber nicht, der seinen Anspruch als christlicher Herrscher durch den Sieg über die arabischen Invasoren bei Tours und Poitiers festigte.

Nun war Ostfranken stärker in das fränkische Reich integriert. Der Ausbau des weitgestreuten Königsgutes erlaubte zwar nicht die Bezeichnung "Karolingische Königsprovinz" (Bosl), zeigt aber doch die Bedeutung Ostfrankens zwischen den noch nicht eroberten Stammesgebieten der Sachsen und Bayern. Als wichtiges Mittel der politischen Integration diente auch der Aufbau einer geordneten Kirchenorganisation, den der angelsächsische Missionar Bonifatius anstrebte. Auf mehreren Romreisen hatte sich Bonifatius die päpstliche Unterstützung gesichert und dem Papsttum, das zu dieser Zeit

seinen oströmischen Schutzherr verlor, einen neuen Schwerpunkt in der westeuropäischen Christianität gezeigt. Es entsteht nun jene religiöse Politik und politische Religiosität, die typisch für das westeuropäische Mittelalter wurde.

Die Wirksamkeit von Bonifatius und vielen angelsächsischen Mönchen und Nonnen führte zu einer Europäisierung des kirchlichen Lebens. Ostfranken lag im Mittelpunkt des angelsächsischen Reformwerks, das folgende Merkmale aufwies:

1. Die traditionell starke Romorientierung der angelsächsischen Kirche, die auch zu einer Unterordnung der fränkischen Kirche unter das Papsttum führte.
2. Der Aufbau einer geregelten Kirchenorganisation in Form der aus der Spätantike eingeführten Bischofskirche, besonders in Gebieten, in denen eine solche Tradition nicht bestand. Allerdings erwies sich von den drei Bistumsgründungen des Jahres 741 Erfurt, Büraburg und Würzburg nur das Mainbistum als lebensfähig. Hier war die gesellschaftliche Entwicklung genügend vorangeschritten, um die Grundlage für eine rationale Kirchenorganisation zu gewährleisten, die in sich das Erbe reichsrömischer Verwaltung und den Keim moderner Bürokratie trug.
3. Die Sorge für eine reformierte Religiosität und Spiritualität und schließlich damit in enger Verbindung
4. Die Verbreitung des benediktinischen Mönchtums.

Gerade in Ostfranken überstellten manche Adelige ihre Eigenklöster dem Bonifatius, gründete er neue Männer- und Frauenklöster und schließlich 744 das Kloster Fulda, das um 800 eine der großen mitteleuropäischen Kulturzentren darstellte. Sicherlich bildete das benediktinische Mönchtum zu dieser Zeit eine europaweite Kommunität, die durch ihre Aktivitäten in der Seelsorge, der Wirtschaft, in Wissenschaft und Kunst und die intensive Kommunikation unter den Klöstern zu einer kulturellen Integration der westeuropäischen Zivilisation beitrug. Gleichzeitig wird ihre Übertragung auf den mitteleuropäischen Raum vorbereitet. Nur am Rande sei ver-

merkt, daß die angelsächsischen Benediktiner und Benediktinerinnen wirklich europäische Persönlichkeiten waren, nicht nur von ihrer Bildung, sondern bisweilen von ihren persönlichen Erfahrungen und Reisen her, was das Leben des hl. Sola, des Gründers von Solnhofen, verdeutlicht.

Das Werk des Bonifatius, der seine Missionstätigkeit mit dem Fällen der Donar-Eiche, einem alten heidnischen Stammesmittelpunkt, begann, führte zur Errichtung einer möglichst gleichförmigen Kirchenordnung, die die ostfränkische Region in den Zusammenhang der romorientierten katholischen Kirche einfügte. Ohne die massive politische Unterstützung der karolingischen Hausmeier wäre das Reformwerk nicht möglich gewesen. Wie eng Religion und Politik miteinander verwickelt sind, wie stark aber auch das junge ostfränkische Bistum in die gesamteuropäischen politischen Zusammenhänge eingebunden war, zeigt uns die diplomatische Mission des ersten Würzburger Bischofs, des Angelsachsen Burkhard, im Jahre 750.

5. Bischof Burkhard's Wirken in europäischer und regionaler Hinsicht

Erst spät war Burkhard zu Bonifatius gestoßen und deswegen verwundert es auch, daß ihm das wichtige Bistum anvertraut wurde. Noch mehr müssen jedoch seine offensichtlich guten Kontakte zu den Hausmeiern Pippin und Karlmann einerseits, zum Papst Zacharias andererseits verwundern. Die Annahme, daß er lange Zeit im Kloster Echternach bei Willibrord verweilt habe, würde jedoch nicht nur den Kontakt zu den Hausmeiern, sondern auch Kenntnisse über die Verhältnisse in Ostfranken erklären. Burkhard verdankt das junge Bistum in zweifacher Hinsicht eine frühe Festigung:

1. Durch eine großzügige Ausstattung ermöglichten die mit dem Bistum befreundeten Hausmeier die wirtschaftliche und pfarreimäßige Lebensfähigkeit der völlig voraussetzungslosen neuen Kirchenprovinz.
2. Durch die Begründung und Durchsetzung des Kilianskultes verzichtete Burkhard auf

die Einführung römischer Reliquien und den Import eines Bistumsheiligen. Kilian konnte als lokaler Märtyrer nicht nur den Rang des Bistums erhöhen, er wurde zu einer religiösen und spirituellen Integrationsgröße der ostfränkischen Region, die somit eine religiöse Identität gewann⁸⁾.

Soweit zum wachsenden Profil der ostfränkischen Region. Nun zur europäischen Dimension: Pippin schickte den Würzburger Bischof zusammen mit dem Abt Suger von St. Denis zu Papst Zacharias, um dessen Unterstützung für die Absetzung des merowingischen Marionettenherrschers zu erhalten. Zacharias signalisierte seine Zusage und 751 erfolgte die Inthronisation Pippins. Burkhard hatte somit zu einem zentralen Ereignis der frühen westeuropäischen Geschichte beigetragen. Die fränkischen Herrscher rückten mit diesem Ereignis in die Position der Schutzherrn des Papsttums und damit der westlichen Christenheit. Der Papst leitete aus diesem Akt seine geistliche Überlegenheit über die weltlichen Herrscher ab. Mit der Kaiserwürde für Karl den Großen im Jahre 800 wurde der Dualismus von weltlicher und geistlicher Gewalt auf eine neue Ebene gestellt. Die *Renovatio Imperii Romani* ist als bewußte Aufnahme der römischen Kaiserwürde und Absage an die oströmische Kaisertradition zu werten.

6. Ostfranken – integrierter Teil eines europäischen Großreichs

Ein Element der karolingischen Herrschaft war die permanente Kriegsführung. Die beutelüsterne, kriegerische fränkische Aristokratie war offensichtlich nur durch dauernde Eroberungskriege von häufigen Verschwörungen und Empörungen gegen den Herrscher abzulenken. Dies beweist letztendlich die relative innere Schwäche des neuen Kaiserreichs, das anders als das römische Imperium trotz Bemühungen keine institutionelle und infrastrukturelle Stabilität besaß. In Ostfranken kann man im Herbst 793 ein einmaliges großtechnisches Projekt beobachten, das die Verbindungswege im Reich verkürzen sollte. In der Nähe von Weißenburg sollte zwischen

der Rezat und der Altmühl ein Kanal eine schiffbare Verbindung herstellen, die eine europäische Wasserstraße vom Rhein zur Donau ermöglicht hätte. 6000 Schanzarbeiter, mehrere tausend Hilfsarbeiter gruben monatelang einen 1500 Meter langen Graben, der an der Sohle 30 Meter, an der Dammkrone 90 Meter breit war. Trotz aller gigantischen Anstrengungen scheiterte das Werk, die technischen Bedingungen waren nicht gegeben. Die technischen Grenzen deuten auch die zivilisatorischen Schranken an, die eine intensive Integration des Großreichs verhinderten und im 9. Jahrhundert zur erneuten politischen Regionalisierung, dem Zerfall des Großreichs führten. Andererseits erkennt man an diesem Großprojekt die Bedeutung, die Ostfranken gegen Ende des 8. Jahrhunderts gewann. Der Schwerpunkt der fränkischen und karolingischen Reichsgewalt verlagerte sich nach Osten, Ostfranken bildete nun keine periphere Provinz mehr⁹⁾.

Außerdem wirkte sich die feste Zugehörigkeit zum Reich Karls des Großen auch in den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Mainlande aus. Mehrere große Villikationen, zersplitterte Großgrundbesitzungen, fanden ihre Streuung über das gesamte Ostfranken: Würzburg, Fulda und das Königsgut. Die beiden letzteren waren überregional verbreitet und trugen durch ihre Bemühungen um eine übersichtliche Rentenstruktur zur Schaffung breiter feudalabhängiger Bauernschichten bei. Ein fuldisches Inventar von 825 läßt durch eine große Anzahl von Begriffen für abhängige Bauerngruppen die Vielschichtigkeit der regionalen Bauernbevölkerung erkennen, die sich von der einheitlichen Benennung in den großen westfränkischen Urbaren, aber auch denen von Lorsch und Prüm abhebt. Andererseits erkennt man deutlich die Bemühungen der fuldischen Güterverwaltung, zwei verschiedene Typen von abhängigen Bauern zu schaffen: einen gehobenen Typus, der in grundherrlicher Abhängigkeit den Freien, Liten und Kolonen entsprach; und einen unfreien Typus, der zu dreitägigem Frondienst verpflichtet war. In den süddeutschen Besitzungen des Klosters Fulda, und wir müssen von einer unvollständigen Erfassung des Gesamtbesitzes ausge-

hen, lebten nach meiner Schätzung zwischen 7500 und 10000 Menschen. Kein Wunder, daß sich Fulda wie das Königtum und die westeuropäischen Klöster um die rationale Neuorganisation und die schriftliche Verwaltung bemühte – auch dies eine westeuropäische Errungenschaft. So zeigt die Analyse der karolingischen Wirtschaftsquellen einerseits regionale Schichtungen, andererseits auch das Übergreifen westeuropäischer Sozial- und Wirtschaftsformen, die man mit dem Begriff Feudalisierung bezeichnen kann¹⁰⁾.

7. Ostfranken – *eine europäische Kulturregion*

Ostfranken stellte nicht nur politisch eine mitteleuropäische Kernregion dar, auch auf kulturellem Niveau wird die "Europäisierung" sichtbar. Das fränkische Reich umfaßte mit Ausnahme der britischen Inseln alle wichtigen Gebiete der westeuropäisch-katholischen Christenheit. Der Hof Karls des Großen wurde zu einem Ort bedeutender kultureller Kreativität und Integration verschiedener regionaler Richtungen. Mit dem Begriff "karolingische Renaissance" wird nicht nur die kulturelle Blüte der Epoche, sondern auch die neu einsetzende Auseinandersetzung mit der antiken Zivilisation bezeichnet. In den beiden ostfränkischen Kulturzentren Fulda und Würzburg läßt sich hierfür eine eigenständige, jedoch auch typische Ausformung der kulturellen Tätigkeit finden.

Wenden wir uns zunächst der Würzburger Domschule und ihrer Bücherei zu, von der in einem nordfranzösischen Codex ein zweispaltiges Buchverzeichnis aus dem Jahre 800 erhalten ist, das mehr als 36 Einzelmaterien umfaßte. Drei Besonderheiten heben die Bücherei und die erhaltenen Exemplare in europäischen Rang: der Reichtum an frühestem angelsächsischem Schrifttum, der qualitative und quantitative Bestand und einige besonders hochwertige Prachthandschriften¹¹⁾. Nur zwei Beispiele sollen die Einbettung in die europäischen Zusammenhänge verdeutlichen:

Die Isidor-Handschrift entstammt der Würzburger Schreibschule und wurde im 9. Jahrhundert angefertigt. Hier wirkt sich das Vorbild der angelsächsischen Handschriften aus in dem singulären Initialmotiv dem Lamm Gottes, aber auch in der Schrift, einer deutsch-angelsächsischen Minuskel des länglichen Typs.

Einen ähnlichen Charakter weist auch die Würzburger Handschrift von Augustinus "De Civitate Dei" auf. Wir sehen als Initialbuchstaben einen Pfau oder Greif, der letztlich auch auf insulare Motive zurückgeht.

Wir können daran auch erkennen, welche nachhaltige Wirkung die angelsächsischen Aktivitäten in der ostfränkischen Region zeigten und der Würzburger Schreibschule einen eigenständigen Charakter verliehen. Sicherlich war für die Buchmalerei der Karolingerzeit die Hofschule Karls wichtig, von der die regionalen Zentren wie Fulda lernten. Die fuldische Kloster- und Schreibschule erlangte unter dem Abt Rhabanus Maurus (780-856), den man auch "praeceptor Germaniae" genannt hat, europäischen Rang¹²⁾. Auch hierfür möchte ich zwei Beispiele geben.

840 ließ Rhabanus Maurus mehrere Exemplare seiner Schrift "De laudibus crucis" für den Papst, den Kaiser und andere hochgestellte Persönlichkeiten anfertigen. Aus dem erhaltenen Wiener Exemplar entstammt das Dedikationsbild, das die Übergabe des Buches durch Rhabanus Maurus und seinen Lehrer Alkuin, den großen Gelehrten am Kaiserhof und Lehrer Rhabanus, an den Heiligen Martin von Tours zeigt. Der Bildaufbau in dem Vorder- und Hintergrundstreifen, der fast quadratische Bildrahmen verweisen auf Vorbilder der Malschule des Klosters von Tours, an dem Rhabanus bei Alkuin lernte. Die starren Köpfe mit großen, ausdrucksvollen Augen erinnern jedoch auch an Buchmalereien aus der Zeit des römischen Kaisers Konstantin des Großen. Die Globigkeit der Figuren, die kontrastive Farbgebung unterscheiden die frühmittelalterlichen Bilder von den spätantiken Vorlagen.

Gleiches gilt auch für das Kaiserbild Ludwigs des Frommen auf fol 3 der Wiener Handschrift, das den Herrscher nach antiken

Vorlagen mit dem Kreuzesstab in der rechten Hand, die linke Hand auf dem Buckelschild und einem kreisförmigen Nimbus um den behelmten Kopf zeigt. Buchstaben vom kleinen Capitalis-Rustiva Typ bedecken netzartig die gesamte Bildfläche und ergeben ein in Hexametern abgefaßtes Gedicht auf den Kaiser als christlichen Herrscher. Über dem Körper und den Attributen des Kaisers ist die Schrift in größeren Unzialis-Buchstaben gehalten und ergibt nochmals einen eigenen Text. Im Nimbus z. B. liest man "Tv hlvdoVICum criste corona", also: "Du Christus kröne Ludwig". Solche Figurengedichte kennt die byzantinische Tradition seit der Zeit des Kaisers Konstantin.

In der Buchmalerei der beiden ostfränkischen Kulturzentren Fulda und Würzburg werden also ganz unterschiedliche Traditionen und Einflüsse wirksam: einerseits der angelsächsisch-keltische, andererseits der spät-römisch-byzantinische. Dies gilt auch für die karolingische Baukunst Ostfrankens, die in Fulda um 800 einen Höhepunkt fand und eine eigenständige Auseinandersetzung mit der europäischen Tradition beinhaltet. Durchaus passend zur strengen Romorientierung des Klostergründers Bonifatius nahm sich Mönch Ratgar 790 bei der Planung der neuen Abteikirche den konstantinischen Petersdom in Rom zum exakten Vorbild; so erstellte er eine zweischiffige Anlage mit einem dreischiffigen Mittelteil und einem dominierenden westlichen Querschiff. Dieses Querschiff wies mit 256 Fuß die exakte Länge des westlichen Querschiffs des altrömischen Petersdoms auf. Wie dieser war die Kirche gewest, besaß im Osten ein Atrium mit einer Mittelkapelle und war mit 98 Meter Länge die größte Kirche der westlichen Christenheit nördlich der Alpen.

Unmittelbar neben der jetzt barocken Basilika befindet sich in Fulda die kleine Michaelskapelle, errichtet von 820 bis 822 als Grabkapelle der Abtei. Die Krypta ist erhalten, während im Obergeschoß der ottonische Neubau mit seinen acht Säulen die karolingische Räumlichkeit wieder aufnahm, der Originalbau jedoch nicht erhalten ist. Einige der karolingischen Kapitelle wurden weiter verwendet und verdeutlichen die synthetische

Verschmelzung von Kapitellen und Ornamenten aus der antiken Kunst, der oströmischen Kunst und von irischen und germanischen Formelementen.

Die kreisrunde Krypta wird in der Mitte getragen von einer dicken ionischen Säule, deren Kapitell das alte elegante griechische Motiv aufnimmt. Die runde Form der Kirche verweist auf Vorbilder wie die Grabeskirche Sta Constanza in Rom und die Grabeskirche in Jerusalem. In der Kunst wird deutlich, wie die verschiedenen kulturellen Einflüsse und Traditionen in der karolingischen Kunst verschmolzen werden, allerdings in christlichem Geiste. Eine entsprechende symbolische Interpretation liefert die Vita Eivil für diesen Bau: die Säule in der Krypta versinnbildlicht Christus als das Fundament des Glaubens, die acht Säulen in der Oberkirche stehen für die acht Seligpreisungen, die in sich zurückkehrende Kreisform der Kirche soll die Sakramente, das ewige Reich Gottes und die Hoffnung auf das ewige Leben verdeutlichen. Die ionische Säule dokumentiert durch ihre Existenz, daß um 825 die westeuropäische Zivilisation in ihrer Tradition und christlichen Aktualität in der ostfränkischen Region realisiert war.

Dr. Hans Steidle
Matthias-Ehrenfried-Str. 17
97074 Würzburg

Anmerkungen

Die Anmerkungen enthalten den Verweis auf die Angaben im Literaturverzeichnis durch Angabe der Rangziffer: Lit. ...

- ¹⁾ Remi Brague, wie Lit. 1; zum Zeitpunkt, als ich dieses Manuskript ausarbeitete, liegt die deutsche Übersetzung noch nicht vor. Brague versteht unter einer "römischen Identität", die er als Konstante der europäischen Geschichte ansieht, eine Fähigkeit zur kulturellen Aneignung, Weitergabe und Umformung von Fremdem und Neuem. Dies belegt er z. B. mit dem Kulturtransfer der Römer in Bezug auf die Griechen.

²⁾ Jano Szücs, wie Lit. 12; zweifelsohne optiert Szücs für das westeuropäische Zivilisationsmodell. Szücs und Bragues Ansätze besitzen durchaus politischen Charakter, besonders im Hinblick auf die europäische Einigung, die vor allem Länder der westeuropäischen Zivilisation umfaßt. Beide Ansätze müssen unbedingt reflektiert werden, wenn man über eine europäische Identität reflektiert. Natürlich gilt dies auch, wenn man vom europäischen Profil einer Region handelt.

³⁾ Ich beziehe mich nur argumentativ auf allgemeine Fakten und Verläufe, die in der Literatur verarbeitet sind, z. B. Butzen: Lit. 2, Krenig: Lit 5, und auch vom Autor: Lit. 11. Noch immer leistungswert und grundlegend: Karl Bosl, Franken um 800, München 1969.

⁴⁾ Vgl. Rolf Sprandel, wie Lit. 9; Sprandel rekurriert in diesem Aufsatz auf ein Gedankenmodell, das er vor mehr als 30 Jahren entwickelte (Der merowingische Adel und das Gebiet östlich des Rheins, 1957) Hier wie dort bleibt es zu pointiert. Gleiches gilt für den Versuch, die Passio minor als Geschichtsquelle im dokumentarischen Sinne zu interpretieren.

⁵⁾ Steidle, wie Lit 12; S. 58 ff. und 96 ff.

⁶⁾ Hierzu von der zitierten Literatur vor allem Prinz wie Lit. 9 und Wittstadt wie Lit. 16

⁷⁾ Vgl. Störmer, wie Lit. 10.

⁸⁾ Heinrich Wagner, wie Lit. 15, aber auch Klaus Wittstadt, wie Lit. 16.

⁹⁾ Hierzu bereits Ernst Eichhorn, wie Lit. 3; noch nicht eingearbeitet sind die Publikationen zur Ausstellung anlässlich der 1200. Wiederkehr des Kanalbaus 1993.

¹⁰⁾ Steidle, wie Lit. 11, bes. S. 302-343.

¹¹⁾ Hans Thurn, wie Lit. 13 und 14.

¹²⁾ Ernst Günther Grimme und Heinz Roosen-Runge, wie Lit. 4 und 7.

1. Remi Brague: Europe, la voie romaine, Paris 1992.
2. Rainer Butzen, Die Merowinger östlich des mittleren Rheins. Mainfränkische Studien 38, Würzburg 1987.
3. Ernst Eichhorn. Ein Kaiser an der Altmühl. In: Wolfgang Buhl, Karolingisches Franken, Würzburg 1973, S. 108-144.
4. Ernst Günther Grimme, Die Geschichte der abendländischen Buchmalerei, Köln 1980.
5. Peter Kolb und Ernst Günther Krenig, Unterfränkische Geschichte Bd. 1 Würzburg 1989, S. 43-180, 255-260.
6. Ernst Kraemer: Fulda, Berlin 1973.
7. Heinz Roosen-Runge, Kunstwerke der Frühzeit. In: W. Buhl, Karolingisches Franken, S. 199-232.
8. Friedrich Prinz: Die Entfaltung des abendländischen Mönchtums bis zu Karl dem Großen, in: Kilian, Mönch aus Irland, aller Franken Patron, Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, Nr. 1889., S. 109-132 (kurz: Kilian).
9. Rolf Sprandel: Kilian und die Anfänge des Bistums Würzburg, WDGBI 54, 1992, S. 5-18.
10. Wilhelm Störmer, Die Herzöge in Franken und die Mission, in: Kilian, S. 257-268.
11. Hans Steidle: Die Entstehung der frühmittelalterlichen Gesellschaft in Ostfranken. Mainfränkische Studien Bd. 46. Würzburg 1989.
12. Jano Szücs: Die drei historischen Regionen Europas. Verlag Neue Kritik, 1990.
13. Hans Thurn: Die Würzburger Dombibliothek des frühen Mittelalters, WDGBI 54, 1992, S. 55-68.
14. Hans Thurn: Irische und angelsächsische Handschriften auf dem Kontinent, am Beispiel der Würzburger Dombibliothek, in: Kilian, S. 313-328.
15. Heinrich Wagner: Bistumsgründung und Kilians-Translation, in: Kilian, S. 269-280.
16. Klaus Wittstadt: Die Gründung des Bistums Würzburg vor 1250 Jahren, WDGBI 54, 1992, S. 19-36.

Verwendete Literatur

Aufgeführt sind nur Aufsätze und Werke, die unmittelbare Verwendung fanden

Schalen und Wetzrillen an Kirchen und Kreuzen in Franken (Teil 2)

Im Frankenland-Heft 3/93 berichtete ich über 18 Kirchen in Franken mit Schalen und/oder Wetzrillen. Meiner Bitte um Nennung weiterer derartiger Kirchen wurde in sehr freundlicher Weise entsprochen, so daß ich heute 67 Fundstellen nennen kann. Darüberhinaus bekam ich Bilder und Kopien von zum Thema gehörenden Beiträgen zugesandt. Allen Mitgliedern des Frankenbundes, die mir telefonisch oder schriftlich Mitteilungen haben zukommen lassen, sage ich hiermit herzlichen Dank.

Bekannt sind nunmehr folgende fränkische Kirchen und Kreuze mit Schalen und /oder Wetzrillen:

1. Abenberg
St. Jakob, (W)
2. Altdorf
St. Laurentius, (W)
3. Ansbach
St. Johannes, (W)
4. Aschaffenburg
Stiftskirche, Kreuzgang, (Sch)
5. Aub
Eingang zum Karner neben der Pfarrkirche, (Sch)
6. Bamberg
Karmelitenkirche, (Sch, (W)
7. Bamberg
Karmelitenkirche, Kreuzgang, (Sch)
8. Bayreuth
Stadtkirche (W)
9. Bayreuth
Schloßkirche, (W)
10. Bayreuth
Spitalkirche (W)
11. Bullenheim
Kapellenruine am Kapellenberg, (Sch)
12. Buttenheim
Pfarrkirche, (W)
13. Coburg
St. Moritz, (W)
14. Creußen
St. Jakobus, Eingangspforte, (W)
15. Diethofen
St. Andreas, Westeingang, (W)
16. Dimbach
Maria de Rosario, (W)
17. Dinkelsbühl
Münster St. Georg (W)
18. Ebern
St. Laurentius (W)
19. Effeltrich
Pfarrkirche, (W), (Sch)
20. Erlangen
Dreifaltigkeitskirche, (W)
21. Forchheim
St. Martin, (W), (Sch)
22. Gerolzhofen
Maria de Rosario und Regiswind,
Haupteingang am Südpfeiler, (W)
23. Gnotzheim
Pfarrkirche, (W)
24. Großcomburg
St. Michael, bei den Arkaden (Sch)
und eine »Mühlefigur«
25. Großgründlach
Wegkreuze, (Sch)
26. Großlangheim
Antonius-Kapelle, Seitenportal, (W)
27. Grünsfeldhausen
St. Achatius, (Sch oder Chanukka-Leuchter)
28. Gunzenhausen
Stadtkirche, (W)
29. Haßfurt
St. Kilian, Kolonat und Totnan, Eingang (W)
30. Kairlindach
Pfarrkirche, (W) hoch am Kirchturm
31. Kleincomburg
St. Aegidius, (W)
32. Königsberg i. B.
Pfarrkirche (W)
33. Kronach
St. Johannes Baptista, (W)
34. Langenzenn
Stadtkirche, (SCH), (W)
35. Lindenhart
Pfarrkirche, (W)
36. Marktbreit
Mauritiuskapelle, (Sch)
37. Memmelsdorf
Kirche, (W)



Wetzrillen in Elephantine/Ägypten

- | | |
|--|---|
| 38. Merkendorf
Pfarrkirche, (W) | 52. Schweinfurt
St. Johannes, südliche Langhauswand, (W) |
| 39. Neuhof b. Lauf
Kirche, (W) | 53. Spalt
St. Emmeran,
beiderseits des Hauptportals, (Sch), (W) |
| 40. Neunkirchen/Br.
St. Katharina, (W) | 54. Spalt
St. Nikolaus, Nähe Hauptportal, (Sch), (W) |
| 41. Neustadt/A.
Pfarrkirche, (W) | 55. Unteraufseß
Schloßkirche, (Sch) |
| 42. Nürnberg
St. Lorenz, Portal links und rechts unten (W) | 56. Untermembach
Bildstock, (W) |
| 43. Nürnberg
St. Sebaldus, Chor und Sakristei, (Sch), (W) | 57. Volkach
Pfarrkirche,
beiderseits des Hauptportals, (Sch), (W) |
| 44. Obermerzbach
St. Michael, rechter Türpfosten, (W) | 58. Wasserzell
Stephanus-Kapelle, (W) |
| 45. Roßtal
Ev. Pfarrkirche, (W) | 59. Weickersheim
St. Georg, (W) |
| 46. Roth
Ev. Stadtkirche, (Sch), (W) | 60. Weißenburg
St. Andreas, Südseite, (Sch), (W) |
| 47. Sachsen
Pfarrkirche, (W) | 61. Windsheim
St. Kilian, (W) |
| 48. Schnaittach
St. Kunigund, (Sch), (W) – heute Heimatmuseum | 62. Wolframs-Eschenbach
Liebfrauenmünster, (W) |
| 49. Schwabach
St. Johannes und St. Martin, (Sch), (W) | 63. Würzburg
Dom, Krypta-Brunnen, (W) |
| 50. Schwabach
Erlöserkirche, (W) | 64. Würzburg
Deutschhaus-Kirche (W) |
| 51. Schwäbisch Hall
St. Michael, Hauptportal, (W) | |

65. Würzburg
St. Burkard, Südeingang,
Eingang nördl. Vorhalle und Ölberg, (W)
Grabmal li. Seite nördl. Vorhalle, (Sch)
66. Würzburg
Franziskaner-Kirche,
Haupt- und Seitenportal, (W)
67. Würzburg
Marienkapelle
Haupt- und Südportal, (W)



Bohrlöcher in einem der Kreuzgänge des Konvents der Christemitten in Tomar/Portugal

Einige Beiträge sollen hier kurz erwähnt werden:

1. In Anm. 1 meines Berichtes in Heft 3/93 ließ ich offen, ob es sich bei der Achatius-Kapelle in Grünfeldhausen um einen Schalenstein oder um einen Chanukka-Leuchter handelt. Daraufhin teilte mir Frau *Hedwig Seubert*, Marktbreit, folgendes mit:

In Grünfeldhausen gab es eine, inzwischen ausgestorbene Familie namens Rosenzweig. In Erfüllung eines Gelübdes unternahm Frau und Herr Rosenzweig Ende letzten Jahrhunderts eine Reise nach Palästina und brachten von dort den in St. Achatius eingemauerten Stein mit. Die Einfügung in die Außenmauer der Kirche könnte sehr wohl bei den um die Jahrhundertwende einsetzenden großen Restaurierungsmaßnahmen, die einer Ausgrabung gleichkamen, erfolgt sein. Die Grünbach, die an St. Achatius unmittelbar vorbeifließt, hatte nämlich "die Talsohle um die Kirche dreieinhalb Meter hoch aufgeschwemmt. Im Jahr 1804 gab man deshalb das Erdgeschoß der Kapelle samt romanischem Portal auf und nutzte ein breiter gebrochenes Fenster im Choroktagon als Eingang. Nur Geldmangel hielt die Behörden damals ab, St. Achatius gänzlich aufzugeben und abzubrechen."¹⁾

Damit wird natürlich die »Chanukka-Theorie« sehr gestärkt, wenngleich darauf hingewiesen werden muß, daß es in Palästina auch prähistorische Schalensteine gibt.²⁾

2. Frau *Gudrun Stecklum*, Bamberg schreibt: "Als in alten Zeiten die Männer noch mit

einem scharfen Schwert in die Kirche gehen wollten, widersprach das natürlich dem christlichen Glaubensgebot vom Frieden usw. Die Männer mußten also ihr scharfes Schwert stumpf machen. Sie taten das, indem sie es symbolisch an der Kirchentür »stumpf« schabten. Nach Verlassen der Kirche durften sie es wieder schärfen und das taten sie bei der naheliegenden Mühle und es ist auffallend, daß tatsächlich in der Nähe dieser Kirchen sich fast immer eine Mühle befand. Diese Rillen dienten also nicht zum Schärfen, sondern zum Gegenteil, zum »Stumpfen«."

3. Von *Hans Bauriedel*, Creußen, stammt diese Mitteilung: "Das Wetzzen von Messern in den Sandsteinrillen fand besonders bei Eheschließungen statt, ganz sicher auch in unserer Stadt am Roten Main, und sollte dem Brautpaar Glück bringen. Der Sand wurde über das getraute Brautpaar ausgestreut und sollte ein Mittel sein, den jungen Eheleuten den Kindersegen zu sichern."
4. *Werner Kaschel* aus Hohenstadt verdanke ich folgenden Hinweis: "Anderwärts sollen die Rillen dadurch entstanden sein, daß die Hausfrauen den Hausschlüssel an der Kirchenwand gerieben hätten, um ihrem Haus Schutz vor allem Bösen zu sichern."³⁾
5. Herr *Dr. Willi Eichhorn*, Nürnberg, sandte mir die Kopie eines Artikels von Dr. W. Funk⁴⁾, in dem dieser die Ansicht vertritt, daß Schalen und vor allem Wetzrillen an Kirchen vorwiegend auf die Feuererzeu-

gung beim Entzünden des Osterfeuers zurückzuführen sind.

Die vielen Schalen an Kirchen, auch an jenen von Funk genannten, sind sicher nicht auf die von ihm vermutete Weise entstanden, denn die zum Zwecke des Feuerentzündens entstandenen Eintiefungen sind Bohrlöcher, die von Schalen leicht zu unterscheiden sind. [Abb. 1, 2].

Sehr hypothetisch ist das »Feuerad«, mit dem die Wetzrillen erzeugt worden sein sollen und von dem es sehr viele Exemplare gegeben haben müßte, doch keines von ihnen ist bisher nachweisbar, wie auch Heller bemerkt und der gleichzeitig fragt, weshalb dann nicht an allen Kirchen derartige Wetzrillen zu finden sind?⁵⁾

In einem Punkt jedoch bin ich anderer Meinung als Heller, der schreibt: »Hüten müssen wir uns, diese sog. Wetzrillen zeitlich allzuweit zurückdatieren zu wollen und ihnen damit abenteuerliche archaische Motive zu unterchieben. ...Somit spricht viel für eine überraschend späte und zugleich kurzfristige Mode.«⁵⁾

Die Abbildungen 3, 4 und 5 zeigen beispielhaft Wetzrillen (und z.T. auch Schalen) an den ägyptischen Tempelanlagen von Karnak, Kom Ombo und Elephantine und die Abbildung 6 prähistorische Schalen und Wetzrillen aus dem Valcamonica, dem Tal nördlich von Brescia, Italien, mit den meisten und am genauesten untersuchten Steinritzungen. Weiterhin verweise ich auf das äußerst informative Buch von Marie König, »Am Anfang der Kultur«, Berlin 1973, mit vielen Bildern von Wetzrillen in steinzeitlichen Kulthöhlen Frankreichs.

Ohne Zweifel reicht der Kult, Schalen und Wetzrillen in Steine zu schaben, weit in die Steinzeit zurück. Über ihren Sinngehalt können nur Vermutungen angestellt werden. Dieser Kult wurde später verchristianisiert und mit neuen Inhalten versehen.

6. Aber nicht nur an Kirchen und Kreuzen, sondern auch an nichtsakralen Bauten, wie z.B. an Privathäusern, Scheunen, Toren, Türmen und Stadtmauern, kann man Schalen und Wetzrillen finden. Langenzenn

scheint ein »Zentrum« von Wetzrillen an profanen Bauten zu sein, denn man findet sie an Sockelleisten des Spitaltores, am alten Eingang des vorderen Spitalgebäudes, am Rathaus und an den Häusern Friedrich-Ebert-Str. 9, 11, 19, sowie Hindenburgstr. 13. Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Georg Ulrich, Langenzenn, der mir für manche dieser Wetzrillen auch den Grund lieferte. »Am einfachsten ist für uns in Langenzenn die Deutung aller Rillen, die von Kinderhänden erreichbar sind. Sie wurden von diesen im Laufe der Zeit geschaffen, als sie ihre Schusser und Kerne schliffen. Am Spitaltor mit seinen 46 Rillen hat mein Vater Heinrich Ulrich, sein Elternhaus war in der Türkengasse, mitgewirkt. Im Herbst hockten sie am Spitaltor und schliffen die Enden von den Zwischengenkern ab, die sie in einer selbstgebastelten Haltevorrichtung aus Holz eingeschlossen hatten. Dann wurden die Kerne auf einer Schnur aufgefädelt und der »Badder« war fertig. Sieger war der, der den längsten Badder herstellen konnte. Die Kinder mußten aber sehr aufpassen, daß sie vom strengen hiesigen Polizeidiener nicht erwischt wurden. Vor 1900 ist dieser jahrhundertalte Herbstbrauch schon verschwunden.«

Eine in der Steinzeit beginnende kultische Handlung endet im ausgehenden 19. Jahrhundert im rein profanen und materiellen Bereich, der geistige Hintergrund war vergessen worden.

Literatur

- 1) Gräter Carlheinz, Anmutige Tochter des Mains, Tauberbischofsheim 1986, S. 234.
- 2) Dalmann Gustav, Die Schalensteine Palästinas, Palästinajahrbuch 1908, S. 23 u. f.
- 3) Bamberger Volksblatt, Was bedeuten die sogenannten »Teufelskrallen«? 17. 6. 1937.
- 4) Funk Wilhelm, Eheschwert und Teufelskrallen, Fürther Heimatblätter 1/69, S. 1-13.
- 5) Heller Hartmut, Denk mal! – Unscheinbare Narben im Stein, Frankenland 7/93, S. 218-232.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Heinrich Seidl,

Seinsheimstraße 3c, 97074 Würzburg

Tradition wird fortgeführt: Die Steckenwächter in Aub im Grabfeld bewachen ihr Dörfchen während des Sonntagsgottesdienstes



Eine jahrhundertalte Tradition, andernorts völlig in Vergessenheit geraten, ist in dem kleinen Bad Königshofener Stadtteil Aub nach wie vor lebendig – die Steckenwacht während des Sonntagsgottesdienstes. Unser Bild zeigt von links Polizeidienstleister Ambros Endres, der die Wächter Peter Ebner und Felix Seufert einteilt, sowie Ortschronist Heinrich Fries.

Foto: Albert

Seit nunmehr fünf Jahren feiert in Aub im Grabfeld ein alter Brauch wieder fröhliche Urständ. In alte Zeiten zurückversetzt fühlt man sich am Sonntagvormittag in dem klei-

nen Bad Königshofener Stadtteil am Fuß der Haßberge. Es ist elf Uhr vormittags und die Männer haben sich nach dem Gottesdienst um die Dorflinde vor ihrer Kirche versammelt, um Neuigkeiten auszutauschen. Zwei der Männer sind an diesem kühlen Vormittag zu Frühlingsbeginn besonders warm angezogen. Zudem führt jeder der Herren einen Spazierstock bei sich.

Felix Seufert und Peter Ebner kommen gerade von der sogenannten Steckenwacht zurück. Sie hätten während des Gottesdienstes bei ihrem Rundgang durch die Dorfstraßen auf das Hab und Gut ihrer Nachbarn achtgegeben, erklären sie. Aub ist eine der wenigen Gemeinden weit und breit, in der die jahrhundertalte Tradition der Kirchenwache aufrecht erhalten wird.

Felix Seufert trägt einen besonders kunst- und liebevoll bearbeiteten Spazierstock bei sich. Er berichtet, der Stock wurde von seinem Bruder Fridolin 1942 beim Feldzug in Rußland geschnitzt. Kurz vor seinem Tod auf dem Schlachtfeld weilte er noch auf Heimaturlaub und vermachte den Stock seinen Angehörigen.

Felix Seufert hat an diesem Vormittag noch eine weitere Besonderheit bei sich: Eine Fotografie aus dem Jahre 1963, auf der er und Otto Behr bei der Kirchenwache zu sehen sind. Behr war damals mit einem Pferd unterwegs.

Ortschronist Heinrich Fries berichtet, dieser jahrhundertalte Brauch war in Aub bereits ausgestorben. Das Ende kam mit der Gebietsreform Mitte der siebziger Jahre. In Aub gründete sich in der Folgezeit ein sehr aktiver Bürgerverein, der sich unter dem Vorsitz des letzten Auber Bürgermeisters Ludwig Dietz insbesondere auch der jahrhundertalten dörflichen Traditionen annahm.



Felix Seufert und Otto Behr zeigt unsere historische Aufnahme bei der Kirchenwache in Aub im Grabfeld zu Beginn der sechziger Jahre

Vor fünf Jahren regte der Bürgerverein an, diese Steckenwacht in Aub wieder aufzunehmen. Die Bürger griffen diese Anregung gerne auf und sind seitdem wieder während jedes Sonn- und Feiertagsgottesdienstes pärchenweise unterwegs, bewappnet mit einem Spazierstock, um ihr Dörflein zu schützen. In anderen Orten gab es einen speziellen Kirchenspieß, wie z. B. in Sternberg, der allsonntäglich von Haus zu Haus weitergereicht wurde.

Der Auber Polizeidiener Ambros Endres – er ist gleichzeitig auch Heiligenmeister – nimmt zumeist am Samstag die Einteilung der Ortsnachbarn für die Steckenwacht vor. Er berichtet, nahezu aus jedem der 63 Auber Haushaltungen ist eine männliche Person bereit, diese Steckenwacht zu übernehmen. Wie der Gemeindediener mitteilt, wird dieser Dienst an der Gemeinschaft bei Wind und Wetter stets gewissenhaft durchgeführt. Ambros Endres erinnert sich, daß seine Vorgän-



Ein Kirchenwächter in Sternberg im Grabfeld mit dem Kirchenspieß, aufgenommen zu Beginn der dreißiger Jahre von Dr. Karl Rügheimer.

ger zudem noch die Verpflichtung hatten, die Steckenwacht bei der nachmittäglichen Sonntagsandacht zu übernehmen.

Einst hatten die Kirchenwächter eine ähnlich wichtige Aufgabe wie der Nachtwächter auszuüben, berichtet Felix Seufert. Letzter Nachtwächter, der in Aub dieses Amt ausübte, war übrigens Johann Wasser. 1911 wurde dieses Amt abgeschafft, da nicht mehr zeitgemäß, berichtet Chronist Heinrich Fries. Fortgesetzt wurde aber die Kirchenwache.

Früher hatten die Kirchenwächter ihr besonderes Augenmerk vor allem auch dem Besuch des Gottesdienstes zuzuwenden. Sie hatten darauf zu achten, daß alle jene, denen dies möglich war, die Kirche besuchten. Von dieser Pflicht waren lediglich befreit Mütter von Kleinkindern, Kranke und Gebrechliche. Wer erwischt wurde, mußte früher eine ansehnliche Kirchenbuße entrichten.

Der Kirchenwächter hatte auch Feuerwache zu halten und vor allem Diebstähle zu verhindern. Häuser wurden nämlich in frühe-

ren Zeiten größtenteils nicht abgeschlossen, sondern nur notdürftig verriegelt. Wie es scheint, geht diese Sicherheitsmaßnahme auf Zeiten zurück, als marodierende Soldaten, Viehdiebe und allerlei zwielichtige Gesellen im nahezu geschlossenen Kirchgang der Dorfbewohner ihre Chance witterten. Die Auber erinnern sich, daß die Kirchenwächter einst auch die Aufgabe hatten, z. B. beim Kalben einer Kuh eines Ortsnachbarn, der sich gerade im Gottesdienst befand, zu helfen.

Freilich achten die Kirchenwächter heute nicht mehr darauf, wer dem Gottesdienst fernbleibt. Auch können die Häuser ausreichend verschlossen werden und die Feuergefahr ist gegenüber früheren Zeiten weitaus geringer geworden. Trotzdem wird die Steckenwacht auch weiterhin durchgeführt, um, wie es die Männer ausdrücken, ein Stück dörflicher Tradition zu wahren.

Reinhold Albert, Kreisheimatpfleger
Sternberg i. Gr., 97528 Sulzdorf

Walter Roßdeutscher

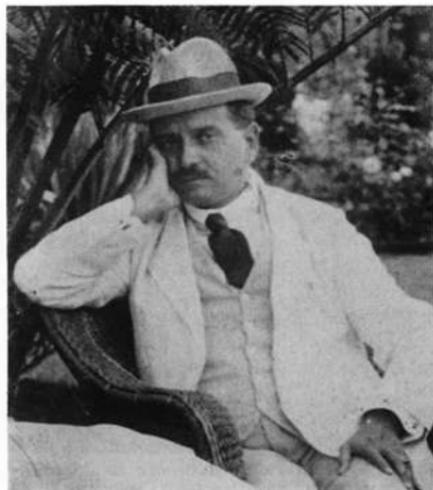
Novembergedanken zum 75. Todestag von Max Dauthendey

* Würzburg, 25. Juli 1867 † Malang (Java), 29. August 1918

Gedanken an den Tod waren Max Dauthendey nie fremd. Schon in frühester Jugend verliert er seine geliebte Mutter. Sie stirbt in Würzburg auf dem am Nikolausberg gelegenen Gutshof "Neue Welt", bleibt ihm aber in seinem Innersten stets nahe. Auch der Vater trauert zutiefst um die Frühverstorbene, die er in Erinnerung an glückliche Zeiten in St. Petersburg und später in Würzburg in anschaulicher Schilderung im Familienkreise oder auf Spaziergängen mit dem kleinen Max durch das sonntägliche Würzburg, mit jeweiligem Verweilen am Familiengrab, immer wieder in die Gegenwart holt. Max Dauthendey scheut auch als junger Erwachsener und später als gereifter Mann diesen Gang zum Friedhof nicht. In dem autobiographischen Werk "Der Geist meines Vaters" läßt er uns an seinen

Empfindungen bei solchen Grabbesuchen teilnehmen: "Meine Toten gehen mit mir hin zum Grabe und gehen mit mir vom Grabe fort. ... Die Toten sind auferstanden aus jedem Grab, sobald an dasselbe ein Trauernder ehrfurchtsvoll hintritt. ... Die kleinen eingezäunten Blumenäckerlein enthalten oft Königreiche und Weltteile voll lebender Erinnerungen." Und an anderer Stelle bekennt er offen:

"Die Blumen, die im Sommer hier auf dem Grabe stehen, haben mich mit ihrem Duft rund um die Erde verfolgt, und die Toten, die hier unter dem Efeu zur Erde werden, sind noch heute meine treuesten Begleiter, meine unterhaltendsten Erzähler in den wenig veränderten Straßen der alten fränkischen Stadt."



Max Dauthendey, Tosari, Java, März 1918
Foto: J. Schlotterbeck, Würzburg

Diese und zahlreiche vergleichbare Zitate aus seinem poetischen Werk lassen deutlich werden, daß der fränkische Dichter Jenseitsgedanken stets in sich trug:

Würzburg

*In der alten Stadt, wo ich geboren,
Flüstert Totes stets vor meinen Ohren.
Auf alten Wegen, bei jedem Schritt,
Da wandern auch alte Tote mit.
Sie wollen sich nicht zur Ruhe legen,
Sie müssen gemeinsam Gewesenes pflegen.
Und Altgesprochenes wiedersagend,
Und Abgetanes mit sich tragend,
So nahen sie tags aus wankenden Fernen
Und starren des Nachts mit in die Laternen.
Sie gehen im Winterschnee wie vor Jahren
Auf Weihnachtsstraßen in Heeren und Scharen.
Ich kann mich kaum aller Toten erwehren,
Der Toten, die sich da jährlich mehren.
Vom Leben und seinen Äpfeln, den roten,
Seh ich den Wurm nur, den Todesboten.*

*Doch ein Weg ist von Toten mir freigegeben.
Der ist dort, wo sich zwei Augen heben,
Zwei Lippen locken mich zu sich fort
Und der Liebsten wortloses Wort.*

(Max Dauthendey, aus: "Der weiße Schlaf")

In seltsamer Fügung wird Java zum Schicksalsland des um die Jahrhundertwende bekannten und damals schon weitgereisten Dichters Max Dauthendey.

Intuitiv, aber mit großer Sicherheit, erkannte Max schon während seiner Schulzeit, daß er nie und nimmer dazu bestimmt sein konnte, den Beruf eines Photographen zu erlernen und diesen nach dem Willen des Vaters im eigenen gutgehenden Geschäft in Würzburgs Kaiserstraße Nr. 9 zu praktizieren. Nachdenken über Gottes schöne Welt, sie bewußt mit allen ihren großen und kleinen Wundern sehen und mittels Farben und Worten in farbige und sprachliche Bilder kleiden, sie in tausend Liedern zu besingen und zu feiern, so oder so ähnlich dachte sich der jugendliche Dauthendey, ganz im Widerstreite zu den Vorstellungen seines strengen Vaters, seine berufliche Zukunft. Bei solch divergierender Vater-Sohn-Konstellation waren endgültiger Bruch und Trennung beider lange vorprogrammiert.

In seiner Phantasie zog es den kleinen Max schon immer in die Ferne, hinein und hinaus in die Weite der Welt, z. B. nach **Java**, das damals wohl noch sehr viel entfernter schien vom heimischen Würzburg als heute, wo Entfernungen mit der wachsenden Geschwindigkeit moderner Verkehrsmittel schrumpfen. Dem fernen Tropenlande schenkte der siebzehnjährige Max urplötzlich seine volle Aufmerksamkeit. Und zu Weihnachten dieses Jahres wünschte er sich nichts anderes, als ein Buch über **Java**. Nichts sonst! Der Vater konnte unschwer errahnen, aus welcher Ecke der Gefühlswelt seines Sohnes dieser schlichte aber vielsagende Wunsch rühren mochte, kam jedoch nicht umhin, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, da es doch, wider alle Gewohnheit, in diesem Jahr der einzige war. Wie insgeheim befürchtet, eröffnete ihm sein Sohn, der sich nach der Lektüre des Buches inzwischen in der Hauptstadt Batavia so gut auskannte wie in Würzburg, am Heiligen Dreikönigstag seinen Java-Plan: Kolonialsoldat oder Verwalter einer holländischen Farm, vielleicht auch umherziehender Händler wollte er dort werden. Und er begründete seinen Entschluß mit vielen Unzulänglichkeiten der Schule, die er nicht länger über sich erge-

hen lassen wollte. Eine heftige Gemütsaufwallung seines Vaters und dessen Ausruf: "Hältst du so dein Versprechen, das du mir neulich gegeben hast? Nun geh, wohin du willst!" beendete die erfolglos verlaufene "Aussprache". Den Plan mit **Java** hielt Max noch lange Zeit aufrecht. An ihn klammerte er sich, wenn ihm der Geist seines Vaters und der Drill der Schule zu streng erschienen.

Doch alle Qualen des gegenseitigen Bemühens, es weiterhin miteinander zu versuchen und aus dem "Träumer" Max einen tüchtigen Photographen und Kaufmann zu machen, waren umsonst. **Max wollte ein Dichter werden!** Erste Schreibversuche ließen hoffen. So sein Erstlingswerk, ein Roman mit dem Titel "Josa Gerth", geschrieben in langen Nächten bei Kerzenschein und verhangenen Türritzen, um zu verhindern, daß auch nur ein schwacher verräterischer Lichtschein nach außen dringe.

Java, die Insel seiner Träume, rückte zwangsläufig näher. Der erste Schritt, er war der schwerste, aber er mußte getan werden. Doch lassen wir den Dichter an dieser Stelle selbst wieder zu Wort kommen: "Es war zwei Tage vor Weihnachten [1891]. Die Weihnachtsarbeit im Atelier war zum größten Teil erledigt. Da trat ich vor meinen Vater hin und sagte ihm, daß ich jetzt das Haus verlassen würde. Ich fühle, daß mich innerste Notwendigkeit zum Schreiben und nur zum Schreiben hintreibe. Daß ich die Welt sehen müsse, mit freien Augen, mit zwecklosen und nicht mit geschäftlichen Blicken. Um wahre Bilder des Weltbildes und künstlerische in mir zu erhalten, müsse ich den Geschäftssinn beiseite lassen und Augen und Ohren und Herz nur für die Gefühlswelt offen haben." Diesmal hatte der Vater nicht mehr die Kraft, sich dem Auf- und Ausbruchswillen des Sohnes zu widersetzen. Mit Reisendecke und Rasiermesser als Abschiedsgeschenke und schweren Herzens überließ er ihn seinem Schicksal. Der erste Schritt zur Selbstverwirklichung war getan. Er führte aus Würzburgs geistiger, kultureller, künstlerischer Enge hinaus in scheinbar unbegrenzte aber auch ebenso ungeschützte Gefilde, wengleich nicht sofort nach Java, so doch nach Berlin, München, Paris, nach Mexiko, Griechenland, Italien und schließ-

lich, es war im Jahre 1906, über Ägypten, Indien, China, Japan und Amerika um die ganze Welt. Reiche dichterische Ernte konnte der Lyriker aus Leidenschaft im Anschluß an diese Weltreise erfahren: Novellen, Bühnenstücke, lyrische und autobiographische Dichtwerke machten ihn zu einem der beliebtesten Schriftsteller im deutschen Sprachraum. Er verheiratete sich 1896 mit Annie Johanson, einer schwedischen Kaufmannstochter, machte bereichernde Bekanntschaften von zahlreichen Schriftstellerkollegen und Künstlern jener Zeit, wie Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke und Alfred Kubin. Die Verleger seiner Werke waren ihm wohlgesonnen, ja sogar, wie Korfiz Holm, freundschaftlich zugetan. Max Dauthendey liebte seine Frau, aber auch – und das nicht nur freundschaftlich, wie es scheint – Gertraud Rostosky, eine junge Malerin, wohnend auf dem Gut "Zur Neuen Welt" am Nikolausberg in Würzburg. Sie kannte er schon aus seiner Knabenzeit, in der er an Vaters Seite diesen Ort der Stille, der Erholung, aber auch der liebevollen Erinnerungen an seine dort im Jahre 1873 verstorbene Mutter oft besuchte. Heimatliche Zufluchtsstätte und verständnisvolle, verlässliche Freunde blieben Max Dauthendey dieser Gutshof und seine Bewohner ein Leben lang. Und der Vater? Nachdem er einige Besprechungen über die ersten Schriftstellerarbeiten des Sohnes gelesen hatte, empfing er ihn eines Tages bei einem Besuch zuhause wie einen Helden, feierlich und versöhnlich: "Mein Junge, ich habe dich um Verzeihung zu bitten. ... Das Träumen, das ich aus dir austreiben wollte, ist deiner Dichternatur so notwendig wie dem Fisch das Wasser, dem Menschen die Luft und dem Feuer der Sauerstoff. ... Trage es deinem alten Vater nicht nach, daß er sich irrte." Durch dieses reuevolle Eingeständnis waren freilich nicht alle tiefwurzelnden Gegensätze zwischen Vater und Sohn auf Dauer ausgeräumt. Aber, als der Vater 1896, zwei Jahre nach diesem Versöhnungstreffen, starb, war doch dem Abschied-für-immer die schlimmste Bitternis genommen.

Wer diese Zeilen bis hierher aufmerksam gelesen hat, könnte schlußfolgern, daß es der junge Poet nicht nur zu Ansehen, sondern



Max Dauthendey auf dem javanischen Vulkan Papadejan 1914

Foto: J. Schlotterbeck, Würzburg

auch zu Wohlstand brachte. Das Gegenteil war der Fall: Geldmangel und Hunger waren seine ständigen Begleiter. Niemals in seinem Leben war Max Dauthendey ohne Geldsorgen. Zum einen hat er wohl nie genug verdient und zum anderen konnte er mit Geld überhaupt nicht umgehen. Materielle Güter bedeuteten ihm nichts, aber ein sorgenfreies Dasein, ein wohliges Zuhause erstrebte er sein Leben lang. Niemand kann fühlen wie er fühlte, deshalb wäre es anmaßend, dem Liebesdichter, dem Verherrlicher der Welt und ihrer tausendfältigen Erscheinungsformen diese menschliche Schwäche nicht zu verzeihen. Der Liebhaber seiner Literatur wird die eine empfindsame Dichterseele schwer belastende Lebensart kopfschüttelnd und bedauernd zur Kenntnis nehmen, den Dichter und sein Werk aber bewundern.

Die poetisch fruchtbarsten Jahre des Dichters waren die Jahre 1907-1913. Das Ergebnis eines großen Arbeitseifers bestand in zwanzig veröffentlichten Büchern. Sie steigerten zwar seinen Bekanntheitsgrad und sein Ansehen bis China und Japan, füllten leider aber nicht auch sein Bankkonto. Es war der absolute Ausnahmefall, wenn er einmal ein paar Hunderter für kurze Zeit in seiner Tasche verwahren konnte. Eines schönen Frühlingstages des Jahres 1912 war dies der Fall.

Von den mit großem Besitzerstolz bei einem Spaziergang mitgeführten 900 Mark – sein Verlag hatte sie ihm auf sein Drängen kurz vorher ausgezahlt – brachte er an diesem Tag nur noch einen Rest mit nach Hause. Für 600 Mark war er überraschend schnell Besitzer eines Grundstücks geworden. Und das kam so: An Annie gewandt, äußerte Max spontan und laut den Wunsch nach einem eigenen Häuschen auf schönem Grund. Ein Höchberger Bauer, der gerade auf seinem idyllisch am Rande des Guttenberger Waldes gelegenen Flurstück einer nützlichen Arbeit nachging, hörte mit. Sofort bot er sein Grundstück feil, und schon nach kurzem Verhandeln wechselte es seinen Besitzer. Aus dieser Wunscherfüllung auf Antrieb erwuchs dem Ehepaar Dauthendey gleichzeitig mit der Vollendung des "Guggelesgraben-Häuschens" ein nicht unbeträchtlicher Schuldenberg. Wie anders konnte er abgetragen werden als durch Honorare für neue Werke? Weil aber Max Dauthendey sich hierfür neue Eindrücke verschaffen mußte und außerdem sein angeborener Drang in die Ferne ihn wieder einmal ungestet werden ließ – abgesehen davon, daß es vielen eindringlich mahnenden Gläubigern zu entfliehen galt – war der Wunsch nach einer weiteren großen Reise nur natürlich. Die allerletzte sollte es sein, und sie wurde es

auch, wenngleich im nicht beabsichtigten Sinn! Schon beim Abschied in Berlin beschlich Annie heimlich die Gewißheit, daß sie ihren Dichtergatten Max nie mehr in diesem Leben sehen würde. – Und das Reiseziel? Diesmal war es **Java!** Über einen Aufenthalt in Neuguinea sollte erst unterwegs entschieden werden. In die Reisekosten teilten sich der Norddeutsche Lloyd in Bremen und der Münchener Verlag Albert Langen. Dem in Altona ansässigen Jugendfreund Arnold Villinger schrieb er: "Ich bin sehr für diese asiatische Sommerfahrt. ... Ich kann die Abreise kaum erwarten." Und seiner schwedischen Schwiegermutter hat er versichert: "Ich muß nach den langen Jahren des Zuhauseisens etwas reisen, um dann neue Bücher über das Reisen zu schreiben." Scherzhaft-ironisch, vielleicht auch, um eine wegen seines abenteuerlichen Vorhabens verspürte innere Unsicherheit zu verbergen, öffnet er sich kurz vor Antritt der Reise seiner vertrauten Freundin Gertraud Rostosky: "Wenn es mir aber ganz besonders gut unter den Kokosnüssen in Neu-Guinea gefällt, bleibe ich dann als 'verschollen' auf der schönsten Insel sitzen. Und Ihr müßt meine Totenfeier mit Lampons und Randersackerer recht gemüthlich begehen." (6. April 1914). Und: "Wie male rischer man dort in allen Regenbogenfarben sterben kann." (8. April 1914).

Max Dauthendey's Schicksalsreise beginnt am 15. April 1914 in Bremen. Der Reiseweg führt über Antwerpen, Algier, Genua, Neapel, Messina, Port Said, Aden, Singapur nach Batavia und von dort bis zum 24. Juni nach Weltevreden (Java). Nach langem Zögern faßt Max Dauthendey den unglückseligen Entschluß, sich das "Menschenfresserland" Neuguinea nicht entgehen zu lassen: "Ich will auch das noch sehen, um ganz reisevoll heimzukommen." Das letzte Kapitel im Leben des Dichters war aufgeschlagen. Es begann mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs Anfang August 1914. Dieses Ereignis überraschte ihn auf der Rückfahrt von Neuguinea nach Java und hatte zur Folge, daß Max Dauthendey weder seine geliebte Annie noch sein Guggelgrabenhaus jemals wiedersah. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er als Gefangener im Tropenparadies Java. Verlassen und heim-

wehmüde überwältigten ihn Krankheit und Sehnsucht. Nur wenige Wochen vor dem Ende des großen Krieges stirbt er am 29. August 1918 in Malang (Java) an Malaria und gebrochenem Herzen.

Max Dauthendey hat sein Vorhaben, Bücher über seine zweite große Reise zu schreiben, wahr machen können. Indirekt zwar, aber doch! Er war ein sehr fleißiger Tagebuch- und Briefeschreiber und Verfasser zahlreicher Aufzeichnungen. Sie sind erhalten geblieben, und aus der Fülle dieser stilistisch brillant verfaßten Schriften wurden schöne und auch heute noch lesenswerte Bücher zusammengestellt und herausgegeben. Zu den bekanntesten zählen die Titel "Erlebnisse auf Java", "Letzte Reise", "Ein Herz im Lärm der Welt" und "Mich ruft dein Bild". Unter diesem der Nachwelt überkommenen poetischen Vermächtnis befindet sich auch ein Band für Leser aller Altersstufen, eine literarische Köstlichkeit: "Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerland". Es vermag heute noch junge wie ältere Leser zu begeistern. Die Verlagsbeschreibung aus dem Jahre 1921 bestätigt diese subjektive Aussage und dokumentiert gleichzeitig, daß Max Dauthendey wirklich in ein Land voller Rätsel und Geheimnisse gereist und daß es ihm gelungen war, diese dem heimatlichen Leser bilderreich vor Augen zu führen: "Der reizende 'Brief an die kleine Lore in Altona', der dem Buche als Einleitung vorangestellt ist, und aus dem die heiße Sehnsucht und die rührende Heimatliebe des Dichters wehmüt- und humorverklärt herausklingen, berichtet über seine merkwürdigen Erlebnisse im Menschenfresserland Neu-Guinea, wohin er sich begab, um für die kleine Lore Märchen zu suchen. Die Märchen selbst spielen auf Java, und Max Dauthendey läßt uns in diesem Wunderland ebenso heimisch werden wie die Brüder Grimm uns im deutschen Märchenwald. Dies sind fürwahr nicht ausgedachte, sondern 'erlebte' Märchen; schlicht, volkstümlich, innig, köstlich naiv und voll eines reinen und tiefen Sinnes."

Mit diesen und weiteren Nachlaßwerken hat sich Max Dauthendey gleichsam selbst überlebt. Wie aus seinen früheren Büchern spricht auch aus ihnen sein Geist der Heimat-



Max Dauthendey, auf Java, mit Diener und Beo-Vogel

Foto: C. Wegner, Höchberg

treue, der Liebe, der Harmonie, der festlichen Weltbetrachtung, der Sehnsucht nach Geborgenheit bei einem göttlichen Wesen und der tröstlichen Überzeugung von der ewigen Verbundenheit mit unseren Toten, zu denen er nun selbst seit 75 Erdenjahren zählt. – Nach langen Jahren der Ruhe in der Fremde durfte der Heimattreue endgültig heimkehren in das Stückchen Erde, von dem er einstmal schrieb: "Das einzige Gut, das einzige Stückchen Erde, das ich mein nannte, ... war das kleine Viereck Erde des Familiengrabes da draußen im Friedhofgrund,"

Zweimal mußte seine Todesruhe bis dahin gestört werden: 1930, bei der Überführung von Malang in das heimatliche Würzburg, wo er im Lusamgärtchen, einem romanischen Kreuzgang (im Garten des fränkischen Luitpoldmuseums, Maxstraße), erneut beigesetzt wurde und schließlich nach der Zerstörung Würzburgs (gegen Ende des Zweiten Weltkrieges), als 1951 durch den Wiederaufbau der Frankenmetropole eine letzte Umbettung der Gebeine, diesmal in das Elterngrab im Hauptfriedhof, geboten war. –

ICH SEHNE MICH NACH TIEFER RUH

*Ich sehne mich nach tiefer Ruh',
Kein Frieden mehr im Atem ist,
Deckt mich mit stiller Erde zu!
Damit mein Heimweh mich vergißt!*

*Deckt mich mit stiller Erde zu,
Die wilde Leere stößt mich fort.
Ich sehne mich nach tiefer Ruh'
Und nach dem neuen Heimatort.*

(Max Dauthendey)

Literatur:

Max Dauthendey: Der Geist meines Vaters. Albert Langen, München, 1912
Gesammelte Werke in sechs Bänden. Band IV. A. Langen Verlag, München 1925

Max Dauthendey: Ich habe dir so viel zu sagen. Hg. H. Gerstner, Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 1992

Gabriele Geibig: Der Würzburger Dichter Max Dauthendey (1867-1918). Sein Nachlaß als Spiegel von Leben und Werk. Würzburg: Ferdinand Schöningh 1992

Daniel Osthoff: Max Dauthendey. Katalog 15. Würzburg, 1992

Walter Roßdeutscher
Otto-Hahn-Straße 136
97218 Gerbrunn

Die vergessenen jüdischen Toten von Weißenburg/Mittelfranken?



WEISSENBURG in Bayern hat eigentlich über 400 Jahre lang mit Zeugnissen jüdischer Geschichte kaum etwas zu tun gehabt. Bis 1518 allerdings existierte hier eine jüdische Gemeinde mit Synagoge und Mikwe, deren Standort in der heutigen "Schranne" vermutet wird. Das Schicksal beider Kultbauten ist jedoch völlig unbekannt. An die Existenz von Juden in der Stadt erinnert ferner das Vorhandensein der "JUDENGASSE", wahrscheinlich ein Getto des mittelalterlichen WEISSENBURG. Daneben kann man im städtischen Museum noch einen Grabstein mit hebräischer Inschrift betrachten, dessen Ursprung bis heute völlig ungeklärt und rätselhaft ist.

Eigentlich wären die aufgeführten Beispiele die einzigen Zeugnisse jüdischen Lebens und Sterbens in WEISSENBURG – gäbe es da nicht den "FALLGARTEN", eine Begräbnisstätte, auf die mich vor einiger Zeit *Karl W. Schubsky* aufmerksam machte. Die-

ser "FALLGARTEN" scheint weitgehend unbekannt zu sein. Und doch ist er eng mit der Geschichte WEISSENBURGs verknüpft. Denn nordöstlich der Stadt befindet sich auf einer Bergkuppe die WÜLZBURG – eine 1588 von den Markgrafen von Ansbach erbaute Festungsanlage. Die trutzige WÜLZBURG hatte seit ihrer Fertigstellung eine geschichtsträchtige Vergangenheit; zweimal war sie in unserem Jahrhundert als Lager tätig: während des Ersten Weltkrieges als Kriegsgefangenenlager (hier war im Jahre 1918 der damalige Capitaine Charles de Gaulle, der spätere Staatspräsident Frankreichs, untergebracht) und während des Zweiten Weltkrieges, von 1. 9. 1939 bis zum Kriegsende 1945, als Internierungslager, eingerichtet durch die Heeresstandortverwaltung SCHWABACH. Zunächst waren hier in Deutschland lebende ausländische Staatsangehörige (v. a. Engländer, Holländer, Belgier und Franzosen) untergebracht. Im Juli 1941 wurde das Lager dann, so berichtet Stadtarchivar *Reiner Kammerl*, geräumt und mit sowjetischen Internierten – in Deutschland und Polen lebende Zivilisten sowie Angehörigen der sowjetischen Handelsflotte – belegt. Die 38 Internierten, die in der WÜLZBURG starben, wurden nicht auf dem örtlichen Friedhof bestattet, sondern auf einem eigenen Terrain – einer abgesonderten Begräbnisstätte, dem "FALLGARTEN" – unweit der Festung.

Heute liegt die Begräbnisstätte des ehemaligen Internierungslagers WÜLZBURG an einem Hang inmitten von Gärten. Der Friedhof, der nicht leicht zu finden ist, macht einen gepflegten Eindruck: In drei Reihen sind die Gräber hügelauflauf angeordnet. Eine Steinbank davor lädt zum Ausruhen und Verweilen ein.

Auf der linken Seite der Gräberreihen wurde 1989 von einer Gruppe ehemaliger Internierter aus der damaligen Sowjetunion, die die

Stadt WEISENBURG und "ihr ehemaliges Internierungslager" besuchten, an einem großen Stein eine Gedenktafel mit folgender (deutscher und russischer) Inschrift angebracht: **"Den Toten des Internierungslagers Wülzburg zum Gedenken A.D. 1989"**. Fein säuberlich stehen die kleinen Grabkreuze – jeweils mit einer Zahl auf dem Holzkreuz und dem Namen mit Sterbedatum auf einem kleinen Messingschild darunter versehen – da. Ein Blick auf die Namen der hier Bestatteten aber verrät dem aufmerksamen Betrachter, daß er hier vor einem weiteren ZEUGNIS JÜDISCHEN STERBENS in WEISENBURG steht: die Namen der Toten – um nur einige exemplarisch zu nennen – lauten: **ISRAEL ABRAGAN, SALOMON GRÜNCHSTEIN, SAMUEL GUTMANN, SAMUEL MGALOISCHWILLI, NAF-TALIS MICHELSONS, LAZAR OLSCHANCKY, ABRAHAM PLOTKINE, LUDWIG RABINOWITSCH, ELIAS REMPEL, MOSES ROITER, MOSLELEIBA SZTERN, SCHLEMA USCHAROWSKI**, u. a. m. Es handelt sich bei einem erheblichen Teil der Kriegsoffer ganz offensichtlich um JUDEN, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Leider ist das durch

die Einheitskennzeichnung mit Kreuzen überhaupt nicht erkennbar.

Sicher haben die für diese Begräbnisstätte Verantwortlichen in allerbesten Absicht gehandelt, als sie die Gedenkstätte "FALLGARTEN" so, wie sie sich heute darstellt, gestaltet haben. Vielleicht wäre es aber doch möglich, in Zukunft die Gräber der JÜDISCHEN TOTEN durch entsprechende Zeichen – etwa einen DAVIDSTERN oder eine RUNDE STELE (so sind die jüdischen Gräber auf den Soldatenfriedhöfen erkennbar) – als JÜDISCHES GRAB zu kennzeichnen. Denn es schmerzt mich als Juden, wenn ich erkennen muß, wenn Grabstätten von Juden nicht als solche erkennbar sind.

In der heutigen Zeit des großen Sparsens stößt man sicherlich nicht auf große Begeisterung, wenn man solche Vorschläge macht. Vielleicht könnten sich jedoch Organisationen, Vereine oder sonstige Institutionen dazu durchringen, eine Möglichkeit zu finden, um eine entsprechende Kennzeichnung der Gräber der jüdischen Opfer des Zweiten Weltkrieges, die im Internierungslager WÜLBURG ihr Leben ausgehaucht haben, zu finanzieren.

Israel Schwierz

Die einstige Synagoge von Arnstein – Zeichen des Patriotismus der "Deutschen Juden"

In ARNSTEIN/Unterfranken existierte bis April 1938 eine Jüdische Kultusgemeinde. Sie besaß eine 1819 erbaute und in den Jahren 1869, 1905 und 1934 renovierte Synagoge, ein Schulhaus und eine Mikwe.

Heute leben in der unterfränkischen Kleinstadt keine Juden mehr. An die jüdische Gemeinde erinnert jetzt nur noch das frühere Synagogengebäude und das jüdische Schulhaus.

Die einstige Synagoge in der Goldgasse 28 ist bis in die Gegenwart ein faszinierendes Bauwerk: es läßt nicht nur Rückschlüsse auf die recht guten Vermögensverhältnisse und die absolute Glaubenstreue der Juden von

Arnstein zu, es läßt auch erkennen, daß die jüdischen Einwohner Arnsteins auch glühende deutsche und bayerische Patrioten waren.

Das Synagogengebäude, 1819 im klassizistischen Stil erbaut, war früher in drei Ebenen aufgeteilt: während die Männer sich zum Gottesdienst im Gebetsraum im Erdgeschoß vor dem Aron Hakodesch versammelten, waren den Frauen zwei übereinanderliegende "Frauensynagogen" vorbehalten. In der Mitte des Erdgeschoßes befand sich der Almemor, davor, an der Ostseite, der Toraschrein. Über dem Aron Hakodesch befand sich ein rundes Fenster; rechts und links davon sind – und das ist eine Einmaligkeit in Deutschland – Zei-



chen des Patriotismus der einstigen "deutschen Juden" bis heute noch gut zu erkennen: während auf der linken Seite ein geflügelter Greif das Wappen des deutschen Kaiserreiches in den Farben Schwarz-Weiß-Rot emporhält, hat sein "Partner" auf der rechten Seite das bayerische Königsschild in den Farben Weiß-Blau in den Tatzen. Der ganze einstige Innenraum wurde von dem heute noch gut erhaltenen himmelblauen "Synagogenhimmel", auf dem Sterne symmetrisch angeordnet sind, überspannt. Zwischen den Innenwänden und der runden Decke kann man die bis heute farblich wunderbar erhaltenen Jugendstilornamente als "Verbindung" bewundern.

Schon äußerlich fällt das Synagogengebäude durch seine symmetrische Architektur und seine Schönheit auf; auch wenn die einst großen Fenster teilweise zugemauert wurden und auf der einen Seite des früheren Kultgebäudes ein Anbau erfolgte, so kann man, sogar von außen, noch immer gut erkennen, daß es sich bei diesem Bauwerk um ein besonderes Gebäude handelte.

Die Arnsteiner Synagoge hat schon eine bewegte Geschichte hinter sich: 1938 – in der "Reichskristallnacht" – wurde sie nur deshalb nicht niedergebrannt, weil die benachbarten "arischen" Häuser ebenfalls ein Raub der Flammen geworden wären; sie wurde im gleichen Jahr an Privatleute veräußert, die sie – nach entsprechenden Ein- und Umbauten – als Wohnhaus, als Bettfedernreinigung und

schließlich als Lagerstätte nutzten. Seit einigen Jahren – der Besitzer hatte gewechselt – steht sie nun leer, bewohnt nur noch von einigen Tauben.

Die heutige Besitzerin, eine freundliche Geschäftsfrau, deren Vater den Besucher bereitwillig durch die einstige Synagoge führt, würde das Bauwerk gerne verkaufen. Eine Sanierung des Bauwerks kann sie mit Sicherheit nicht durchführen lassen, denn diese wäre finanziell unmöglich; abreißen würde sie das heute unter Denkmalschutz stehende einstige Kultgebäude auf keinen Fall. Sie hofft, daß die Kommune Arnstein ihr die ehemalige Synagoge zu einem annehmbaren Preis abkauft und daß der frühere jüdische Kultbau – nach einer gründlichen Renovierung innen wie außen – eine würdige Bestimmung – etwa als Ausstellungsgebäude, als Galerie oder als örtliches Kulturhaus – erhält. Nur so kann sichergestellt werden, daß die heute in diesem unserem Lande mit Sicherheit einmaligen Zeugnisse deutsch-bayerischen Patriotismus der einstigen "deutschen Juden" der Nachwelt erhalten bleiben werden.

Israel Schwierz
Postfach 250139, 97044 Würzburg



Gruppe München

Bernward von Possanner zum 80. Geburtstag



Die Münchner Frankenbundgruppe feierte den 80. Geburtstag von Bfr. Bernward von Possanner. Er wurde am 14. März 1913 in München geboren und fand seine Liebe zum Frankenland durch seine Frau Trudi, die in Würzburg zur Welt kam und am 11. Februar mit Ihrem Mann Ihren 75. Geburtstag feierte.

Da Bernward von Possanner früh seinen Vater verlor, kam er nach Herzogenaurach, wo er seine Kindheit verbrachte und auf die Klosterschule ging. 1927 kehrte er nach München zurück, um eine dreijährige kaufmännische Lehre zu absolvieren und nebenbei im Abendstudium die mittlere Reife zu erlangen.

Nach erfolgreicher Berufslaufbahn, neun Jahren Militärzeit und anschließender Kriegsgefangenschaft eröffnete er in München eine Niederlassung einer Chemisch-technischen Fabrik, die er 25 Jahre geleitet hat.

1958 wurde Bernward von Possanner mit seiner Frau Trudi Mitglied des Frankenbundes und war von 1978 bis 1990 Vorsitzender der Münchner Gruppe. In dieser Zeit gab es interessante Vorträge über "Tilman Riemenschneider", (hierzu lud er auch den Münchner Kreis ins Lembachhaus dazu ein) "Residenz Würzburg", "Ansbach, die Perle Mittelfrankens", "Das fränkische Coburg in seiner europäischen Bedeutung", für die sich Bundesfreunde aus ganz Franken zur Verfügung stellten. In Regenstein gründete er ebenfalls eine Frankenbundgruppe und setzte sich besonders für Bamberger Heimatdichter ein.

So sind es nicht nur die fränkischen Politiker, die ein bißchen in München "regieren", sondern auch die kulturelle Seite wird nicht vernachlässigt.

Für seine Verdienste beim Frankenbund, der Dauthendeygesellschaft und besonders für die Gruppe München bedanken wir uns herzlich. Hierfür bekam Bernward von Possanner von der Dauthendeygesellschaft anlässlich der Feierlichkeiten in der Residenz zum 125. Geburtstag des Dichters am 25. Juli 1992 die silberne Dauthendey-Plakette überreicht.

Alle seine Freunde, im besonderen die Gruppe München, wünschen dem Ehepaar von Possanner noch viele schöne Jahre bei bester Gesundheit. Wir bedanken uns für die Arbeit in den vielen Jahren!

Christine Jakob

Zum Tod von Dr. Hermann Gerstner

Zum Gedenken an den 125. Geburtstag des Dichters und Malers Max Dauthendey wurde von Dr. Hermann Gerstner noch einmal das Büchlein "Ich habe Dir so viel zu sagen ..." verlegt. Sicher hätte er uns auch noch viel zu sagen gehabt, hat er doch erst heuer seinen 90. Geburtstag mit seiner Familie und Freunden gefeiert, wobei bestimmt keiner daran dachte, daß man sich in diesem Jahr auch noch zur Beerdigung in Grünwald trifft. Er wollte immer sein wie Max Dauthendey, er reiste mit seiner Frau Inge sehr viel in der Welt herum, und in seinen so zahlreichen Büchern spiegelt sich immer wieder das Fernweh. Sein Lebensweg ging über Würzburg nach Berlin; nach dem Krieg wurde er in München-Grünwald seßhaft. Seine Geburtsstadt Würzburg vergaß er nie und sein letztes großes Buch hieß "Adieu mein Vaterhaus". Bei der kleinen

Gedenkfeier nach seiner Beerdigung gedachte man in Gedichten seiner und erlebte, daß er schon vorher auch an seinen Tod dachte und seine Gedanken niederschrieb. Die Redner am Grab, wie sein Verleger H. Wankmüller und H. Roßdeutscher von der Dauthendeygesellschaft ließen sein Leben nochmals Revue passieren und Dr. Hochmuth widmete ihm noch ein Gedicht. Ein paar Tage später, am 29. 8. 93, jährte sich auch der Todestag von Max Dauthendey zum 75. Mal.

"Ich habe Dir so viel zu sagen ..." auch wir hätten ihm bestimmt noch viel zu sagen. So bleibt uns nur zu danken für alle seine Werke, die er uns hinterlassen hat. Er äußerte einmal: "Bücher sind wie Baudenkmäler. Sie kann man immer wieder lesen, und diese bleiben uns".

Liebeserklärung

von Hermann Gerstner

Du fragst mich, was ich liebe.

In Amsterdam das Licht der Rembrandt-Säele,
in Chartres das Geleucht der Kathedrale,
im Kaisersaal zu Würzburg die Sonaten,
bei Saintes Maries die strohgedeckten Katen,
am Fuß des Ätna die Orangenhaie,

die Hafenschänke und der Duft der Weine –
und diese Stunden, da wir uns gehören,
die Stunden unterm Schattengrün der Föhren,
da wir das Meer gewaltig rauschen hören,
Du fragst mich, was ich liebe

Christine Jakob

Gruppe Würzburg

Fahrt zur Orgelweihe nach Bettenhausen/Thüringen

Ein Juwel aus der Barockzeit, die Orgel der Kirche zum Heiligen Kreuz in Bettenhausen im fränkischen Thüringen, konnte am Sonntag, 10. Oktober 1993 wieder erklingen. Für etwa 50 Bundesfreunde aus der Gruppe Würzburg des Frankenbundes, die eine Tagesfahrt unter dem Motto "Fahrt zu einer Königin" unternahmen und dabei auch das Or-

gelmuseum in Ostheim/Rhön besuchten, war das festliche Orgelkonzert, das Michael Schönheit, der Organist des Leipziger Gewandhauses gab, der Höhepunkt. Knapp ein Jahr vorher hatte die Gruppe Würzburg ein Benefizkonzert in der Mariannahilfkirche in Würzburg veranstaltet. Unter der Schirmherrschaft unseres 1. Bundesvorsitzenden,

Regierungspräsident Dr. Franz Vogt, sang damals der Chor aus Bettenhausen Lieder aus vier Jahrhunderten, Bundesfreund Pater Dominikus Trautner OSB spielte die Orgelsymphonie von Widor. Nicht nur der finanzielle Erlös aus dem Konzert war ein wichtiger Beitrag zur Orgelrenovierung; besonders der mu-

sikalische Erfolg in Würzburg war für die Bettenhäuser Ansporn für weitere Konzerte. Für den Einsatz des Frankenbundes, besonders den von Frau Dr. Annemarie Wagner, dankte der Pfarrer von Bettenhausen, Ralf-Peter Fuchs.

Paul Miltenberger

Freude und Dank

Freude und Dank bleibt für die Gruppe Würzburg des Frankenbundes unzertrennbar verbunden mit dem 24. Oktober 1993. Das Jahresthema 1992 des Frankenbundes "Kleindenkmäler in Stadt und Land" wollten wir nicht nur theoretisch mit Vorträgen oder Diskussionen abhandeln, sondern auch einen bleibenden und konkreten Beitrag leisten. Deshalb wurde die großzügige Spende eines einzelnen Mitglieds nicht in einen großen Topf geworfen, sondern bildete den Grundstein für die Rettung eines bedeutenden Denkmals der Rokokozeit im Würzburger Stadtteil Zellerau: Eine Plastik der "Anna Selbdritt" aus dem Umkreis der Werkstatt von Peter Wagner, die durch Umwelt- und Witterungseinflüsse so stark gelitten hatte, daß an einen weiteren Verbleib an Ort und Stelle nicht mehr zu denken war, holten wir aus der drohenden Vergessenheit und brachten es mit Hilfe vieler Spender und in einer großartigen Zusammenarbeit mit befreundeten Vereinen zustande, eine Abgüßkopie fertigen zu lassen. Bildhauer Lothar Förster gelang ein meisterhafter Abgüß; die "Gemeinnützige Baugesellschaft" der Stadt Würzburg erklärte sich bereit, die Plastik in ihre Obhut zu nehmen. So konnte Erich Krebs, der Vorsitzende der Gruppe Würzburg, am Sonntag, 24. Oktober 1993 nicht nur den Oberbürgermeister von Würzburg, Jürgen Weber, sondern auch zahlreiche Stadträte und viele Mitglieder des Frankenbundes innerhalb eines Festgottesdienstes der Pfarrei St. Elisabeth in Würzburg begrüßen und einen Denkanstoß allen Anwesenden zu geben: Denk mal! Nicht nur in die Vergangenheit sondern auch in Ge-



genwart und Zukunft spricht ein Denkmal zu den Vorübergehenden und den Anwohnern.

Pfarrer Franz-Josef Settler nahm die Segnung vor und bat die Gemeindemitglieder, die Figurengruppe in Schutz zu nehmen. Trotz strömenden Regens waren mehr als hundert Teilnehmer zum Aufstellungsort gekommen, dies gibt Hoffnung, daß die Plastik vor allem von den "Anwohnern" angenommen wird. In ih-

rer anschließenden Ansprache während des Sonntagsgottesdienstes der Pfarrgemeinde St. Elisabeth erklärte Frau Dr. Annemarie Brückner Bedeutung und Sinn der Figurengruppe nicht nur aus kunsthistorischer Sicht, sondern besonders aus der Sicht des Glaubens. Sie schloß mit dem Wunsch, daß auch noch spätere Generationen "unsere Anna Selbdrift" in Ehren halten und Gutes, d.h. Richtiges, Hilfreiches darüber sprechen.

Aus Sammlungen und Museen

Würzburg:

Mainfränkisches Museum Würzburg

Sonderausstellung "Münzen, Muscheln, Saurier – was Kinder so alles sammeln ..."

11. 11. 1993 – 27. 2. 1994, täglich 10 – 16 Uhr (außer Montag).

Städtische Galerie, Hofstraße 3

28. 11. 1993 – 30. 1. 1994:

hermann de vries: meine poesie ist die welt von den pflanzen

Bamberg:

Stadtgalerie Bamberg, Villa Dessauer

24. 10. 1993 – 23. 1. 1994: Picasso /

Druckgraphische Werke aus d. Sammlung Ludwig (tägl. außer montags 10 – 16.30 Uhr / donnerstags bis 21 Uhr).

Ignatius Taschner

und seine Wurzeln in Bad Kissingen

nennt sich ein gut ausgestattetes Beiheft zu Ausstellung und Katalog der Ignatius-Taschner-Ausstellung, die in diesem Sommer mit großem Erfolg in Lohr und Bad Kissingen gezeigt worden war. Das von Heimatpfleger Werner Eberth verfaßte und bebilderte Heft kann noch beim Stadtarchiv / Stadtbücherei (Peter Weidisch M.A.) in Bad Kissingen bezogen werden.

Die Internationale Spitzensammlung in Nord-

halben ist von Dienstag bis Freitag in der Zeit von 10 – 12 Uhr und 13 – 16 Uhr geöffnet. An Wochenenden und an Feiertagen kann die Ausstellung von 13 – 16 Uhr besichtigt werden

Frankens Flora vor 200 Millionen Jahren

BAMBERG (FR). Pflanzenfossilien aus den sogenannten "Rhät-Lias-Übergangsschichten" des Bayreuther Raumes sind zur Zeit im Naturkunde-Museum Bamberg zu sehen. Die in Tongestein erhaltenen Pflanzenabdrücke von Schachtelhalmen, Farnen, Cycadeen, Bennettiteen und Ginkgebäumen sind Zeugen einer versunkenen, subtropischen Flora aus einem weitläufigen Flußdelta, das sich vor 200 Millionen Jahren in das vorrückende Jura-Meer schob. Die Sonderausstellung von Sepp und Traudl Hauptmann aus Hof macht deutlich, daß Pflanzenfossilien, die gewöhnlich ein Schattendasein innerhalb der Paläontologie führen, von ganz besonderem Reiz sein können. Die Schau auf 100 qm Fläche ist noch bis 31. März 1994 (dienstags bis sonntags 10 bis 16 Uhr) zu sehen. Infos: Naturkunde-Museum, Fleischstr. 2, 96047 Bamberg, Tel. (0951) 863 1248.

Bayreuther "Museumsdreieck" ist komplett

BAYREUTH (FR). Am Markgräflichen Hofgarten zu Bayreuth schloß sich noch in diesem Jahr ein "Museumsdreieck": Am 22. Oktober, dem 182. Geburtstag des Komponisten wurde das Franz-Liszt-Museum eröffnet. Ihr Domizil fand die Gedächtnisstätte in einem Backsteinhaus an der Jean-Paul-Straße. Dort starb der gefeierte ungarische Klaviervirtuose und Schwiegervater von Richard Wagner am 31. Juli 1886 bei einem Besuch der Festspiele. Den wohl bedeutendsten Grundstock für das Museum legt die Sammlung des Münchners Ernst Burger, die als drittgrößte Liszt-Sammlung der Welt gilt und im Jahr 1886 von der Stadt Bayreuth zu einem nicht näher bezifferten "Freundschaftspreis" gekauft wurde. Das Sterbehaus von Franz Liszt liegt in unmittelbarer Nähe der Villa Wahnfried, dem einstigen Wohn-

haus der Familie Wagner, das seit 1976 das Richard-Wagner-Museum beherbergt. Ebenfalls nur wenige Schritte entfernt ist das Jean-Paul-Museum zu finden, untergebracht im ehemaligen Wohnhaus des englischen Autoren Houston Stewart Chamberlain.

Umzug der Knöpfe

FICHTELBERG (FR). Das Fichtelberger Knopfmuseum wird nach Weidenberg (bei Warmensteinach) umziehen. Damit bleiben die kleinen Exponate "als Zeitdokument im Fichtelgebirge" und gehen weder nach München noch nach Würzburg, stellt der Weidenberger Bürgermeister Wolfgang Fünfstück zufrieden fest. Das Museum mit Tausenden der gläsernen Ausstellungsstücke wird bis Anfang nächsten Jahres in der ehemaligen Glasperlenfabrik in Weidenberg eingerichtet und darüberhinaus von der Eigentümerin der bislang leerstehenden Anlage betreut. Der Verein Werksiedlung Weidenberg will später an einem Druckofen die Herstellung der kleinen Kunstwerke demonstrieren. Vorgesehen ist außerdem, das Museum mit Exponaten aus der Gablonzer Glasindustrie zu erweitern, die früher allein in Weidenberg mit 53 Betrieben ansässig war.

Urvieler als Kontrastprogramm

NÜRNBERG (FR). Mit dem Christkindlesmarkt (26. 11. – 24. 12. 93) und der **Ausstellung des Centrums Industriekultur "Dinos in Nürnberg"** (6. 12. 93 – 14. 4. 94) bietet die Noris am Jahresende gleich zwei publikumsträchtige Themen. Während das Interesse an dem weltberühmten Weihnachtsmarkt nach der Öffnung der Ostgrenzen wieder normale Formen erreicht hat, dürfte die Massenpsychose um die prähistorischen Großtrampler weiter anhalten. Allerdings legen die Ausstellungsmacher Wert darauf, daß **die Schau neben beweglichen, lebensechten Saurier-Modellen einer japanischen Firma auch wissenschaftliche Grundlagen bietet**. So können sich Besucher der Ausstellungshalle an der **Außen Sulzbacher Straße 62** an den fünf Meter großen Urzeitvichern erfreuen, die mit Kopf und Schwanz wackeln und sogar gutturale Laute ausstoßen. Die Inszenierung von Bühnenbildern und Lichtdesignern wird von einer Dokumentation ergänzt, die Aspekte der Entwicklung, des Lebens und des Aussterbens der Unsterblichen beleuchten soll. Infos zur Nürnberger Dino-Schau: Centrum Industriekultur, 90491 Nürnberg, Telefon (09 11) 2314672.

Fränkisches in Kürze

Goldplakette für Haßberge-Dorf

Der kleine Ort Rabelsdorf (Gemeinde Pfarrweisach, Lkr. Haßberge) gewann beim Bundeswettbewerb "Unser Dorf soll schöner werden" die Goldplakette. Ausschlaggebend für die Preiszuteilung, so die Jury, sei gewesen, daß sämtliche Verschönerungsmaßnahmen in Eigenregie durchgeführt worden sind. Besonders gefiel der alte Feuerlöschteich, der zu einem lebendigen Dorfweiher, einem Biotop mitten im Ort, umgestaltet worden ist.

Frankenwein '93 – ein Geschenk Gottes

Die fränkischen Winzer haben heuer nach eigener Einschätzung "einige der besten Weine der Welt" geerntet. Der 1993er ist nach dem Urteil der Fachleute ein qualitativer Meilenstein in der Weinbaugeschichte. "Ein Traumjahrgang, ein wahres Geschenk Gottes" nennt der Vorstandsvorsitzende der Gebietswinzergenossenschaft Franken (GWF), Michael Schilling, den Heurigen. Und der fränkische Weinexperte Bernhard Weissensee stellt

den 1993er in eine Reihe mit den großen Weinen von 1959, 1971 oder 1978. Das geschätzte Ernteergebnis liegt bei 450000 Hektolitern. Mehr als 90 Prozent davon werden Prädikatsweine werden.

Gute Mostergebnisse bei weniger Ertrag

stellten auch die Betreiber des "Altfränkischen Weinbergs" in Randersacker bei Würzburg fest. Das Erntegut war infolge der langen Trockenheit mehr kleinbeerig und betrug nur zwei Drittel der Vorjahresmenge. Es konnten aber stolze 92 Grad Öchsle gemessen werden. Bis zuletzt wurden in diesem "Lebensraum Würzburg" die Blütenstauden von Waldmöhre, Seifenkraut, Bitterkraut, Färberkamille, Geiskraut und Rainfarn nicht beseitigt.

In zehn Jahren 3.000 Teilnehmer bei den Spalter Bierseminaren

SPALT (FR). Rund 3.000 Freunde des edlen Gerstensaftes haben in zehn Jahren die Bierseminare im mittelfränkischen Hopfenstädtchen Spalt ab-

solviert. Seit 1983 werden jährlich bis zu acht Wochenend-Seminare abgehalten, bei denen über den Hopfenanbau im Spalter Hügelland, die Bierherstellung und über Spezialitäten rund ums Bier informiert wird. Zum Programm gehören ferner eine Besichtigung der Stadtbrauerei und eine Bierprobe mit fünf verschiedenen Sorten. Zum Abschluß der bierigen Veranstaltung überreicht Bürgermeister Heiner Heubusch einen Erinnerungskrug und ein Bierkochbuch.

Die ersten Fränkischen Mundarttage in Karlstadt/Main

Das Kulturamt der Stadt Karlstadt hat zusammen mit einer privaten Kulturinitiative in der Zeit vom 7. bis 10. Oktober erstmals fränkische Mundarttage veranstaltet.

Nach Beendigung der Veranstaltungen (zuzüglich einer Zusatzvorstellung am 11. Oktober 1993) konnten die Veranstalter eine erfolgreiche Bilanz ziehen. Das Konzept, die Mundart in ihren verschiedenen Facetten, traditionell und modern, musikalisch, mit Lesung und Kabarett sowie Theater vorzustellen, kam im Besuch und Urteil der zahlreichen Zuschauer hervorragend an. An mangelndem Publikumsinteresse litt lediglich, zum Bedauern der Veranstalter, die Veranstaltung "Mundart in Rock und Blues". Offensichtlich fühlte sich hier die eigentliche Zielgruppe jugendliches Publikum nicht ausreichend angesprochen. Ansonsten waren die Veranstaltungen gut bis sehr gut besucht, wobei "Mundart im Kabarett" absolut ausverkauft war. Besonders erfreulich war, daß bei den Veranstaltungen die Altersstruktur des Publikums von Jung bis Alt reichte, was das grundsätzliche Interesse an der fränkischen Mundart dokumentierte. Ob die Veranstaltungsreihe eine Fortsetzung im Jahre 1994 findet, hängt in erster Linie von den Haushaltsberatungen des Karlstadter Stadtrates ab.

Vom Fitneß-Studio in die Spielbank

In Franken bieten mittlerweile zehn Bäder "gesundzeit"-Programme an, nämlich Bad Alexandersbad, Bad Berneck, Bad Brückenaue, Bad Kissingen, Bad Königshofen, Bad Mergentheim, Bad Neustadt, Rodach, Bad Steben und Bad Windsheim. Je nach örtlichen Gegebenheiten variieren die Inhalte, die von einer Sonderkommission des Heilbäderverbandes überwacht werden.

Einführung in eine alte Volkskunst

KRONACH. Die ehemalige Ausbildungsstätte für Berufsklöpplerinnen in Nordhalben (Frankenwald) entwickelt sich immer mehr zu einem beliebten Treffpunkt für Hobby-Klöpplerinnen und

auch Klöppler. Damit wir die nach erzgebirgischem Vorbild im Jahre 1903 entstandene Einrichtung des Kunsthandwerks erhalten. In Wochen- und Abendkursen werden Interessenten in die Kunst des Klöppelns eingeführt, darüberhinaus finden aber auch Sonderkurse zum Beispiel an Wochenenden statt. Vermittelt werden verschiedene Spitzentechniken, neben traditionellen Mustern werden auch neue wirkungsvolle Motive, die in Form und Farbe dem heutigen Geschmack angepaßt sind, bearbeitet. Das Klöppelangebot ist Bestandteil des neuen Frankenwald-Gastgeber-Kataloges 1994, der bei der Tourist Information Frankenwald, Amtsgerichtsstraße 21, 96317 Kronach, bestellt werden kann.

Rhönklub für Aufhebung von Wildflecken

In einer Stellungnahme spricht sich der Hauptvorstand des Rhönklubs gegen eine Beibehaltung des rd. 80 qkm großen Truppenübungsplatzes Wildflecken aus. Aufgrund des Abzugs der Amerikaner und der Reduzierung der Bundeswehr sei es nicht verständlich, den Truppenübungsplatz beizubehalten. Die bestens ausgestatteten Gebäude ließen sich für den Fremdenverkehr, als Sporthochschule oder Sportzentrum nutzen. Damit könnten auch im Dienstleistungsbereich eine große Zahl von Arbeitsplätzen gerettet werden.

Krippenbasteln in allen Variationen

ASCHAFFENBURG (FR). Ab sofort bieten die Aschaffener Krippenfreunde wieder Bastelkurse, bei denen Krippen samt aller dazugehörigen Figuren getont, geschnitten und bemalt werden. Während der Adventszeit können sich nicht nur Bastler Anregungen im Krippenmuseum der Vort-Gemeinde Glattbach holen, das dort Exponate aus aller Welt ausstellt. Auskünfte: Tourist Information Spessart-Main-Odenwald, Bayernstraße 18, 63739 Aschaffenburg, Telefon (06021) 394271.

Fränkische Bäder vorn

Etwa ein Drittel der von der amtlichen Statistik erfaßten 16,5 Millionen Gästeübernachtungen in Franken (1992) entfällt auf die fränkischen Bäder. Die durchschnittlichen Tagesausgaben der Gäste in den Heilbädern und Kurorten einschließlich Unterkunft betragen nach Angaben des Bayerischen Heilbäderverbandes rund 150 Mark – das ergibt einen Umsatz von annähernd 900 Millionen Mark. Diese Zahlen unterstreichen eindrucksvoll die Bedeutung des Heilbäderwesens für den fränkischen Fremdenverkehr.

In sieben Tagen zum "geprüften Nachtwächtergesellen"

RODACH/COBURG. Vom 21. bis 28. März 1994 wird im oberfränkischen Rodach erstmals ein Nachtwächterseminar durchgeführt. Ziel der Ausbildung ist ein örtlicher Nachtwächterrundgang, der allerdings nur nach erfolgreich abgelegter Prüfung absolviert werden darf. Gleichzeitig ist das Prüfungs-Zertifikat Voraussetzung für eine Mitgliedschaft in der Europäischen Nachtwächter- und Türmerzunft, die zusammen mit der Kurverwaltung Rodach als Veranstalterin auftritt.

Der Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums Prof. Dr. Gerhard Bott trat in den Ruhestand

Der Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg Prof. Dr. Gerhard Bott trat zum Ende des Monats Oktober in den Ruhestand. Gerhard Bott lenkte 13 Jahre die Geschicke des Hauses.

Ende 1980 übernahm Gerhard Bott die Generaldirektion des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. 1986 zeigte er die Ausstellung "Nürnberg 1300-1550. Kunst der Gotik und Renaissance", die auch im Metropolitan Museum in New York mit großem Erfolg gezeigt wurde. Im folgenden widmete er sich besonders der Konzeption der Ausstellung "Die Grafen von Schönborn" (1989) und "Künstlerleben in Rom. Bertel Thorvaldsen. Der dänische Bildhauer und seine deutschen Freunde" (1991).

Höhepunkt seiner Tätigkeit am Germanischen Nationalmuseum war die Realisierung des Erweiterungsbaus "Kartäuserbau - Museumsforum", der im Juni 1993 mit der großen Sonderausstellung "LudwigsLust. Die Sammlung Irene und Peter Ludwig" eröffnet wurde. Mit der Vollendung des Erweiterungsbaus kann sich das rd. 1,2 Millionen Objekte beherbergende größte Museum deutscher Kunst und Kultur auch flächenmäßig zu den größten Museen der Welt zählen.

Zum Sachs-Geburtstag nach Nürnberg

Das offizielle Festprogramm der Stadt Nürnberg um den 500. Geburtstag des Schusterpoeten Hans Sachs steht zwar erst in groben Umrissen, dennoch gibt es schon die ersten Reiseprogramme. "Poetische Tage" verspricht ein 3- oder 4-Tage-Angebot: Enthalten sind Auftritte der Hans-Sachs-Spielgruppe der Stadt Nürnberg, eine kunsthistorische Stadtführung, ein Abendessen, nach Rezepten des 16. Jahrhunderts, eine Exkursion über den berühmten Johannisfriedhof und zwei Übernachtun-

gen. Bei der Viertagereise ist ein Ausflug nach Bayreuth eingeschlossen. Motto: "Hans Sachs, Richard Wagner und die Meistersinger von Nürnberg".

Weihnachtsmarkt in Aschaffenburg

ASCHAFFENBURG (FR). Glasbläser, Kerzenzieher, Köche, Kunsthandwerker, Spielzeugmacher und Zuckerbäcker versammeln sich wieder vom 26. November bis zum 23. Dezember vor der reizvollen Kulisse von Schloß Johannisburg zum Aschaffener Weihnachtsmarkt. Neben weihnachtlichen Düften locken aber auch vielversprechende Klänge zum Schloßplatz, denn rund um den Markt sind wieder zahlreiche Veranstaltungen vorgesehen.

Kleindenkmäler und Volkskunde: Deutsche Steinkreuzforscher hatten Jahrestreffen in Schillingsfürst

Am 2. und 3. Oktober 1993 trafen sich die Mitglieder der Deutschen Steinkreuzforschung zu ihrem diesjährigen Jahrestreffen in Schillingsfürst. Der 1. Vorsitzende Werner Wiedemann aus Nürnberg hob in seiner Begrüßung hervor, daß Steinkreuze nicht verschwinden oder in Bauhöfen eingelagert werden dürfen. Mit Besorgnis sei zu bemerken, daß das Interesse an Kleindenkmälern schwinde; sie seien aber unverzichtbare Bestandteile einer Kulturlandschaft.

Zum Thema "Kleindenkmäler erzählen Geschichte und Geschichten" referierte Bezirksheimatpfleger Dr. Kurt Töpner. Beeindruckend waren die Dias vom "Großen Markmann" im Wald bei Brünst, Gemeinde Leherg. Zusammen mit dem nur wenige hundert Meter entfernt stehenden "Kleinen Markmann" gehört er zu den ältesten noch erhaltenen Grenzsteinen. Beide sind bereits im 16. Jahrhundert erwähnt und auf Anspruchskarten des Deutschen Ordens in Virnsberg aus dem 17. Jh. eindeutig als Grenzmarkierungen eingezeichnet.

Edmund Zöllner, Heimatpfleger des Altlandkreises Feuchtwangen, zeigte in einem Lichtbildervortrag "Kostbarkeiten im Ansbacher Land", überwiegend Aufnahmen der 50er Jahre aus einem Nachlaß. "Überlegungen zu den Setzungsanfängen christlicher Kreuz-Grabsteine" lautete das Thema von Werner Müller aus Elze. Dr. Karl Röttel aus Buxheim/Eichstätt referierte über die "Klassifikation religiöser Flurdenkmäler" Volker Dechert aus Schwabach folgte mit einem aufschlußreichen Referat über die "Rothenburger Landhege".

Nach dem Vortrag von Walter Saal, Merseburg, zum Thema "Die südthüringischen Döcker aus volkskundlicher Sicht" besichtigten die Stein-

kreuzforscher ein in Europa einmaliges Denkmal der Technikgeschichte: Das Ochsentretschneibenpumpwerk zu Schloß Schillingsfürst. Es wurde 1702 über dem "Heiligen Brunnen" zur Wasserversorgung des etwa 1,5 km entfernt gelegenen Schlosses Schillingsfürst durch den Nürnberger Brunnenmeister Martin Löhner (1636-1707) erbaut. Die Maschine wurde von einem Ochsen als "Muskelkraftmotor" angetrieben. Sie funktionierte bis zum Bau der Wasserleitung zu Schloß Schillingsfürst um 1920 nach den alten mechanischen Prinzipien Ebene und Hebel: Aus dem Körpergewicht des Ochsen entstand auf der schrägen

Tretschneibe eine Kraft, die diese in Bewegung versetzte. Die Drehung wurde über ein hölzernes Getriebe auf eine eiserne 3-fache Kurbelwelle ins Schnelle übersetzt. Diese betätigte über Pleuelstangen drei Pumpen, die das Wasser in den 1729 errichteten und 1887 aufgestockten Turm drückten. Von dort floß es durch hölzerne Rohrleitungen, die sog. "Deicheln", zum Schloß.

Am folgenden Tag führen die Teilnehmer mit einem Bus zu Steinkreuzen und anderen Kleindenkmälern im Landkreis Ansbach.

Hartmut Schötz,

Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach

Aus dem fränkischen Schrifttum

Festschrift Alfred Wendehorst. Zum 65. Geburtstag gewidmet von Kollegen, Freunden, Schülern. Herausgegeben von Jürgen Schneider und Gerhard Rechter. 2 Bände (Jahrbuch für fränkische Landesforschung 52 und 53), Kommissionsverlag Degener & Co., Neustadt (Aisch) 1992, brosch. zusammen XXIV, 852 S., Tafeln.

Diese umfangreiche Festschrift ist ein beeindruckendes Zeugnis der großen Verdienste, die sich der geborene Rheinländer Alfred Wendehorst in den vergangenen vierzig Jahren als gelehrter Forscher, Universitätslehrer und Wissenschaftsorganisator um die fränkische Landesgeschichte erworben hat, und sie spiegelt zugleich das hohe Ansehen des Gelehrten weit über Franken hinaus bei Wissenschaftlern des In- und Auslandes wider. Das wissenschaftliche Werk umfaßt, wie der von Maria Günther bearbeitete Bibliographie (I-14) zu entnehmen ist, allein 128 selbständige Schriften und Aufsätze, darunter mehrere umfangreiche Monographien und Quelleneditionen; hinzu kommen zahlreiche Lexikonbeiträge, Rezensionen und herausgegebene Veröffentlichungen. Es würde zu weit führen, alle 52 Festschriftbeiträge hier aufzuzählen, geschweige denn, zu würdigen. Die meisten sind Themen der fränkischen Landesgeschichte gewidmet und schöpfen – wie auch viele Arbeiten Wendehorsts – aus ungedruckten oder bislang unausgewerteten Quellen. Ich nenne aus Band I: J. Petersohn, Zur geographisch-politischen Terminologie und Datierung der Passio maior sancti Kiliani (25-34). – J. Schütz, Fredegar: Über Wenden und Slawen (45-59). – W. Goetz, Von Bamberg nach Frankfurt und Aachen. Barbarossas Weg zur Königskrone

(61-71). – St. Weinfurter, Friedrich Barbarossa und Eichstätt. Zur Absetzung Bischof Burchards 1153 (73-84). – K. Guth, Elisabeth von Thüringen und ihr hochmittelalterlicher Kult in den Spitälern des Deutschen Ordens zu Marburg und Nürnberg (135-143). – W. Scherzer, Die fürstbischöfliche Kanzlei zu Würzburg und der Weg von der Urkunde zu den Akten (145-152). – R. Schuh, Besitzgeschichte des Klosters Heidenheim bis 1400 (153-194). – A. Kraus, Die Grafschaft Sulzbach. Ergebnisse und Probleme der Forschungen zum Historischen Atlas von Bayern (195-207). – R. Seyboth, Reichsstadt und Reichstag. Nürnberg als Schauplatz von Reichsversammlungen im späten Mittelalter (209-221). – M. Polivka, Nachrichten zur böhmischen Geschichte als Beispiel für die Auswertung eines brandenburgisch-markgräflichen Rechnungsbestandes aus der Zeit der Hussitenkriege (223-230). – R. Gömmel, Die Wirtschaftsbeziehungen Frankreichs zum europäischen Osten vom Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert (263-272). – J. Leinweber, Zwei unbekannte Fuldaer Totenroteln. Zur Totensorge des Klosters Fulda im Spätmittelalter (273-281). – V. Press, Franken und das Reich in der Frühen Neuzeit (329-347). – W. v. Stromer, Fränkische Buchkultur zur Gutenberg-Zeit. Conrad Forster aus Ansbach und Hans Vorster (349-366). – K. Arnold, Engelhard Funck (Scintilla). Beiträge zur Biographie eines fränkischen Humanisten (367-380). – F. Machilek, Sebald Lobmair (gest. 1525), Benefiziat bei St. Klara in Nürnberg und Beichtvater zu Pillenreuth 381-400).

Aus Band II seien genannt: G. Pfeiffer, Andreas Karlstadt und Albrecht Dürer (1-18). – L. Schnur, Die letzten Lebensjahre des brandenburgi-

schen Kanzlers Georg Vogler in Windsheim und Rothenburg (37-54). – R. Endres, Armenstiftungen und Armenschulen in Nürnberg in der Frühneuzeit (55-64). – St. Nöth, Aus den Haushaltungsrechnungen des Bamberger Domdekanus Johann Heinrich von Nankenreuth 1582-1586 (65-73). – E. Riedenauer, Die Inventare der Echterischen Rittergüter Gerolzhofen und Dingolshausen von 1616 (75-112). – J. Schneider, Abdias Trew, Mathematicum & Physices Professor Publicus merittissimus (1597-1669) [in Altdorf] (119-130). – H. Neuhaus, Franken in Diensten von Kaiser und Reich (1648-1806) (131-158). – W. W. Schnabel, Ein ruhig Schäferhüttlein an der Pegnitz? Zu den Lebensumständen der Catherina Regina von Greiffenberg in Nürnberg 1680-1694 (159-187). W. G. Marigold, Aspekte der Gelegenheitsdichtung im katholischen Franken (189-200). D. J. Weiß, Die Mariahilf-Verehrung in Franken (201-215). – G. Rechter, Ein evangelischer fränkischer Reichsritter kommt in den Deutschen Orden. Zur Rezeption des Christoph Sigmund v. Seckendorff-Aberdar (1716-1762) (217-231). – U. Müller, Heinrich Friedrich Delius (1720-1791) – Professor zu Erlangen und Präsident der Leopoldina (233-247). – F. Wedel-Schaper, "... das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden ..." – Die Teutsche Gesellschaft in Erlangen (249-263). – G. Schuhmann, Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach in Sayn-Altenkirchen 1741-1791 (265-281). – H. Fischer/Th. Wohnhaas, Der Hof- und Landorgelmacher Georg Martin Gessinger in Rothenburg ob der Tauber (283-308). – B. Schemmel, Bamberg und die "Harmonie" zwischen Aufklärung und Biedermeier (321-333). – G. Hirschmann, Neue Quellen zur Biographie des Nürnberger Kaufmanns und Bürgermeisters Johann Merkel (1785-1838) (345-361). – R. Braun, Kloster und Kaserne. Militärische Nutzung und Schicksal kirchlicher Bauten in Franken im 19. Jahrhundert (363-380). – P. Herde, Die Erhebung von Franz Joseph Stein zum Bischof und das Ende des "Kulturkampfes" in Würzburg (1878) (381-402). – E. Soder von Güldenstubbe, Zur Geschichte des Würzburger Diözesan-Archives. Entwicklung und Bestände (421-433).
Enno Bünz

Eva Herold: Bemalte Möbel im Coburger Land. Sammlung Herold. Coburg: Druckhaus Neue Presse Coburg 1993, 112 Seiten, DM 25,- (broschürt) bzw. DM 29,50 (gebunden)

Möbelforschung in ihrer gesamten Komplexität zu betreiben, stellt, weil nicht zuletzt interdisziplinär,

den Einzelnen vor eine kaum zu bewältigende Aufgabe. Diesem Umstand Rechnung tragend riefen auch die Verantwortlichen der Ausstellung "Möbel aus Franken", die 1991 im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg präsentiert wurde, bewährte Vertreter verschiedener Forschungsgebiete zu einem gemeinsamen Projekt zusammen. Dieses Problem der Komplexität wird auch an der jüngsten Veröffentlichung zum Thema "Möbel" der Coburgerin Eva Herold deutlich. Wie vielen anderen privaten Sammlern muß auch ihrem Engagement um den Erhalt dieses wichtigen Kulturgutes Respekt und Anerkennung bekundet werden. Als erstes Ergebnis ihrer Bemühungen, die Sammlung auch wissenschaftlich aufzuarbeiten, erschien nun der vorliegende Band unter dem Titel "Bemalte Möbel im Coburger Land". Reich bebildert und ausführlich kommentiert zeigt die Verfasserin eine beeindruckende Vielfalt an Truhen, Schränken usw.. Informativ für den interessierten Laien sind sicherlich auch die Ausführungen zur Holzverarbeitung, über die Herstellung und Verwendung der Grundfarben sowie über die Schlösser samt Zubehör. Hier werden allerdings auch die Grenzen des Versuchs einer möglichst komplexen, weil aus einer Magisterarbeit hervorgegangenen, wissenschaftlichen Anspruch erhebenden Darstellung dieses Themas offensichtlich. Somit wird die Autorin aus der Zunft der Volkskundler und der anderen mit Möbelforschung befaßten Fachrichtungen so manche kritische Anmerkung erfahren.

Bei der Einführung zum Thema etwa hätte man sich eine dezidierte Erörterung des Forschungsstandes sowie eine kritische Auseinandersetzung mit der Terminologie der Thematik gewünscht. Die lapidare Feststellung "Archivarbeit steht noch aus" (Seite 6) läßt gar den methodischen Ansatz fragwürdig erscheinen. Denn gerade die "Archivarbeit" bildet eben auch in der Möbelforschung die unabdingbare Grundlage für wissenschaftlich fundierte Ergebnisse. Wie bereits angedeutet, hätten beispielsweise Begriffe wie "Einfachstmöbel" aber eben auch "Bauernmöbel" einer etwas tiefer gehenden Erläuterung bedurft. Nicht ohne Grund findet der Begriff "Bauernmöbel" in der neueren Forschung nur noch mit Einschränkung Verwendung.

Im sehr knappen Literaturverzeichnis vermißt der etwas kundige Leser zumindest folgende zwei für das Thema der Arbeit grundlegende Publikationen: den Katalog zur bereits erwähnten Ausstellung "Möbel aus Franken" (Möbel aus Franken. Oberflächen und Hintergründe, hg. vom Bayerischen Nationalmuseum München, Redaktion Ingrid Bauer, München 1991), aber auch die Würz-

burger Arbeit über das Schreinerhandwerk in Franken (Schreinerhandwerk in Franken. Mit Beiträgen von Ruth Kilian, Michaela Neukum, Sigrid Sangl und Bettina Ulmann, Würzburg 1988). Befaßt sich doch gerade der Beitrag von Bettina Ulmann in zuletzt genannter Veröffentlichung mit dem Schreinerhandwerk in Coburg. Selbst die Ausführungen über das Coburger Sammlungsgebiet der Autorin im speziellen muß beim kritischen Leser einige Verwunderung hervorrufen. So wird beispielsweise die mindestens ebenso bedeutende Sammlung Coburger Möbel von Gustav Fischer nicht einmal erwähnt. Auch der Wiedergabe von Namen wichtiger Autoren wie z.B. Bernward Deneke bzw. Hermann Heidrich (Seite 5), Gerdi Mayerbacher-Legl (Seite 8) aber auch Engelbert Wagner (Seite 108) sollte bei einer Publikation dieses Anspruches etwas mehr Sorgfalt geschenkt werden. Als Zwischenergebnis bei der Aufarbeitung der Bestände der Sammlung Herold in der Bertelsdorfer Mühle darf der vorliegende Band dem interessierten Leser dennoch mit dem Hinweis auf die kurz angedeuteten Defizite an die Hand empfohlen werden. Ulrich Wirz

Hohenlohe wird württembergisch. Ein Bilderlese-Buch, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg durch Karin Wohlschlegel. 332 S. mit 192 Abb., davon 33 in Farbe. Sigmaringen (Thorbecke) 1993 DM 35.-

Hier wird auf eine ungewöhnliche Weise der Versuch unternommen, anhand von zeitgenössischen Textquellen und Abbildungen die Geschichte einer fränkischen Region in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu vermitteln. Denn ein Teil Frankens war "Hohenlohe" seit der deutschen Geschichtswendung stets gewesen. Über drei Jahrhunderte zählten die Grafen und Fürsten von Hohenlohe zum Fränkischen Reichskreis. "Historischer Verein für Württembergisch Franken" nennt sich der regionale Geschichtsverein seit fast eineinhalb Jahrhundert.

Doch im Zuge der Mediatisierung 1806 wurden diese alten Bande durch neuerrichtete Staatsgrenzen zerschnitten: Der größere Teil der hohenlohischen Besitzungen wurde dem neu errichteten Königreich Württemberg zugeschlagen, an Bayern (und damit an Mittelfranken) fiel nur Hohenlohe-Schillingsfürst.

Eingeleitet wird der Band durch einen Essay des Tübinger Landeshistorikers Otto Borst, einen gebürtigen Hohenloher. Borst zeichnet das Einmalige dieses Landstriches (Zitat: "Das Alte Reich hat in diesem Landstrich Hohenlohe ein, wie es uns heute scheinen mag, selbstverständliches Ge-

faß gefunden") und legt zugleich scharf und ungeschönt die heutigen Strukturprobleme der Region bloß.

Im Hauptteil des Buches werden die Jahre 1790 bis 1849 auf jeweils zwei Doppelseiten präsentiert, und jedem Jahr wird gleich viel Platz eingeräumt. Neben den "zentralen Jahren", wie 1806 und 1848 werden auch die ganz "normalen" Jahre vorgeführt, die nicht im Geschichtsbuch stehen, in denen aber die vielbeachteten Umwälzungen und Neuerungen der "historischen" Jahre häufig erst ihre Wirkung entfalten. Durch die Gleichzeitigkeit von Bildern und Quellentexten entsteht ein überaus facettenreiches Bild, das sich zu einem Ganzen rundet, denn es sind alle Lebensbereiche bedacht. "Hohenlohe wird württembergisch" entstand im Zusammenhang mit der historischen Ausstellung "Einverleibt und garantirt - 1800-1849" in Öhringen im Herbst dieses Jahres. Doch ist das Buch weit mehr als eine bleibende Erinnerung an diese Ausstellung: Es vermittelt den Freunden dieses Hohenloher Landes - und der Rezensent bekennt sich gerne dazu - ein vielfältiges Intimbild, das ihm bei seinen nächsten Besuchen helfen wird, noch tiefer in dieses "alte Land" sich einzufühlen.

-en

Ursula Pfistermeister: Fachwerk in Franken. 204 S., 258 Abb. (davon 173 in Farbe). Nürnberg (Hans Carl) 1993. DM 49.-

Franken hat - neben vielen anderen Vorzügen - auch diesen, ein reiches Fachwerk-Land zu sein: Bauern- und Bürgerhäuser, Scheunen, Mühlen, Gasthöfe, Rat- und Amtshäuser, ja sogar Kirchtürme und ländliche Adelsitze wurden hier in Fachwerkbauweise errichtet. Noch heute besitzen viele Ortschaften ausgedehnte Fachwerkensembles.

Den ganzen Reichtum fränkischer Fachwerkliteratur macht Ursula Pfistermeister, versierte Fotografin, in diesem Bildband deutlich. In einem einführenden Teil bringt sie einen Abriss der Entwicklung der Holzbaukunst, deren Anfänge im hohen Mittelalter liegen und die über Jahrhunderte hinweg bis ins frühe Barock eine vielfältige Formensprache entwickeln konnte. Die Autorin läßt sich auch über den Werkstoff Holz insgesamt aus, zeigt die Techniken der Holzbauweise, stellt die Zimmerleute und ihr Handwerk vor, vergißt auch die "Schlierer" nicht und widmet der Farbe am Fachwerk einige Ausführungen

Doch der eigentliche Gehalt des Buches liegt in den prächtigen Farbfotos: Hier werden an typischen Beispielen die fränkischen Fachwerklandschaften vorgeführt und dabei der ganze Reichtum

Frankens an Fachwerkbauten ausgebreitet. Es überwiegen die Totalaufnahmen. Daß die kleinen Fachwerkbauten und Details nur spärlich vorkommen, könnte einem kritischen Betrachter ebenso auffallen wie der Umstand, daß fast alle gezeigten Bauten sich in einem frisch restaurierten Zustand präsentieren. Daß Fachwerk auch im wenig gepflegten Zustand oder gar in Stadien des Verfalls einen großen malerischen und fotografischen Reiz entfalten kann, wird (bewußt?) ausgespart.

Diese kritische Anmerkung soll aber den Wert dieses schönen Buches, das sich auch für Geschenkzwecke empfiehlt, keineswegs schmälern. -en

Barwasser Frank-Markus / Vollmond Jochen (Hrsg.): Grenzreise – 850 Kilometer rund um Unterfranken. 124 S., 95 Fotos. Würzburg (Echter) 1993, DM 29.80

Es war eine gute Idee, als einige Reporter der "Welle Mainfranken" des Bayerischen Rundfunks alle Siedlungen entlang der Grenze des unterfränkischen Regierungsbezirkes bereisten – insgesamt 150 Orte. (Der Rezensent muß gestehen, daß er manche Namen vorher noch nie gehört hat).

Herausgekommen aus dieser Grenzbereisung ist auch dieses Buch, das aus jedem Dorf eine kurze Reportage bringt: Kleine und große Geschichten werden da erzählt, man lernt Typen und Originale kennen, erfährt von lebendigen Traditionen, auch aktuelle Probleme werden nicht ausgespart. Die vielen Schwarzweißfotos des Bad Könighofeners Jochen Vollmond verstärken das gedruckte Wort eindrucksvoll.

Insgesamt entstand ein Mosaik eines vielfach wenig bekannten Franken, das den Leser auch anregt, den einen oder anderen Ort einmal selber aufzusuchen. Und damit hätte das Buch einen weiteren wichtigen Zweck erfüllt. -en

Birgit Jauernig-Hofmann / Hermann Heidrich: Der ganze Main war hölzern. Eine Ethnographie der Flößerei. 184 S., 86 Abb., Bad Windsheim (Fränk. Freilandmuseum) 1983, DM 23,-

Sechseinhalb Jahrhunderte Flößerei im Frankenwald und auf dem Main gingen Mitte unseres Jahrhunderts zuende. Nur noch Spuren und Erinnerungen an diesen einstmaligen blühenden Wirtschaftszweig sind vorhanden. Auf der Grundlage der Erinnerungen von Flößern und Holzhändlern interpretieren die Autoren die Geschichte der Flößerei in Franken vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts. Das

reich mit historischen Photographien ausgestattete Buch entführt den Leser auf eine Reise vom Frankenwald bis zur Mainmündung und schildert auf spannende Weise die Erlebnisse der rauen Burschen auf den hölzernen Böden.

Der Band ist zugleich Begleitbuch zur Flößerei-Ausstellung im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim vom 9. 10. 1993 und vom 14. 3. bis 29. 3. 1994 (tägl. geöffnet außer montags).

Fred Händel / Axel Herrmann (Hrsg.): "Das Hausbuch des Apothekers Michael Walburger". Band IV (1663–1665), Nordoberfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde e.V. in Hof, 1991, 438 S.

Als 4. Band des akkurat geführten Hauswirtschaftsbuchs des Apothekers Michael Walburger aus Hof liegt wiederum eine heimatgeschichtlich und volkskundlich kostbare Quellenedition von überregionaler Bedeutung vor.

Wer einmal Mut und Muse zum Lesen dieses Tagebuchs gefunden hat, wird es nicht so rasch wieder weglegen. Neben äußerst interessanten Mitteilungen werden uns aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts auch eine Reihe außergewöhnlicher Ereignisse vorgestellt. Erregend der bis ins Detail geschilderte Hexenprozeß im Juli 1665, ergreifend das plötzliche Erscheinen eines Kometen am 29. 12. 1664. Man erfährt vom Durchzug von Soldaten anlässlich des Türkenkrieges genauso wie von ausführlichen Beschreibungen Hofer Hochzeitsbrauchtums im 17. Jahrhundert.

Mit erheblichem Aufwand wird die Hochzeit von Walburgers Tochter Catharina mit dem Magister Georg Küffner geschildert.

Besonders beachtenswert im Anschluß an das recht überschaubare und durch ein exakt zusammengestelltes Personen-, Orts- und Sachregister gut gegliederte Hausbuch sind die aus den Notizen herausgearbeiteten Themenbereiche über pharmaziehistorische und pharmazeutische Betrachtungen von Arzneimittelrezepten und genaue Betrachtungen über die Gestaltung von Feiertagen in einem Hofer Bürgerhaus.

Der meist kränkliche und oft lamentierende Apotheker Walburger – er hatte das Zipperlein und späterhin auch Augenbeschwerden – nahm sich viel Zeit zum Beobachten und zu genauen Tagebuchaufzeichnungen, die in erster Linie von den beiden Mitarbeitern und Herausgebern Fred Händel und Dr. Axel Herrmann aus der Originalhandschrift gewissenhaft und sorgfältig transskribiert worden sind.

Die Bände I (1988), II (1989) und III (1990) liegen bereits vor.

Alle Bände des Hausbuches sind im Buchhandel (ISBN 3-928626-14-0 für das Gesamtwerk, ISBN 3-928626-18-3 für Band IV) oder direkt beim Nordoberfränkischen Verein erhältlich.

Die Bände I bis IV kosten jeweils DM 39,80
bei Abnahme des Gesamtwerkes nur DM 33,70

Dr. Reinhard Worschech

gerhard c. krishker: muggnschisla, neue dialektgedichte. Bamberg (Collibri) 1992, 110 S.

Gerhard C. Krishker aus Bamberg, der Altmeister des epigrammatischen pointierten Dialektgedichts (nach dem Motto: "Wie beim dennis - in drei

sädds alläs klöa machn") hat nach einer längeren Spielpause widdä mal "blud dialeggd" und neue "Schprüch" auf den Markt gebracht und damit einem kleinen neuen Verlag wahrscheinlich zu einem "Goodseller" verholfen. Die Texte sind so gut und trotz aller gelegter Widerhaken eingängig, daß ich sie in einem Zug (E 3642 von Bamberg nach Schweinfurt) gelesen habe.

Auch wenn GCK's Gedichte nicht unnachahmlich sind, unübertrefflich sind viele von ihnen, unübertrefflich auch, wie er bei dem letztthin doch begrenzten Sprachmaterial immer wieder neu fündig wird, und es wäre schad drum, würde er sein Versprechen "iich mach kanna schbrüch meä" wahr machen.

Klaus Gasseleder

Termine im Jahr 1994

Bundestag am 7. Mai 1994 in Bayreuth

Fränkisches Seminar vom 7.-9. Oktober 1994 auf Schloß Schney bei Lichtenfels.

Thema: "Mundart". Leitung: Dr. Eberhard Wagner, Bayreuth.

Bundesbeiratstagung am 15. Oktober 1994 in Abenberg

Jahresthemen

"Das fränkische Dorf am Ende des 20. Jahrhunderts" bleibt Jahresthema auch für 1994.

Thema des Jahres 1994/95 wird "Mundart" sein. Das Fränkische Seminar in Schney im Oktober 1994 bildet den Auftakt zu diesem Jahresthema.